

LINA BENGTSDOTTER

DIE
NUMMER 1
AUS
SCHWEDEN!

LÖWENZAHNKIND

THRILLER





A.R.T.U.R./VK-EU / <https://vk.com/id248335662>

Lina Bengtsson

Löwenzahnkind

Thriller

Aus dem Schwedischen
von Sabine Thiele





Die schwedische Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel »Annabelle« bei Bokförlaget Forum, Stockholm.

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



PENGUIN VERLAG

PENGUIN und das Penguin Logo sind Markenzeichen von Penguin Books Limited und werden hier unter Lizenz benutzt.

Copyright © 2017 by Lina Bengtsdotter
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2019 by
Penguin Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Published in the German language by arrangement with Bonnier Rights, Stockholm, Sweden
Umschlag: Favoritbüro

Umschlagmotiv: Trevillion/© Nik Keevil, Trevillion/
© Andy & Michelle Kerry, GettyImages/© Martin Zwick

Redaktion: Maike Dörries
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
ISBN 978-3-641-23534-5

V002



A.R.T.U.R./VK-EU



Für meine Töchter Ebba, Edit und Ingrid

It was many and many a year ago,
In a kingdom by the sea,
That a maiden there lived whom you may know
By the name of Annabel Lee;
And this maiden she lived with no other thought,
Than to love and be loved by me.

Aus »Annabel Lee« von Edgar Allan Poe

Jene Nacht

Nebel stieg über den Wiesen auf, Grillen zirpten am Wegesrand. Das Mädchen wankte den Schotterweg entlang. Zwischen ihren Beinen pochte es, etwas floss aus ihr heraus. Sie hätte weinen sollen, doch die Tränen wollten nicht kommen.

Wie spät war es? Elf? Zwölf? Sie holte ihr Handy aus der Tasche. Fast halb eins. Mama würde ausflippen. Sie würde sie in der Haustür abpassen, an den Schultern packen und schütteln und sie anbrüllen, wo sie gewesen sei. Dann würde sie die Kratzer sehen, das Blut, das zerrissene Kleid. Wie sollte sie das nur erklären?

Sie war so in Gedanken versunken, dass sie die Gestalt vor sich erst bemerkte, als diese nur noch wenige Meter entfernt war. Zuerst schrie sie laut, doch als sie das Gesicht erkannte, atmete sie erleichtert auf.

»Ach, du bist es«, sagte sie undeutlich. »Du hast mich beinahe zu Tode erschreckt.«

Kapitel eins

Es war Anfang Juni, und nachts wurde es nicht mehr richtig dunkel. Fredrik Roos saß im Auto und blickte über die nebligen Wiesen. Er wusste, dass Annabelle hier gerne den Weg abkürzte, dass sie bereits ihre eigenen Trampelpfade im hohen Gras angelegt hatte. Nora hatte ihr natürlich verboten, sich nachts dort herumzutreiben, aber Fredrik wusste, dass sie es trotzdem tat, und er hatte Verständnis dafür. Bei Noras strengen Ausgangsregeln war jede Minute wertvoll. Er hoffte, dass seine Tochter bald durch das hohe Gras auf ihn zukommen würde, in dem dünnen blauen Kleid, das sie aus dem Schrank ihrer Mutter genommen hatte. Nora hatte sich fürchterlich aufgeregt, als sie es entdeckt hatte. Er dachte an seine Frau, ihre aufbrausende Natur und die innere Unruhe. Sie war schon immer labil und ängstlich gewesen. Als sie sich kennengelernt hatten, war es irgendwie faszinierend gewesen, wie sie aus ganz alltäglichen Ereignissen wahre Horrorszenarien entwickelte. Doch mit den Jahren war die Faszination gewichen, Irritation und Ärger hatten ihren Platz eingenommen. Als er jetzt im Auto saß, wieder einmal von Nora ausgeschickt, um Annabelle nach Hause zu holen, merkte er, dass er bald keine Kraft mehr hatte.

Man kann sie nicht vor allem beschützen, sagte er immer wieder, auch wenn er wusste, dass Nora nichts mehr auf die Palme brachte. Dass man sie nicht vor allem beschützen konnte, war schließlich kein Argument dafür, es nicht wenigstens zu versuchen. Das Problem war nur, dass sie unterschiedlicher Auffassung waren, wie weit sie dabei gehen sollten. Fredrik fand es in Ordnung, wenn Annabelle allein von ihren Freunden nach Hause ging, selbst nachts. Er hielt nichts davon, dass sie ständig anrufen und Bescheid geben sollte, falls sich ihre Pläne spontan änderten. In seiner Jugend war er gekommen und gegangen, wie er wollte. Er wäre wahnsinnig geworden, hätte jemand versucht, ihn so zu kontrollieren, wie

Nora es mit Annabelle tat. Kein Wunder, dass Annabelle gegen ihre Regeln aufbegehrte. Nicht die lockeren Zügel sind das Problem, dachte Fredrik, sondern Noras extremes Kontrollbedürfnis.

Das Gebäude, das einmal einen Dorfladen beherbergt hatte, lag auf der anderen Seite des Ortes. Es stand seit Jahren leer und wurde als Treffpunkt von den Jugendlichen der Gegend genutzt. Fredrik wusste, dass viele Einwohner dafür waren, das alte Haus abzureißen. Er selbst hatte bei einer dieser Unterschriftenaktionen unterzeichnet, wenn auch nur wegen des äußeren Scheins. Ihm war klar, dass die Jugendlichen zum Feiern einfach irgendwo anders hinziehen würden, wenn das Gebäude abgerissen wurde. Wahrscheinlich noch weiter außerhalb.

Er parkte vor dem Eingang. Im großen Schaufenster klebten immer noch alte Titelblätter. Ein dumpfer Bass dröhnte aus dem Haus. Fredrik nahm das Handy, um Nora anzurufen und zu fragen, ob Annabelle in der Zwischenzeit nach Hause gekommen war. Er hatte keine Lust, in eine Teenagerparty zu platzen, wenn es sich vermeiden ließ. Er tippte gerade ihre Nummer, als Nora ihn anrief und fragte, ob er schon dort sei.

»Ich bin gerade angekommen.«

»Ist sie da?«

»Ich bin eben erst aus dem Auto gestiegen.«

»Dann geh schon rein.«

»Bin auf dem Weg.«

Die verwilderten Beete entlang der Hausfassade waren voller Bierdosen, Zigarettenkippen und Flaschen. Er ging durch die Tür in den großen Raum, in dem sich früher das Geschäft befunden hatte. Ein Geruch nach Verlassenheit schlug ihm entgegen. Eine Weile stand er da und betrachtete den schmutzigen Boden, den Tresen mit der alten Registrierkasse und die leeren Regale an den Wänden. Über ihm hämmerte der Bass. Er ging zu der Tür, die zu der Wohnung über dem Laden führte. Abgeschlossen. Er ging wieder nach draußen und auf die Rückseite des Hauses. Auf der Veranda an der Schmalseite des Gebäudes schlief ein Junge mit der Hand unter dem Hosenbund. Fredrik musste über ihn hinwegsteigen, um zur Hintertür zu gelangen.

Im Flur roch es süßlich. Er folgte der Musik eine lange, geschwungene Treppe hinauf. Ebba Grön, »800°«, das kannte er noch.

Warme Kleider und trotzdem Gänsehaut.

Kein Wunder, ich seh um mich rum nur Idioten.

Achthundert Grad, du kannst mir vertrauen, du kannst mir vertrauen.

Fredrik sah gerade noch rechtzeitig zu Boden, um zu merken, dass die nächste Treppenstufe fehlte. Dass hier noch keiner zu Tode gestürzt war, dachte er, während er bis zum Treppenabsatz weiterging.

Zwei Jungen saßen in der Küche an einem dunklen Holztisch, der von Aschenbechern, Flaschen, Dosen und Zigarettenpackungen überquoll. Einer hackte ununterbrochen mit einem kleinen Messer auf die Tischplatte ein. Fredrik hatte die beiden schon mal gesehen, hatte aber keine Namen parat. Sie mussten älter sein als Annabelle, sonst hätte er es gewusst. Sie bemerkten ihn erst, als er direkt vor ihnen stand.

»Hallo!«, rief er dem zu, der die Tischplatte mit dem Messer malträtierte, und erkannte im gleichen Augenblick, dass es sich um den Sohn des Sperrholzfabrikanten handelte. Svante Linder.

»Hey, setz dich und nimm dir was zu trinken!«, brüllte dieser zurück. »Und schau ein bisschen fröhlicher, bei der geilen Party hier. Die anderen haben schon alle aufgegeben, aber wir halten durch, bis die Sonne aufgeht.«

»Das ist sie schon längst, Svante«, meinte der Junge neben ihm lachend und klopfte gegen das schmutzige Küchenfenster. »Ich glaube, die ist gar nicht untergegangen.«

»Ist Annabelle hier?«, fragte Fredrik.

»Annabelle?« Die jungen Männer sahen einander an.

Svante grinste, wobei der Tabakpfropfen unter seiner Oberlippe sichtbar wurde, und sagte, er wisse ja, dass Annabelle auf alte Knacker stünde, aber dass sie jetzt auch nicht übertreiben müsse. »Du könntest ihr Vater sein, verdammt noch mal.«

»Ich *bin* ihr Vater«, erwiderte Fredrik und trat näher an den Tisch heran mit dem kaum zu unterdrückenden Bedürfnis, diesem abfällig grinsenden Kerl eine reinzuhauen.

Die beiden starrten ihn an.

»Oh, shit«, meinte Svante. »Sie sind das.« Er trat gegen einen freien Stuhl am Tisch und entschuldigte sich hastig. Er hatte doch nicht andeuten wollen ... er hatte ihn nur nicht erkannt. Sie hatten ein paar Bier zu viel. »Und dann diese verdammte Hitze, man verdurstet ja geradezu. Gib dem Mann was zu trinken, Jonas«, sagte Svante und nickte dem Jungen zu, der ihm gegenüber saß. »Was ordentlich Starkes. Los, beweg dich, Jonte.«

»Ich möchte nichts trinken«, antwortete Fredrik. »Ich will nur wissen, wo meine Tochter ist. Habt ihr sie gesehen?«

»Es waren so viele Leute hier«, erwiderte Svante. »Und wir haben ganz schön gefeiert, um es mal so zu sagen. Wir haben um sieben Uhr angefangen, deshalb sind die anderen schon umgekippt. Aber sie war hier, auch wenn ich glaube, dass sie schon gegangen ist. Oben sind noch ein paar«, er deutete Richtung Zimmerdecke. »Da würde ich mal nachfragen. Über uns sind noch mehr Stockwerke«, rief er Fredrik nach, als dieser zur Treppe ging.

Je höher Fredrik kam, desto lauter wurde die Musik. Im nächsten Stockwerk war ein langer Flur. An einer Wand stand ein Aquarium. Als er näher kam, sah er eine Schildkröte im Wasser herumpaddeln, das voller Zigarettenstummel war. Wer macht so etwas?, dachte er. Kippen in ein Aquarium werfen, in dem eine Schildkröte lebt?

Von dem Flur ging ein Wohnzimmer mit grünen Plüschsofas voller Brandlöcher ab. Auf einem davon lag ein junges Mädchen mit zerzaustem Haar. Fredrik dachte, sie schlief, doch als er zu ihr ging, sah er ihre weit aufgerissenen Augen.

»Alles in Ordnung?«, fragte er.

»Total super«, flüsterte das Mädchen. »Danke, dass du fragst.« Dann lachte sie auf einmal und wedelte mit den Händen. Die hat garantiert mehr als nur Alkohol intus, dachte Fredrik. Vielleicht sollte er sie nach ihrem Namen fragen und sie nach Hause bringen. Sobald er Annabelle gefunden hatte, würde er genau das machen, beschloss er.

Wir erfrieren, es ist so kalt. Armes Kind, bald wird es warm.

Die Stereoanlage stand im nächsten Zimmer. Die Musik war ohrenbetäubend laut. Fredrik drehte die Lautstärke herunter. Dann ging er

weiter, öffnete eine Tür nach der anderen, doch die anderen Räume auf diesem Stockwerk waren leer. Schließlich landete er in einer kleinen Diele, von der eine schmale Treppe weiter nach oben führte. Wie hoch war dieses Gemäuer eigentlich? Hörte es denn gar nicht auf?

Ganz oben waren zwei Türen. Die linke war verschlossen, die rechte ging auf, als Fredrik die Klinke herunterdrückte.

Das Fenster stand offen, und eine schmutzige Gardine wehte im Wind. Auf dem Bett in der Mitte des Raumes bewegte sich jemand rhythmisch unter einer Decke.

»Annabelle?«, fragte Fredrik. »Bist du hier?«

»Was zum Teufel?« Ein Junge blickte am Fußende des Bettes unter der Decke hervor. »Hau ab, du perverser Sack«, rief er. »Verpiss dich!«

»Ich suche nach meiner Tochter. Ist Annabelle zufällig hier?« Fredrik sah, wie der Junge bei dem Namen zusammenzuckte.

»Nein. Keine Ahnung, wo sie ist.«

»Und wer ist da mit dir unter der Decke?«

»Rebecka«, antwortete der Junge. »Zeig, dass du es bist.«

»Ich bin es«, bestätigte Rebecka unter der Decke. »Ich weiß nicht, wo Annabelle ist. Sie hat gesagt, sie wollte nach Hause gehen.«

»Ich dachte, sie wäre bei dir«, meinte Fredrik. »Nora hat gesagt, ihr wolltet euch bei dir einen Film ansehen.«

»Haben wir auch«, rechtfertigte sich Rebecka, »aber dann hat sich was anderes ergeben.«

»Wann ist sie gegangen?«

»Ich weiß nicht genau. Wir haben ganz schön viel gekippt, und Annabelle ... Sie war ordentlich betrunken.«

»Entschuldigung!«, rief Rebecka hinter Fredrik her, als der aus dem Raum stürmte. »Ich hätte mit ihr nach Hause gehen sollen, aber ...«

»Sie ist nicht hier, oder?« Svante stand vor der Tür.

»Nein. Rebecka hat es mir gerade gesagt.«

»Als ob die den Überblick hätte.«

»Was ist hinter dieser Tür?«, fragte Fredrik und deutete darauf.

»Da drin ist sie nicht, so viel ist sicher.«

»Wie kannst du das so genau wissen?«

»Weil«, antwortete Svante, »nur ich einen Schlüssel zu dieser Tür habe.«
»Dann könntest du doch kurz aufschließen.«

»Das würde ich echt gern. Aber blöderweise habe ich den Schlüssel verloren. Gestern. Deshalb weiß ich auch genau, dass niemand in dem Zimmer ist. Brauchen Sie Hilfe bei der Suche? Unten steht ein Lastenmofa, das ist höllisch aufgemotzt, damit könnten wir ...«

Fredrik blickte in Svantes große Augen. Irgendetwas war seltsam daran. Er wollte wirklich nicht, dass dieser Junge nach Annabelle suchte. In diesem Zustand stellte er eine Gefahr für die Allgemeinheit dar.

»Natürlich helfen wir Ihnen suchen«, fuhr Svante fort. »Ich meine ... Ich habe gehört, dass sie abends nicht so lange weg darf und ...«

Fredrik musterte das Gesicht des Jungen und dachte, dass es stimmte, was er im Ort über den Fabrikantensohn gehört hatte – dass er ein unsympathischer Mistkerl war.

Als Fredrik zum Auto zurückkam, sah er drei Anrufe in Abwesenheit von Nora auf seinem Handy. Er rief sie an und hoffte, dass Annabelle mittlerweile nach Hause gekommen war, doch am Klang der Stimme seiner Frau hörte er, dass dem nicht so war.

»Bist du noch im alten Dorfladen?«, fragte sie und sprach gleich weiter:
»Ist sie dort?«

»Nein«, antwortete Fredrik. »Sie war nicht dort.«

»Aber wo ist sie dann?«

»Das weiß ich nicht.«

»Fahr bei Rebecka vorbei.«

»Rebecka ist im Dorfladen«, erwiderte Fredrik. »Beruhig dich«, sagte er, als Nora zu weinen begann. »Sie ist sicher auf dem Weg. Ich suche auf der Straße nach ihr.«

»Bring sie nach Hause«, sagte Nora flehend. »Bring sie verdammt nochmal nach Hause, Fredrik.«

Kapitel zwei

Charlie wachte bereits um sieben Uhr morgens auf. Nach einer durchzechten Nacht schlief sie nie besonders gut, schon gar nicht in einem fremden Bett. Sie sah zu dem Mann neben sich. Martin, so hieß er doch? Und welchen Namen hatte sie ihm genannt? Maria? Magdalena? Wenn sie einen Typen in der Kneipe kennenlernte, gab sie immer einen falschen Namen und Beruf an. Zum einen, damit niemand sie ausfindig machen konnte, zum anderen war kaum etwas so unerotisch wie Witze über Handschellen und Frauen in Uniform. Das war auch eins ihrer zahlreichen Probleme – sie langweilte sich so schnell.

Martin hatte sie jedenfalls angesprochen und gefragt, warum sie allein in der Bar saß. Ohne ihre Antwort abzuwarten, hatte er sie auf einen Drink eingeladen und dann noch einen, und als der Laden schloss, gingen sie zu ihm nach Hause. Das wäre sonst nicht seine Art, gleich am ersten Abend jemanden mit nach Hause zu nehmen, hatte er gesagt, als er mit dem Schlüssel zu seiner Wohnung kämpfte. Charlie hatte darauf erwidert, ihre schon. Sie war so jemand, der gleich am ersten Abend mit jemandem mitging. Martin hatte gelacht und gesagt, dass er ihren Humor mochte. Charlie hatte es nicht übers Herz gebracht, ihm zu erklären, dass das kein Witz war.

Vorsichtig richtete sie sich auf. Ihr Kopf schmerzte. Ich muss nach Hause, dachte sie. Meine Kleider finden und nach Hause fahren.

Ihr Kleid lag auf dem Küchenfußboden, auf die Unterhose verzichtete sie. Sie war schon beinahe im Flur, als sie auf ein Spielzeug trat, das »Mary Had A Little Lamb« zu spielen begann. »Verdammt«, flüsterte sie. »Verdammt Mist.« Sie hörte, wie Martin sich in seinem Bett im Schlafzimmer umdrehte. Rasch schlich sie in den Flur, nahm ihre Schuhe in die Hand, öffnete die Tür und lief die Treppe hinunter.

Das Tageslicht überraschte sie, als sie auf die Straße trat, und sie musste sich kurz sammeln, bis sie wusste, wo sie sich befand. Östermalm, Skeppargatan. Mit dem Taxi wäre sie in fünf Minuten daheim. Sie sah sich um, doch als nirgends ein Taxi zu sehen war, ging sie zu Fuß.

Nach zwei Häuserblöcken klingelte ihr Handy.

»Bist du beim Joggen?«, fragte Challe.

»Ja, irgendwie muss man sich ja fit halten. Bist du bei der Arbeit?«

»Ja, wenn man schon in aller Herrgottsfrühe aufsteht, kann man auch zur Arbeit gehen.«

Charlie lächelte. Ihr Chef und sie hatten dieselbe Arbeitsmoral. Ansonsten unterschieden sie sich in vielen Punkten, und wenngleich er es nie vor anderen zugab, schien er im Gegensatz zu gewissen älteren Kollegen nie an ihren beruflichen Fähigkeiten zu zweifeln. Auch wenn es sie wahnsinnig machte, dass er nie ihre Partei ergriff, wenn sie wegen ihres jungen Alters oder Geschlechts dumm angemacht wurde. Doch dann war sie stolz, wenn er sie unter vier Augen seine fähigste Ermittlerin nannte.

Charlie hatte vor zwei Jahren in der Nationalen Operativen Abteilung, kurz NOA, angefangen. Die erste Zeit war hart gewesen. Während ihrer Ausbildung hatte sie viele Gruselgeschichten über die Männerherrschaft unter Polizisten gehört, doch ihr war nicht bewusst gewesen, wie verbreitet die männliche Überheblichkeit war. Der Umgangston, die Sticheleien, die PMS-Unterstellungen, sobald sie jemandem widersprach oder Kontra bot. Der Großteil ihrer Kollegen bei der NOA waren Männer mittleren Alters, die sich seit Jahrzehnten gegenseitig den Rücken freihielten. Schon am ersten Tag hatten sie deutlich gezeigt, dass sie alles andere als begeistert von der Vorstellung waren, in Zukunft mit einer jungen Frau zusammenarbeiten zu müssen, noch dazu auf der Position, die Charlie bekleiden würde. Einer hatte ganz unverblümt gesagt, dass er eine Frau nur im Bett über sich akzeptierte. Charlies Blitzkarriere war dabei völlig unerheblich, ebenso ihr Abschluss in Psychologie, bevor sie ihre Ausbildung an der Polizeihochschule aufnahm. Wie sie das überhaupt geschafft habe?, hatte einer ihrer neuen Kollegen sie gefragt. Wie war es möglich, ein dreijähriges Studium zu absolvieren und trotzdem mit zwanzig Jahren an der Polizeihochschule anzufangen?

Charlie hatte ehrlich geantwortet, nämlich, dass sie in der Schule eine Klasse übersprungen, mit siebzehn Abitur gemacht hatte und dann direkt an die Universität gegangen war. Der Kollege hatte die Stirn gerunzelt und irgendwas gemurmelt von wegen, man solle nach dem Gymnasium nicht gleich studieren, sondern erst einmal reisen und Lebenserfahrung sammeln. Charlie hatte ihn angefaucht, dass sie keinen Sinn darin sehe, herumzureisen und die Zeit zu verschwenden, nur damit man eine Weile unterwegs war. Und Lebenserfahrung hatte sie ja wohl während ihres Studiums gesammelt. Das Leben stand schließlich nicht still, nur weil man an der Universität war. Der Kollege hatte sie mit einem überheblichen Lächeln bedacht, als ob sie zu jung und zu dumm sei, seine Argumente zu verstehen.

Charlie hatte mittlerweile die Hoffnung aufgegeben, dass sich das Verhalten ihrer Kollegen ihr gegenüber mit den Jahren bessern würde. Im Gegenteil, Neid und Misstrauen wuchsen, je höher sie in der Hierarchie aufstieg. Anfangs hatte sie sich verteidigt, diskutiert, aus Protest den Pausenraum verlassen und wütende Mails an ihre Vorgesetzten geschrieben. Doch irgendwann hatte sie es den meisten ihrer weiblichen Kollegen nachgemacht, die es in diesem Beruf zu etwas gebracht hatten: mit tiefer Stimme sprechen und nie lächeln. Danach war wieder mehr Zeit und Energie da, das zu tun, wofür sie bezahlt wurde. Stumpf, feige und egoistisch kam sie sich manchmal vor. Aber sonst hätte sie nicht bleiben und sich weiterentwickeln, Karriere machen können. Und dieser Antrieb war größer als das Bedürfnis, sich mit Idioten herumzuschlagen, die es einfach nicht kapierten.

Natürlich waren nicht alle so. Es gab einige Ausnahmen, und eine davon war Anders Bratt, mit dem sie am engsten zusammenarbeitete. Er war nur wenige Jahre älter als sie und ihr vom ersten Moment an sympathisch gewesen, trotz ihrer völlig verschiedenen persönlichen Hintergründe. Er war ein typischer Oberklassetyp, kam aus reichem Haus mit Segellagern im Sommer und Skiferien in den Alpen im Winter. Er konnte eingebildet, überheblich und nervtötend sein, aber Charlie verzieh ihm das alles, da er über drei Eigenschaften verfügte, die sie an einem Menschen am höchsten schätzte: ein gutes Herz, Humor und die Fähigkeit zur Selbstreflexion.

Anders betonte gern, wie toll er es fand, dass sie zum Team gestoßen war und alles gehörig durcheinandergewirbelt hatte. Sie hatten auch über ihren Namen gesprochen. Am ersten Tag hatte jemand vorgeschlagen, sie einfach Charline zu nennen, um nicht jedes Mal den Nachnamen dazusagen zu müssen, wenn man von ihr oder dem Chef sprach. Charlie hatte abgelehnt. Sie wollte Charlie genannt werden und sonst nichts.

Anders hatte ihr erzählt, dass sich alle darüber amüsiert hatten, dass der Chef sich wegen ihrer Halsstarrigkeit einen anderen Namen zulegen musste. Wer schaffte das schon einfach so?

Charlie trat auf einen Stein und fluchte.

»Was ist los?«, fragte Challe.

»Nichts.«

»Kannst du später reinkommen?«

Kälte breitete sich in Charlies Brust aus. Hatte sie heute Dienst? Hatte sie nur geträumt, dass Challe ihr gesagt hatte, sie solle freinehmen?

»Ich weiß, dass ich gesagt habe, du sollst heute daheimbleiben«, fuhr Challe fort. »Und ich weiß, dass wir gerade eine Hitzewelle haben, aber es ist etwas passiert. Hast du schon die Titelseiten gelesen?«

»Die Titelseiten?« Charlie hatte noch nicht einmal Nachrichten auf dem Handy gelesen.

»In Västergötland ist ein siebzehnjähriges Mädchen verschwunden.«

»Seit wann?«

»Seit der Nacht von Freitag auf Samstag. Die Landeier da unten dachten zuerst, das Mädchen sei freiwillig untergetaucht, und haben deshalb nichts unternommen. Doch jetzt gibt es neue Hinweise, dass ein Verbrechen vorliegen könnte.«

»Was für Hinweise?«

»Das Übliche, sie hat ihr Handy nicht verwendet, ihre Kreditkarte nicht benutzt.«

»Wo in Västergötland?«, fragte Charlie.

»In Gullspång.«

Charlie blieb stehen. Challe erzählte weiter von dem verschwundenen Mädchen, doch sie hörte nicht mehr zu. In ihren Ohren hallte ein Wort wider: Gullspång.

»Charlie?« Challe zündete sich am anderen Ende der Leitung eine Zigarette an. »Bist du noch dran?«

»Ja.«

»Du und Anders fahrt dahin. Tut dir vielleicht ganz gut, mal rauszukommen.«

Charlie konnte sich die Antwort nicht verkneifen, dass Hugo in diesem Fall genauso gut einen Tapetenwechsel gebrauchen könnte. Außerdem war sie mit einem anderen Fall beschäftigt. Challe erwiderte, er würde jemand anders darauf ansetzen, da sich die Ermittlungen noch im Anfangsstadium befanden, und ja, er könnte natürlich auch Hugo schicken, aber Charlie solle das nicht als Bestrafung verstehen, sondern ...

Jetzt, dachte Charlie. Jetzt sage ich, dass ich da nicht hinfahren kann.

»Charlie?«

»Okay«, hörte sie sich sagen. »Ich fahre.« Gibt es das Polizeirevier überhaupt noch?, wollte sie noch hinzufügen, doch stattdessen sagte sie, dass sie in einer Stunde da sei.

Nach Beendigung des Gesprächs ging sie in den nächsten 7-Eleven, in dem ihr von den Titelseiten der gängigen Zeitungen ein junges Mädchen mit großen Augen und rotblonden Haaren entgegenstarrte. »Spurlos verschwunden« titelten die Blätter. Charlie rief die Seite von *Dagens Nyheter* auf ihrem Handy auf und recherchierte den aktuellen Stand der Dinge. Das Mädchen war siebzehn Jahre alt und hieß Annabelle Roos. Der Nachname kam ihr bekannt vor, sie konnte aber kein Gesicht damit verbinden. Wie sollte sie sich auch an alle Familien in dem kleinen Ort erinnern? Sie war nicht mehr dort gewesen seit ... War das wirklich schon neunzehn Jahre her?

Kapitel drei

Charlie hatte noch einige Häuserblöcke vor sich, bis sie zu Hause war. Ein Taxi hatte sie nicht gefunden, und U-Bahn fuhr sie nie. Unter der Erde schien sie keine Luft zu bekommen. Ihre Füße schmerzten in den High Heels, und schließlich streifte sie die Schuhe ab. Der Asphalt war warm unter ihren Fußsohlen. Wer mich jetzt sieht, dachte sie, würde nie erraten, was ich von Beruf bin.

Als sie in ihrer Wohnung in den Flurspiegel blickte, fluchte sie laut. Eine tiefe Schramme leuchtete rot über ihrer linken Augenbraue. Sie betastete vorsichtig die Kruste, die sich mittlerweile gebildet hatte, und erkannte, dass Schminke hier nicht helfen würde. Wie zum Teufel hatte sie das nur wieder geschafft? Dann erinnerte sie sich – die Dusche, wie Martin und sie einander eingeseift hatten, dann war sie ausgerutscht und hatte sich den Kopf angeschlagen ... am Duschkopf? Sie wusste nicht einmal, wo sie sich die Wunde zugefügt hatte.

Ich bin die Parodie einer Polizistin, dachte sie, einsam, ohne soziale Kontakte und viel zu trinkfreudig. Dann beruhigte sie sich jedoch damit, dass das ja nur Phasen waren. Im Sommer war es immer am schlimmsten, wenn das Leben ihr Knüppel zwischen die Beine warf.

Sie bedauerte es beinahe, dass sie keinen Mann hatte, den die Kollegen verdächtigen könnten. Jetzt würden alle glauben, dass die Wunde ... Ja, was würden sie eigentlich glauben? Im Hinblick auf das letzte Personalfest dachten wahrscheinlich alle an zu viel Alkohol. Challe würde behaupten, sie brauche Hilfe, und sie würde erwidern, dass alles in Ordnung und unter Kontrolle sei.

Aber glaubte sie selbst daran?

Selbstmedikation?, hatte eine Therapeutin sie einmal ernst gefragt, als sie widerwillig von ihrem Verhältnis zu Alkohol erzählt hatte. *Sie trinken, um Ihre Angst abzumildern?*

Charlie hatte gesagt, darum ginge es nicht.

Und worum ging es dann?

Sich zu entspannen, die Nerven zu beruhigen, die Gedanken zum Schweigen zu bringen. Manchmal brauchte sie einfach ein bisschen Alkohol, damit es ihr besser ging.

Die Therapeutin hatte sie streng angesehen und gesagt, dass genau das der Zweck von Selbstmedikation sei.

Charlie warf ihre Tasche auf den Boden und ging ins Wohnzimmer. Auf dem Couchtisch standen Bierdosen und Aschenbecher. So viel zum Thema, dass sie mit dem Rauchen aufhören wollte, dachte sie, als sie eine Plastiktüte für den Abfall suchte. Nachdem das größte Chaos beseitigt war, setzte sie sich auf das Sofa und ließ den Blick durch die Wohnung schweifen: die offenen Räume, die Deckenhöhe, der Holzboden. Ohne die vertrockneten Blumen, die Kleiderhaufen und die seit Jahren nicht geputzten Fenster könnte es richtig gemütlich sein. Hier wohnte ganz offensichtlich ein Mensch, der sich keinen Deut um Inneneinrichtung kümmerte. Charlie hätte es gerne schön gehabt, doch sie wusste einfach nicht, wie. Manchmal bildete sie sich ein, ihre Wohnung in ein Zeitschriftenzuhaus zu verwandeln zu wollen. Wie in den Hochglanzmagazinen, in denen sie beim Zahnarzt blätterte. Sie dachte, dass sie in einer völlig weiß eingerichteten Wohnung glücklicher wäre, oder zumindest weniger unglücklich. Weiße Wände, weißer Boden und ein paar strategisch platzierte Antiquitäten, die sie geerbt oder von Reisen mitgebracht hatte. Allerdings hatte sie nichts geerbt, und sie verreiste auch nicht. Außerdem kannte sie viel zu viele Menschen, die in einem schönen Heim lebten und trotzdem unglücklich waren.

Auf der Arbeitsfläche in der Küche lag eine einsame Zigarette. Charlie wollte sie zuerst wegwerfen, überlegte es sich jedoch anders, setzte sich an die Dunstabzugshaube und rauchte die Zigarette bis zum Filter. Jetzt rufe ich ihn an, dachte sie. Jetzt rufe ich Challe an und sage ihm, dass ich nicht fahren kann, dass dieser Ort ... dass ich persönliche Gründe habe. Sie nahm das Telefon in die Hand, legte es jedoch wieder hin. Von der Zigarette wurde ihr übel. Sie stand auf und ging ins Badezimmer.

In der Dusche hielt sie das Gesicht in den Wasserstrahl und dachte, dass sie sich einfach professionell verhalten wollte. Dann würde schon alles gut gehen. Oder? Sie hatte getan, was sie konnte, um alles zu vergessen und hinter sich zu lassen. Den Ort zu vergessen, das Haus, die Partys, Bettys Stimmungsschwankungen. Manchmal hatte sie beinahe das Gefühl, dass es ihr gelungen war, doch mit der Zeit hatte sie gemerkt, dass das immer nur vorübergehend war. Auf ruhigere folgten immer düsterere Phasen, und die Erinnerungen holten sie jederzeit hinterrücks ein und brachten sie an den Ort, zu dieser Nacht zurück.

Eine echte Erfolgsgeschichte, hatte es eine Mitarbeiterin des Jugendamtes in Gullspång formuliert, als sie sich einmal zufällig auf der Drottningatan getroffen hatten. *Ein Löwenzahnkind*, das es allen Widrigkeiten zum Trotz zu etwas gebracht hatte.

Charlie hatte in das überschwängliche Gesicht geblickt und gedacht: Du solltest lernen, zwischen den Zeilen zu lesen.

Nachdem sie geduscht hatte, begann sie zu packen. Auf dem Nachttisch lagen drei angefangene Bücher. Sie markierte alle mit Eselsohren und legte sie in ihre Reisetasche. Im Schrank befand sich fast keine saubere Kleidung mehr. Sie holte ein paar Kleider, Jeans und Pullover aus dem Korb mit der Schmutzwäsche und dachte, dass Klamotten ihr geringstes Problem sein würden.

Kapitel vier

»Was hast du denn angestellt?«, war Anders' erste Frage, als Charlie und er sich im Eingang zum Polizeigebäude in der Polhemsgatan trafen.

»Mich gestoßen.«

»Ja, das sehe ich, aber wie ist das passiert?«

»Ist das wichtig?«

»Wenn du da mal keine Narbe zurückbehältst.«

»Ach, bei mir heilen Wunden gut.«

Sie gingen durch die Empfangskontrolle. Am Aufzug trennten sich ihre Wege, da Charlie immer zu Fuß ging. Es war ihr egal, dass ihre Kollegen sich über ihre Klaustrophobie lustig machten. Das Schlimmste, was passieren konnte, war, dass der Aufzug stecken blieb, pflegten sie zu sagen, und für den Fall gab es den Notrufknopf. Doch Charlie fand die Vorstellung, zwischen zwei Stockwerken in so einer winzigen Kabine stecken zu bleiben, unerträglich. Sie würde wahnsinnig werden, bevor Hilfe eintraf.

»Challe wartet im Besprechungsraum auf dich«, sagte Anders, als sie sich im dritten Stock vor dem Aufzug wiedertrafen.

»Und wohin gehst du?«

»Ich hole mir einen Tee. Die Nacht war furchtbar.«

Und was soll Tee da helfen?, dachte Charlie.

»Annabelle Roos«, sagte Challe, als Anders mit seinem Tee dazukam und sich auf einen der weichen roten Stühle im Besprechungsraum setzte. »Sie ist am Freitag nach einer Party verschwunden, auf die sie gar nicht gehen durfte. Das Ganze war offensichtlich eine ganz schön feuchtfröhliche Angelegenheit, weshalb aus den Jugendlichen nicht viel herauszubringen war. Irgendwann in der Nacht, schätzungsweise zwischen zwölf und eins, hat sie allein die Party verlassen und ist seither spurlos verschwunden. Ihr

Handy wurde nicht gefunden, von ihrem Konto wurde kein Geld abgebucht.«

»Vier Tage also schon«, sagte Anders. »Wieso hat man nicht schon früher nach ihr gefahndet?«

»Sie ist siebzehn«, antwortete Challe, »und ist wohl schon öfter von zu Hause abgehauen. Laut der Polizei da unten hat sie den Ruf, etwas ... ausschweifend zu sein.«

»Ausschweifend?«, meinte Charlie. »Was soll das genau heißen?«

»Ich gebe nur weiter, was man mir gesagt hat. Sie brauchen auf jeden Fall Verstärkung, so viel ist klar. Ich habe euch alle bisherigen Informationen gemailt. Es sind dreihundert Kilometer bis da unten, da habt ihr genug Zeit auf der Fahrt, euch mit dem Material zu beschäftigen.«

Anders ging auf die Toilette. Charlie holte ihren Laptop aus der Tasche, fuhr ihn hoch, loggte sich ein, öffnete das Mailprogramm und begann das Dokument zu studieren, das Challe ihnen geschickt hatte. Trotz der formellen und sachlichen Schilderung der bisherigen Ermittlungsergebnisse sah Charlie alles nur allzu deutlich vor sich.

»Du siehst blass aus«, meinte Anders, als sie zum Auto gingen.

»Ich bin nur ein wenig müde«, erwiderte Charlie. »Das ist sicher die Hitze.«

Keiner von beiden saß gerne auf dem Beifahrersitz, weshalb sie bei jeder längeren Fahrt immer diskutierten, wer fahren durfte. Dieses Mal hielt sich Charlie allerdings wegen ihrer Fahne zurück.

Sie klappte die Sonnenblende herunter und betrachtete ihr Gesicht in dem kleinen Spiegel. Anders hatte recht. Sie würde eine Narbe zurückbehalten. Neben dem linken Auge war die helle Narbe von dem Unfall mit der Glasflasche zu sehen, die wie ein umgekehrtes S aussah. Betty hatte gesagt, dass es schon ganz schönes Pech war, so unglücklich zu fallen, aber wenigstens war dem Auge nichts passiert. Es hätte viel schlimmer ausgehen können.

»Spät geworden gestern?« Anders musterte sie.

Charlie nickte.

»Ich verstehe nicht, wie du das schaffst. Und dann wirst du immer noch

als Letzte auf die Straße gekehrt.«

»Es ist noch gar nicht so lange her, dass man uns zusammen auf die Straße gekehrt hat.«

Anders seufzte. »Das war in einem anderen Leben.«

Charlie schwieg. Es gefiel ihr nicht, wie Anders sich verändert hatte, seit er Vater geworden war. In den letzten Monaten war er permanent gereizt und angespannt gewesen. Charlie wusste, dass seine Frau auf einer gleichberechtigten Partnerschaft bestand, was für sie bedeutete, dass sich die Eltern nachts abwechselnd um das Baby kümmerten. Dabei war es egal, dass seine Frau in Elternzeit war, beklagte sich Anders regelmäßig, weil sie es genauso anstrengend fand, sich den ganzen Tag um ein Kind zu kümmern, wie einer Erwerbstätigkeit nachzugehen. Wenn er das sagte, wollte er Charlies Zustimmung, doch sie wusste nicht, wie sie dazu stand. Es kam wohl auf die Art der Arbeit an und wie das Kind war.

Anders schaltete das Radio ein. Ein Countrysong ertönte.

»Warte mal«, sagte er, als Charlie sich vorbeugte, um den Sender zu wechseln. »Hör nur, das Lied heißt ›Annabelle‹.«

Anders drehte die Lautstärke hoch.

»Gruselig, dass sie das ausgerechnet jetzt spielen. Ein totes Mädchen mit demselben ausgefallenen Namen wie in unserem Fall.«

»Das ist doch nur Zufall«, meinte Charlie.

»Sagst du nicht immer, dass du nicht an den Zufall glaubst?«

»Da verwechselst du mich mit Challe. Ich glaube nicht an das Schicksal.«

»Ist das nicht langweilig, nur an den Zufall zu glauben? Die meisten Leute, die ich kenne, glauben an irgendeine Form von Schicksal.«

»Weil sie nicht zwischen Schicksal und Zufall unterscheiden können«, entgegnete Charlie. »Und außerdem ist ganz viel Wunschdenken dabei.«

»Ich glaube, die meisten Menschen wollen einfach einen Sinn in dem sehen, was geschieht.«

»Ja. Und deshalb bilden sie sich ein, es gäbe ein Schicksal.« Sie stellte die Musik leiser und wünschte sich, Anders würde aufhören zu reden.

Kapitel fünf

»Hast du dich über den Ort informiert?«, fragte Anders.

Sie waren mittlerweile auf der Schnellstraße, und Charlie ärgerte sich über seine ungleichmäßige Fahrweise. Sie schüttelte den Kopf und versuchte, die wachsende Übelkeit zu unterdrücken, indem sie auf die Straße blickte und nicht an all das dachte, was sie am vorherigen Tag zu sich genommen hatte. Sie hatte sich vorgenommen, nur Bier zu trinken (mit diesem Versprechen an sich selbst begann es immer). Sie hatte einen ehemaligen Kollegen getroffen und alles ganz entspannt angefangen: ein paar Bier, Erinnerungen und allgemeines Geplauder. Um halb zwölf war der Kollege nach Hause gegangen, weil er am nächsten Morgen wegen einer Reise früh aufstehen musste. Dann war dieser Martin aufgetaucht und hatte alles kaputtgemacht. Sie dachte an die süßen Cocktails und schluckte gegen ein saures Aufstoßen an. Immer mehr Erinnerungen an den gestrigen Abend drängten sich auf. Sie hatte ein Glas Wein über sich verschüttet, weshalb Martin sie in die Dusche getragen hatte, und da ... er hatte sie gegen die Duschwand gepresst und von hinten genommen, während das Wasser auf sie herabprasselte. Fast wie in einem Film, dachte sie, wenn sie nur nicht so betrunken gewesen wären, wenn sie nicht ausgerutscht wäre und sich die Stirn angeschlagen hätte, wenn er ihr nicht ins Bett hätte helfen müssen und ... verdammt noch mal, dass sie auch nie aus ihren Fehlern lernte.

Anders fasste zusammen, was er im Netz über Gullspång recherchiert hatte. Eine kleine Industriestadt mit sechstausend Einwohnern, den jüngsten Müttern im Land, schlechter Zahngesundheit und hoher Arbeitslosigkeit. Das klang doch nach einem netten Ort, meinte er.

»Du bist so ein arroganter Stockholmer«, antwortete Charlie seufzend. »Herablassend und sarkastisch allem gegenüber, das außerhalb der Stockholmer Stadtgrenzen liegt.«

»Da hat aber jemand wirklich schlechte Laune.«

»Kein Wunder, wenn man von einem Tag auf den anderen auf einen anderen Fall angesetzt wird.«

»Das macht dir doch sonst nichts aus. Sagst du nicht immer, du spielst auf der Position, die der Trainer dir zuteilt?«

»Nicht, wenn er mich dadurch bestraft.«

Anders verstand nicht, was sie meinte. Wieso Strafe? Challe war nicht nachtragend. Wenn sie dabei immer noch an die Betriebsfeier dachte, das war doch mittlerweile längst vergessen.

Er weiß es, dachte Charlie. Er weiß alles.

»Was hast du gehört?« Sie drehte sich zu ihm.

»Was meinst du damit? Ich dachte nur daran, dass du ein wenig ... na ja, dass du ganz schön zu viel getrunken hast. Warum siehst du mich so an?«

»Weil ich das Gefühl habe, dass du Dinge über mich weißt, von denen ich dir nichts erzählt habe.«

»Du erzählst doch nie etwas von dir.«

»Wer hat gequatscht?«, fragte Charlie. »Challe? Hugo?«

»Keiner von beiden. Ich weiß, dass ihr eine Affäre hattet, weil ich euch zufällig einmal gesehen habe, als ihr wahrscheinlich dachtet, dass alle anderen schon nach Hause gegangen sind. Im Besprechungsraum ...«

Charlie errötete. Sie dachte daran, wie sie Hugo zurückgewiesen, wie sie gesagt hatte, dass sie zu ihr nach Hause fahren sollten. Sie war wahrlich nicht prude, aber die Arbeit bedeutete ihr alles, und sie hatte keine Lust, mit heruntergelassener Hose auf einem Konferenztisch erwischt zu werden. Hugo war jedoch nicht von der Idee abzubringen gewesen, und dann hatte er sie an genau den richtigen Stellen berührt, bis sie nachgegeben und alles um sich herum vergessen hatte. Was hatte Anders gesehen?

»Ich habe nicht viel gesehen«, beantwortete Anders ihre unausgesprochene Frage. »Ich wusste zuerst auch gar nicht, dass ihr das seid, erst als mir klar war, dass alle anderen schon nach Hause gegangen waren.«

»Warum hast du nichts gesagt?«

»Was hätte ich denn sagen sollen?« Anders sah sie fragend an.

»Na ja, du hättest mir erzählen können, dass du es weißt.«

»Ich dachte, du würdest es mir schon selbst erzählen, wenn du das Bedürfnis hast.«

»Auf jeden Fall ist es aus.«

»Gut.«

»Warum ist das gut?«

»Na ja, weil ... immerhin ist er verheiratet und ...«

»Er hat gesagt, dass er unglücklich ist«, erwiderte Charlie. Sie musste lachen, weil ihr erst jetzt, als sie es laut aussprach, klar wurde, wie klischeehaft das alles war. Ein verheirateter Mann, dessen Ehefrau ihn nicht verstand. Wie hatte sie nur darauf hereinfliegen können?

»Außerdem mag ich ihn nicht«, sagte Anders. »Unter uns – er findet sich selbst viel zu gut.«

Charlie musste ihm zustimmen. Sie erinnerte sich an ein Treffen in seinem Schängengartenhäuschen. Sie und Hugo im Bett. Er wollte sie dazu bringen, »sich zu öffnen« und etwas aus ihrer Vergangenheit zu erzählen. Wie und wo war sie aufgewachsen? Er wusste ja noch nicht einmal, woher sie stammte.

»Ist das wichtig?«, hatte Charlie gefragt.

»Nein, überhaupt nicht.«

Na also.

Aber sie könnte ihm doch wenigstens ... irgendwas erzählen.

Und was zum Beispiel?

Vielleicht irgendein Geheimnis.

Charlie hatte gesagt, das würde sie tun, wenn er zuerst etwas von sich preisgab.

Hugo hatte sich bequem zurechtgelegt und mit kaum verhohlenem Stolz erzählt, wie er als Jugendlicher Wände und Mauern beschmiert hatte. Als sie lachte, war er fürchterlich gekränkt gewesen. Was daran denn so lustig sei?

Nichts, hatte sie gesagt, aber die meisten Jugendlichen kritzeln doch mal irgendwo etwas hin. Das ist nicht gerade eine Todsünde.

Was sie selbst denn so viel Schlimmeres getan hätte, wollte er wissen.

Einen kurzen Moment lang war sie versucht, es zu sagen: *Ich habe einen*

Menschen sterben lassen. Doch dann beherrschte sie sich und antwortete, dass sie nie etwas Ungesetzliches getan hätte.

Das ist eine Lüge, hatte Hugo gesagt. Alle Menschen haben schon mal etwas Ungesetzliches getan. Er hatte sich rittlings auf sie gesetzt und ihre Handgelenke festgehalten. Los, erzähl es mir.

Nichts Ungesetzliches, hatte sie gesagt, aber ich war schon mit einer ganzen Menge Männer zusammen.

Wie viele? Sein Griff war fester geworden, und sie hatte die Lust in seinen Augen aufblitzen sehen.

Ein paar Hundert.

Hugo hatte gelacht. Deshalb war er so gerne mit ihr zusammen. Er liebte Frauen, die ihn zum Lachen brachten.

Und sie erinnerte sich, wie sie gedacht hatte, dass Hugo entgegen seiner eigenen Einschätzung alles andere als ein guter Menschenkenner war. Jetzt, nachdem sich die Leidenschaft verflüchtigt hatte, sah sie es ganz deutlich, dass er ein Mensch war, mit dem sie ihre Schwierigkeiten hatte: verlogen, mit schlechter Selbsterkenntnis und wenig Intuition. Weshalb konnte sie dann nicht damit abschließen?

Nach zwanzig Minuten Fahrt fiel Charlie ein, dass sie ihr Sertralin daheim vergessen hatte. Hatte sie am Morgen überhaupt eine Tablette genommen? Sobald Anders außer Hörweite war, musste sie ihren Arzt anrufen und sich um ein Rezept kümmern. Sie hatte schon mehrfach den Fehler begangen, das Medikament abrupt abzusetzen, in dem Glauben, die Entzugssymptome könnten gar nicht so schlimm werden, doch dann war ihr der kalte Schweiß ausgebrochen, zusammen mit Übelkeit und Panikattacken. Das wollte sie auf keinen Fall noch einmal erleben, vor allem nicht im Hinblick darauf, wohin sie unterwegs waren. Vielleicht sollte sie die Dosis sogar erhöhen.

»Was glaubst du, was mit dem Mädchen passiert ist?«, fragte Anders.

»Es ist zu früh, etwas dazu zu sagen.«

»Das weiß ich doch. Aber sie scheint ja schon der Typ zu sein, der mal eine Weile freiwillig untertaucht.«

Anders begann zu referieren, was sie bisher über Annabelle wussten. Sie

war schon einmal verschwunden. Vielleicht war sie ein Mädchen, das erst nach einer gewissen Zeit vermisst wurde.

»Sie war noch nie verschwunden«, warf Charlie ein.

»Aber Challe hat doch gesagt ...«

»Ich habe mir alles durchgelesen, und in der Anzeige stand nur, dass sie nicht zum vereinbarten Zeitpunkt nach Hause gekommen ist. Sie hat bei einer Freundin übernachtet, wo ihre Mutter sie am nächsten Morgen gefunden hat. Völlig normal.«

»Wann hast du das gelesen?«

»Als du auf der Toilette warst.«

»Ich war doch nur fünf Minuten weg?«

»Ich lese schnell.«

»Du bist überhaupt immer so schnell«, sagte Anders. »Alles machst du immer so verdammt schnell.«

Man machte oft Bemerkungen über Charlies Tempo. Sie selbst dachte eigentlich nie darüber nach. Außer wenn sie mit anderen zusammenarbeiten oder neben jemandem hergehen sollte, oder wenn ihr mal wieder jemand sagte, dass sie zu schnell sprach, dann merkte sie, dass sie sich nicht im selben Takt wie ihre Umgebung bewegte. Aber vielleicht waren die anderen ja auch nur zu langsam.

»Hast du noch etwas anderes Interessantes gelesen?«, fragte Anders.

»Das war kein leer stehendes Haus. Die Party. Sie fand in einem aufgegebenen Dorfladen statt.«

War das wichtig, fragte Anders, um was für ein Haus es sich handelte?

Nicht für einen Außenstehenden, dachte Charlie, nicht für jemanden, der nicht dort seinen ersten Drink getrunken, dort nicht geknutscht hatte, die Treppen hinuntergefallen war und auf den Boden gekotzt hatte. Für jemanden, der an einem anderen Ort auf der Welt aufgewachsen war, spielte es keine Rolle. Doch für sie ... für sie war es von Bedeutung.

»Könntest du bitte versuchen, nicht so furchtbar ungleichmäßig zu fahren?«, bat sie angespannt.

»Was meinst du damit?« Er warf ihr einen ratlosen Blick zu.

»Ich meine, dass du ständig bremst und wieder Gas gibst, anstatt ein gleichmäßiges Tempo zu fahren.«

»Ich orientiere mich doch nur am Verkehr.«

»Das machst du nicht. Du fährst immer so ruckartig, selbst wenn gar kein Verkehr ist. Deshalb fahre ich lieber selbst.«

»Na dann«, entgegnete Anders, »trink einfach nicht so viel.«

»Halt die Klappe.«

»Ich meine es ernst.«

Sie schwiegen die nächsten Kilometer. Charlie sehnte sich nach ihrem Bett, wollte einfach nur schlafen, mit Sertralin, zwei Kopfschmerztabletten und einer Beruhigungstablette im Blut, doch stattdessen saß sie in diesem Wagen, ihr war schlecht, und sie war aufgewühlt, weil sie an den Ort fuhren, an den sie nie wieder hatte zurückkehren wollen.

Kapitel sechs

An einem Rasthaus machten sie halt. Die dunklen Stühle und die Tische mit den rot-weiß karierten Plastiktischdecken hatten etwas Heimeliges an sich. Eine ältere Frau nahm ihre Bestellungen auf. Anders entschied sich nach einer Weile für dasselbe wie Charlie: ein Krabbenbrot.

»Keinen Hunger?«, fragte er, als sie nicht sofort zu essen begann.

»Das reicht jetzt. Ich brauche keinen Vater.«

»Wer hat gesagt, dass du einen brauchst?«

»Ich verstehe einfach nicht, warum sich jeder einmischen muss. Ich bin fünfunddreißig, wo ist das Problem, wenn ich mir ab und zu ein Glas genehmige?«

»Dreiunddreißig.«

»Was?«

»Du bist dreiunddreißig.«

»Scheißegal.«

Sie sah Anders dabei zu, wie er die Beilagen von seinem Krabbenbrot schabte und die Brotscheibe zur Seite legte.

»Warum isst du es nicht einfach so?«, fragte sie.

»Ich passe mit den Kohlenhydraten auf.«

»Aber wieso bestellst du Brot, wenn du es nicht isst?«

»Es gab ja nicht viel Auswahl«, meinte Anders und aß ein Salatblatt.

Dann hielt er einen Vortrag, dass es nicht schaden könne, sich bewusst zu ernähren. Man hatte schließlich nur ein Leben, einen Körper. Charlie stimmte ihm zu und sagte, dass genau aus diesem Grund nur Idioten ihre Zeit mit dem Zählen von Kalorien verschwendeten, mit Sport und irgendwelchen Wunderkuren.

»Das Gehirn braucht Kohlenhydrate«, verkündete sie abschließend.

»Mein Gehirn funktioniert ausgezeichnet«, erwiderte Anders und tippte sich mit dem Zeigefinger gegen die Stirn. »Jedenfalls habe ich keine

Verschlechterung bemerkt.«

»Vielleicht fehlt dir einfach Selbsterkenntnis. Du weißt doch, dass man sich ganz generell gern mal überschätzt, nicht wahr?«

»Ganz generell«, äffte Anders sie nach. »Du magst es doch sonst nicht, wenn man etwas verallgemeinert.«

»Nur wenn andere das machen, nicht bei mir selbst. Weil ich davon ausgehe, dass ich meine Aussagen belegen kann.«

»Das glauben doch alle, die verallgemeinern. Das ist das Problem.«

»Vielleicht«, gab Charlie zu. Sie legte die Gabel zur Seite und stand auf.

»Wohin gehst du?«, fragte Anders.

»Rauchen.«

»Hast du nicht aufgehört?«

»Ich habe wieder angefangen.«

Sie ging zu der Tankstelle, die direkt an das Rasthaus angrenzte, und kaufte eine Packung Blend Menthol, dieselbe Marke, die Betty immer geraucht hatte. Sie stellte sich unter das Vordach der Tankstelle, weil sie wusste, dass sie im Sonnenlicht ohnmächtig werden würde.

Der Mentholgeschmack versetzte sie in die Vergangenheit zurück. Sie sah Betty vor sich, wie sie am Küchentisch saß, eine Zigarette im Mundwinkel, und hörte Janis Joplins raue Stimme aus dem alten Plattenspieler im Wohnzimmer. In ihrem Haus lief immer Musik. *Ich halte es nicht aus, wenn es ruhig um mich ist, Charline. Ohne Musik würde ich wahnsinnig werden.*

Und Charlie hatte im Stillen gedacht: *Das bist du doch schon, Mama.*

Noch eine Erinnerung: Sie und Betty tanzen im Garten. Die Kirschbäume blühen, die Katzen streichen ihnen um die Beine. Betty hat alle Fenster geöffnet, die Musik ist bis nach draußen zu hören.

Das alte Lied von Inger Berggren über ein neunzehnjähriges Mädchen, das noch keine Ahnung vom Leben hat, über kleine Mädchen, die man im Frühling einsperren sollte.

Betty ist der Mann, sie die Frau.

»Vergiss nicht, dass der Mann führt«, sagt Betty mit gespielter Strenge.

Und als Charlie fragt, warum das so sei, zuckt Betty nur mit den Schultern und antwortet, dass sie es nicht wisse, dass es nur eine dumme

Regel sei. Und Regeln seien ja bekanntlich dazu da, dass man sie breche, also könne sie eigentlich auch führen.

Betty lacht über ihre Füße, die es auf ihre Zehen abgesehen haben.
Entspann dich, sei ganz locker.

Doch Charlie kann nicht. Sie ist einerseits zu angespannt, andererseits zu schlaff.

Aus dir wird nie eine Tänzerin, Charline.

Du sagst doch immer, dass ich alles werden kann.

Alles außer einer Tänzerin, Schatz.

Charlie nahm einen Lungenzug. Sie war nicht mehr der schlaksige Teenager, der den Ort vor beinahe zwanzig Jahren verlassen hatte. Sogar den Dialekt hatte sie sich abtrainiert. Und trotzdem, dachte sie, trotzdem ist immer noch so viel da. Sie dachte an die Menschen, die ihr damals nahegestanden hatten, wer von ihnen wohl noch dort wohnte. Sie hatte nicht besonders viele Freunde gehabt, und die wollten Gullspång bei der ersten sich bietenden Gelegenheit verlassen. Es war einfach zu trostlos, es gab nichts zu tun, alle Träume wohnten in den Städten. Und dann dachte sie an Susanne, die früher einmal ihre beste Freundin gewesen war. Sie beide zusammen in Bettys Fenster im Haus in Lyckebo, wie sie die Beine vom hölzernen Fensterbrett baumeln ließen, die Eltern, die lachend und johlend durch den Garten tollten.

Wir sind hier die einzigen Erwachsenen, Charlie.

Und dann das Bild von ihnen auf dem Absatz unter dem Wasserfall, die nackten sonnengebräunten Körper, Susanne, die mit dem Skizzenblock in der Hand in die Sonne blinzelte. *Es ärgert mich, dass ich dich nie so zeichnen kann, wie du wirklich aussiehst. Nein, du darfst nicht schauen, ich bin noch nicht fertig, verschwinde!*

Charlie reißt ihr den Block aus den Händen.

Du hast mich viel hübscher gezeichnet, als ich bin!

Ich bin noch nicht fertig.

Dann beeil dich gefälligst.

Charlie beugt sich über Susannes Schulter, als diese die Narbe an ihrem Auge zeichnet und darunter einen Punkt setzt, sodass sie einem Fragezeichen ähnelt.

Du bist ein Rätsel, Charline Lager.

Susanne ... Charlie war gegangen, ohne sich von ihr zu verabschieden.

Warum?

Weil sie Abschiede hasste.

Charlie schloss die Augen, lehnte den Kopf an die Hauswand hinter sich und sah sich selbst im Wald, damals, in dieser Nacht, barfuß, schreiend, davonstolpernd.

»Spinnst du, hier zu rauchen?« Plötzlich stand Anders vor ihr. »Ist dir bewusst, wie nahe du an den Zapfsäulen stehst?«

»So nahe bin ich doch gar nicht.«

»Ich trinke noch eine Tasse Kaffee.«

»Ich komme gleich«, erwiderte Charlie. »Ich rauche nur noch schnell fertig.«

Bevor sie ins Rasthaus ging, rief sie bei ihrem Arzt an. Sie wurde durch das Anrufbeantwortermenü geführt, und nachdem sie die letzte verlangte Taste gedrückt hatte, hoffte sie verärgert, dass man sie tatsächlich wie angekündigt bald zurückrief. Sie brauchte wirklich ein neues Rezept.

»Du bist so still«, meinte Anders. Sie hatten ihre Kaffeebecher mit zum Auto genommen.

»Ich denke nach«, erwiderte Charlie.

»Über was?«

»Alles Mögliche.« Himmel noch mal, warum ließ er sie nicht einfach in Ruhe.

Ihr Handy klingelte. Charlie warf einen Blick auf das Display und erkannte das H. Warum machte ihr das eigentlich immer noch Hoffnung? Liebe oder Leidenschaft oder was auch immer es war, konnte einen wirklich zum Idioten machen.

»Wenn du nicht rangehen willst, stell es wenigstens auf lautlos«, beschwerte sich Anders.

Charlie gehorchte und schaltete das Telefon auf stumm. Sekunden später traf eine SMS von der Voicemail ein. Sie hörte die Nachricht ab.

»Hallo, ich bin's. Wir müssen reden. Es geht um Anna. Sie hat in meinem Handy herumgeschnüffelt, und jetzt ist die Hölle los. Ich ... ich

habe gesagt, dass es nur ein unschuldiger Flirt war, dass wir uns nicht mehr sehen, aber sie glaubt mir nicht, und jetzt droht sie damit, dich anzurufen und ... ja, es wäre gut, wenn du dich so schnell wie möglich melden könntest.«

Aber ganz bestimmt doch, dachte Charlie und schob das Telefon zurück in die Tasche.

»Wer war das?«, fragte Anders.

»Geht dich das was an?«

»Ich dachte, dass es vielleicht um die Arbeit geht.«

»Das hätte ich gesagt.«

»Es ist nur ... du bist so geheimnistuerisch«, sagte Anders. »Also, noch mehr als sonst, meine ich.«

»Das liegt an dem Ort«, erklärte Charlie nun doch. »Gullspång. Ich habe früher dort gewohnt.«

»Was willst du damit sagen?«

»Dass ich dort früher einmal gewohnt habe.«

»Und das sagst du jetzt erst?« Anders warf ihr einen Blick zu, als ob sie nicht ganz richtig im Kopf wäre.

»Das ist eine Ewigkeit her.«

»Das ist unwichtig. Dort bist du also aufgewachsen?«

»Ja.«

»Und wie war das so?«

»Wie in jeder anderen schwedischen Kleinstadt«, erwiderte Charlie. »Junge Mütter, schlechte Zähne, hohe Arbeitslosigkeit. Ich war seit beinahe zwanzig Jahren nicht mehr dort.«

»Warum?«

»Ich hatte keine Lust.« Verdammt, es war ein Fehler, von ihrer Vergangenheit zu erzählen, aber falls sie dort wider Erwarten jemand erkennen sollte, war es besser, jetzt darüber zu sprechen.

»Kennst du das Mädchen?«, fragte Anders.

Charlie schüttelte den Kopf. Annabelle war noch nicht einmal geboren, als sie Gullspång verlassen hatte.

»Wann bist du weggezogen?«

»Vor langer Zeit. Ich war erst vierzehn.«

»Da seid ihr dann nach Stockholm gezogen?«

»Ich«, korrigierte ihn Charlie.

»Nur du?« Anders warf ihr einen ungläubigen Blick zu.

»Ja, daheim war es nicht so toll. Ich bin zu einer Pflegefamilie gekommen. Könntest du bitte auf die Straße schauen?«

»Warum hast du nie davon erzählt?«

»Ich denke ja nicht die ganze Zeit daran, und außerdem möchte ich nicht darüber sprechen, wenn's recht ist.«

Anders schien sie jedoch nicht zu verstehen. Er wollte wissen, wie es bei der Pflegefamilie gewesen war. Man hörte schließlich so viele schlimme Geschichten von Kindern bei Pflegeeltern.

»Ich bin zurechtgekommen«, meinte Charlie knapp.

»Du bist also zum ersten Mal seit damals wieder in Gullspång.«

»Ja.«

»Und was ist mit deinen Eltern?«

»Es gab nur meine Mutter, und sie ist nicht mehr dort.«

Charlie trank einen großen Schluck Kaffee und dachte an das Haus in Lyckebo. Vor ein paar Monaten hatte ein Angestellter der Kommunalverwaltung angerufen und gesagt, sie sollte es vielleicht besser verkaufen. Vorbeikommen, es in Ordnung bringen und einen Käufer suchen. Doch es war ihr Haus, und sie machte damit, was sie wollte. Und selbst wenn es verfiel – es gab sowieso keine Nachbarn, die sich beklagen konnten. Das war doch allein ihr Problem, oder nicht?

Anders ließ nicht locker.

»Hattet ihr engen Kontakt, du und deine Mutter?«

»Nicht so besonders«, erzählte Charlie widerwillig. »Es ist sehr lange her, dass wir uns gesehen haben.« Das war die Wahrheit. Sie hatte keine Lust, Anders von Betty zu erzählen. Den Fehler hatte sie früher einmal bei ein paar Freunden gemacht, die sie danach immer bemitleidet hatten.

Anders' nächste Fragen beantwortete sie daher immer kürzer angebunden.

»Die Frau ohne Vergangenheit«, sagte er schließlich.

»Nennt ihr mich so?«

»Ist das so verwunderlich? Du erzählst ja nie etwas Persönliches.«

Charlie seufzte. Sie hatte nie verstanden, warum man allen Leuten um sich herum ständig von sich selbst erzählen musste. Einmal hatte ein Bekannter (der sich mehr erhoffte) gesagt, dass sie deshalb keine Nähe zulassen könnte. Es sei ja kein Wunder, dass sie allein war, hatte er gesagt. Weil sie wie eine Muschel zumachte, sobald jemand sie besser kennenlernen wollte.

Das käme wohl ganz darauf an, wer es ist, hatte Charlie geantwortet, und damit war die beginnende Beziehung beendet gewesen.

»Ihr sprecht also über mich?«, fragte sie und sah Anders an. »Ich dachte immer, Männer unterhalten sich nicht über so etwas. Heißt es nicht, Arbeitsplätze mit hohem Männeranteil wären so angenehm, weil es keinen Tratsch und dummes Gerede gibt?«

»Das stimmt so nicht ganz. Männer reden genauso viel wie Frauen. Zumindest meiner Erfahrung nach.«

»Ich mag generell keinen zu engen Umgang mit Kollegen«, meinte Charlie und erkannte zu spät, was sie da gesagt hatte.

»Mit manchen ist der Umgang dafür aber ganz schön eng«, konterte Anders grinsend.

Charlie musste ebenfalls lachen. Dann erklärte sie ihrem Kollegen den Unterschied zwischen physischem und emotionalem Kontakt. Nur weil man Körperflüssigkeiten austauschte, hieß das noch lange nicht, dass man sich dem anderen völlig öffnete.

Anders grinste wieder. Dann wurde er ernst. Keiner verlangte von ihr, erklärte er, dass sie ihnen alles erzählte, aber es war schon seltsam, wenn man überhaupt nichts über seine Vergangenheit preisgab. Sie arbeiteten jetzt seit beinahe drei Jahren zusammen, und er wusste von ihr nur das, was er sah.

»Und was siehst du?«, fragte Charlie.

»Ich sehe eine dreiunddreißigjährige Frau, die Angst hat, sich zu binden.«

Charlie lachte, wie immer, wenn man ihr mit Klischees kam.

»Was ist daran so lustig?«, fragte Anders.

»Nichts. Sprich weiter. Was siehst du noch?«

»Ich sehe eine dreiunddreißigjährige Frau, die gerne feiert, keine Lust auf

Small Talk hat und die großartige Fähigkeit besitzt, Details im Ganzen und das große Ganze im Detail zu erkennen.«

»Danke.«

»Keine Ursache«, erwiderte Anders und blickte auf die Straße.

Jener Tag

Annabelle wachte bereits um vier Uhr morgens auf. Sie nahm ihr Handy und las noch einmal die Nachricht.

Wir können so nicht weitermachen. Du musst verstehen, dass es so nicht weitergehen kann.

Die SMS war in der Nacht eingetroffen, und ihr erster Impuls war, zu ihm zu fahren und ihm eine Szene zu machen. Doch dann hatte sie sich beruhigt, im Bett gelegen und ihrem hämmernden Herzen zugehört.

Du musst verstehen, dass es so nicht weitergehen kann.

Genau das hatte er ihr schon am Tag zuvor gesagt, doch es jetzt zu lesen, machte es so endgültig. Sie müsse es verstehen, aber wie sollte das gehen, nachdem er ihr vor zwei Tagen noch zärtlich die Kleider abgestreift und es mit ihr auf eine Art und Weise getan hatte ...

Sie war gerade eingeschlafen, als der Wecker klingelte. Am liebsten wäre sie im Bett geblieben. Doch dann dachte sie an die Party am Abend. Ihre Mutter würde sie nirgendwohin gehen lassen, wenn sie jetzt krank war, und sie wollte auf gar keinen Fall das ganze Wochenende zu Hause verbringen, sie war so schon niedergeschlagen genug.

Langsam stand sie auf und zog sich ein Paar Shorts an. Sie ging zum Schrank und starrte eine Weile in das Regalfach mit den Pullovern. Dann warf sie einen Blick auf das T-Shirt, das sie nachts getragen hatte, und beschloss, dass es das auch tat. Jede Entscheidung, egal wie groß, schien ihr unverhältnismäßig viel Energie abzuverlangen. Zwei Striche mit der Haarbürste schaffte sie, bevor ihre Mutter aus dem Erdgeschoss sie zum Frühstück rief. Danach bürstete sie die Haare besonders langsam weiter, um zu zeigen, dass sie siebzehn war und keine sieben. Sie war es so unendlich leid, wie ein kleines Kind behandelt zu werden.

Kapitel sieben

»Anders«, sagte Charlie angespannt. »Halt an.«

»Wir sind auf der Schnellstraße. Du musst warten, bis wir zu einer Ausfahrt kommen.«

»Dann fahr auf den Standstreifen, kapiert du nicht, dass ich ...«

Anders nahm die nächste Ausfahrt, die zu einem Rastplatz mit Tischen und kleinen roten Toilettenhäuschen führte. Da alle Kabinen besetzt waren, lief Charlie hinter eins der Häuschen, stützte sich mit den Händen an der Wand ab und erbrach ihren Mageninhalt ins hohe Gras. Ich werde noch so wie Betty, dachte sie. Wenn sich nicht bald etwas ändert, ende ich genauso wie sie.

Als sie zum Auto zurückkam, telefonierte Anders gerade. Sie hörte an seinem Tonfall, dass er mit seiner Frau sprach. Maria rief mindestens fünf Mal am Tag an, und Anders nahm die Gespräche immer an.

»Ich weiß nicht, wie lange es dauern wird«, sagte er. »Du weißt doch, wie schwer so etwas vorherzusagen ist. Ein Mädchen ist verschwunden.«

Als Charlie sich auf den Beifahrersitz setzte, stieg Anders aus und telefonierte im Freien weiter.

»Gibt es Probleme?«, fragte sie, als er zurückkam.

»Es passt ihr nicht, dass ich unterwegs bin. Es ist nicht einfach allein mit dem Zwerg.«

»Vorher hat es ihr aber auch schon nicht gepasst, dass du unterwegs bist.«

Anders schwieg. Er, der sich für so offen hielt, sprach nicht gerne über die Eifersucht seiner Frau.

»Wieder besser?«, fragte er stattdessen.

Charlie nickte. »Fährst du weiter oder was?«

»Ich frage mich nur, wie es dir geht. Wolltest du es nicht ... ein wenig langsamer angehen?« Anders ließ den Motor an und fuhr los.

Charlie wollte schon antworten, dass ihn das nichts angehe. Doch plötzlich war ihr zum Weinen zumute, weshalb sie sich abwandte und aus dem Fenster blickte. Gelbe Felder zogen vorbei. Waren das Rübsen oder Raps? Früher hatte sie solche Sachen mal gewusst.

»Du weißt, dass du mit mir reden kannst, wenn etwas sein sollte«, sagte Anders schließlich.

»Was sollte denn sein?«

»Keine Ahnung, aber ich sehe doch, dass es dir nicht gut geht.«

»Alles in Ordnung«, erwiderte Charlie. Sie dachte an diese verdammte Betriebsfeier, seit der sich alle Kollegen Sorgen um ihren Alkoholkonsum machten. Seit der sie sich nicht mehr im Griff hatte.

Als Hugo mit seiner Frau gekommen war (so strahlend schön, fröhlich und ausgeglichen), hatte das einen Gefühlssturm in Charlie ausgelöst, auf den sie nicht vorbereitet war. Daraufhin hatte sie das getan, was sie bei Problemen immer tat: Sie hatte zu schnell und zu viel getrunken. Um elf Uhr hatte es Challe gereicht, und er hatte sie in ein Taxi gesetzt. Sie wusste nicht mehr viel von dem Abend, doch die Besprechung mit Challe am Tag danach würde sie nie vergessen. Wie konnte es sein, wollte er wissen, dass sie sich bei einem Personalfest dermaßen betrank?

Charlie hatte sich damit verteidigt, dass sie nicht die Einzige war, und außerdem war es ja wohl bitte schön nicht das erste Mal auf der Welt, dass jemand bei so einer Feier zu viel tankte.

Doch Challe ließ ihr das nicht durchgehen, er wollte wissen, warum sie es getan hatte.

Charlie sagte nur, dass sie es nicht wüsste. Vielleicht hatte sie zu wenig gegessen, den Schnaps zu schnell hinuntergekippt. Sie war nur ein wenig ... aus der Übung.

Was nicht einmal vollständig gelogen war. Während der Monate mit Hugo hatte sie Besseres zu tun gehabt, als die Kneipen unsicher zu machen und zu trinken. Sie hatten lange Spaziergänge um die Insel unternommen, auf der sein Sommerhaus stand, hatten sich geliebt, viel geredet und gelacht. Sie hatte sich sogar den Gedanken erlaubt, es könnte was Ernstes sein, doch dann hatte sie erkannt, dass nie mehr daraus werden würde, dass sie für Hugo nur ... Sie wusste nicht, was sie für ihn war. Jedenfalls

würde er sich nicht scheiden lassen. Das hatte er ihr nach ein paar Monaten mitgeteilt, als sei es völlig selbstverständlich.

Ich werde sie nie verlassen.

Danach hatte sie ihn so gut wie möglich gemieden. Hatte ihn bei der Arbeit ignoriert und nicht auf seine Anrufe reagiert. Eigentlich hatte sie ihm sagen wollen, was für ein verachtenswerter Mistkerl er war, aber sie wusste, dass sie leicht übers Ziel hinausschoss. Wenn sie gekränkt war, kannte sie keine Grenzen mehr. Anders witzelte oft darüber, dass Charlie nicht von ungefähr ein bisschen zu viel Verständnis für diejenigen hatte, die im Affekt schwere Verbrechen begingen. Wäre Hugo nur so vernünftig gewesen, sich zurückzuhalten, wäre alles im Sand verlaufen, aber dafür war er nicht klug genug. Ein paar Wochen nach der Betriebsfeier war er in ihr Büro gekommen und hatte ihr alles erklären wollen. Irgendwann hatten sie sich angebrüllt und geschubst, und Challe war dazugekommen und hatte gefragt, was zum Teufel in sie gefahren wäre. Private Probleme, hatte er gesagt, nachdem sich alle etwas beruhigt hatten, hatten bei der Arbeit nichts zu suchen.

»Hier ist es«, sagte Charlie. »Fahr raus.«

»Ich habe aber kein Schild gesehen.«

»Egal, wir müssen hier raus.«

»Was ist da passiert?« Er deutete auf ein halb niedergebranntes schwarzes Gebäude.

»Keine Ahnung, früher war da jedenfalls eine Pizzeria.«

»Na, eine scheint es ja noch zu geben«, sagte Anders und deutete auf die andere Straßenseite. »Pizzeria zum fröhlichen Lachs.«

Charlie sah angestrengt aus dem Fenster, als sie sich der Ortsmitte näherten. Auf der linken Seite sah sie den schwarzen Fluss, der die Landschaft durchschnitt.

»Wenn man ans andere Ufer schwimmt, ist man in Värmland«, sagte sie und nickte in Richtung Fluss. »So ein Pech, dass ich auf der falschen Seite gewohnt habe.«

»Es gibt also eine falsche Seite?«

»Es gibt immer eine falsche Seite.«

»Die Wohlhabenderen wohnen demzufolge in Värmland?« Anders

blickte übers Wasser.

»Nein, Geld war nicht das Problem«, erwiderte Charlie, doch dann erkannte sie, dass es genau darum gegangen war. Sie erzählte, dass die Schulkinder aus Värmland jedes Jahr Geld aus einem Fonds bekommen hätten. Ein altes Ehepaar hatte ein Vermögen an värmländische Kinder vermacht, damit ... den Grund wusste sie nicht. Vielleicht weil die Schule in Västergötland lag. Charlie erzählte, wie wütend es sie jedes Jahr gemacht hatte, wenn die Värmländer in der Klasse einen Briefumschlag überreicht bekamen.

»Warum hat dich das wütend gemacht?«, fragte Anders.

»Warum? Weil es ungerecht war, natürlich. Man kann doch nichts dafür, wo man wohnt.«

»War es ein hoher Betrag?«

»Zehn Kronen oder so«, sagte Charlie. »Was?«, fauchte sie, als Anders zu lachen begann. »Was ist daran so lustig?«

»Nichts, aber zehn Kronen, ich meine ... Darüber muss man sich doch nicht aufregen.«

»Es geht nicht um die Höhe des Betrags. Sondern ums ... Prinzip.«

»Bitte entschuldige, dass ich gelacht habe, aber ich dachte, es ging um viel mehr Geld.« Anders blickte wieder zum Wasser. »Hast du darin wirklich gebadet?«

»Ja.«

Charlie dachte an die Sommer zurück, in denen sie im Fluss geschwommen war, bis hinüber nach Värmland, zurück nach Västergötland und wieder nach Värmland und dann noch weiter weg, wo der Fluss in den Skagern mündete, fast bis zu ihrem Haus.

Wenn ich sterbe, hatte Betty oft gesagt, dann musst du mich im Skagern verstreuen. Ich habe mir immer gewünscht, dass meine Asche über dem Meer verstreut wird. Stell dir vor, einfach vom Wasser davongetragen werden, bis in die Unendlichkeit.

An der Stelle hatte Charlie ihre Mutter immer daran erinnert, dass der Skagern ein Binnensee war und ihre Asche nicht weiter als bis zu den Dammschleusen oder zum Klärwerk kommen würde.

Irgendwann, hatte Betty stur erwidert, kommt man immer ins Meer.

Früher oder später.

»Ich würde da nicht baden«, meinte Anders.

»Warum nicht?«

»Ich mag diese schwarzen Gewässer nicht, Binnenseen im Allgemeinen, die sind mir unheimlich.«

»Nicht das Wasser an sich ist schwarz«, korrigierte ihn Charlie, »sondern die Tiefe macht alles so dunkel.«

»Dann muss das ein verdammt tiefer Fluss sein.«

»Früher hat man gesagt, er hätte keinen Grund.«

Anders lachte und sagte, das sei typisch für solche gottverlassenen Orte, dass die Menschen dort alles Mögliche glaubten. Als ob die Zeit stehen geblieben wäre.

Charlie erwiderte, dass er, der in Schweden nirgendwo anders hin als in die Stockholmer Schären fuhr, erstaunlich viel über gottverlassene Orte wisse.

»Du hast doch selbst gesagt, dass man früher glaubte, der Fluss habe keinen Grund.«

»Ist doch egal.« Sie selbst hatte es nie geglaubt, und Susanne auch nicht.

Alles hat irgendwo einen Grund.

Sie hatten oft an einer Stelle gebadet, die Sturzschart genannt wurde und an der die Unterströmungen teilweise so stark waren, dass sie einen selbst bei geschlossenen Dammschleusen unter Wasser ziehen konnten. Aber erst nach dem Unglück hatte ihr der See Angst gemacht. Danach hatte sie nie wieder im Skagern gebadet.

»Gibt es ein Kraftwerk?«, fragte Anders. »Wenn die Strömungen so stark sein können?«

»Ja, gibt es.«

Charlie dachte an das gefährliche Sonnenbaden an der Stelle unter der Schleuse, beim Wasserfall. Es war verboten, sich dort aufzuhalten, denn die Luken konnten sich jederzeit öffnen, die herabstürzenden Wassermassen rissen alles mit auf dem Weg über die scharfkantigen Steinblöcke. Manchmal hatte sie sich beinahe genau das gewünscht, wenn sie dort lag.

Kapitel acht

Die Ortsmitte von Gullspång wirkte wie eine Geisterstadt. Aufgegebene Geschäfte, eingeschlagene Fensterscheiben, die Titelseite mit Annabelles Konterfei flatterte an den Straßenlaternen. Ohne die Menschenansammlung in den gelben Warnwesten vor dem örtlichen ICA-Supermarkt hätte man glauben können, dass hier niemand mehr lebte. Vor dem Geschäft stand noch immer die alte Holzbank, auf der drei abgerissene Männer mit Bierdosen saßen. Vielleicht waren es dieselben wie vor zwanzig Jahren, die Betty immer etwas hinterhergerufen hatten, wenn sie an der Bank vorbeiging.

Schöne Betty, komm und gib mir einen Kuss!

Halt die Klappe, hatte Betty immer geantwortet, und glotz mich nicht so an, wenn das Mädchen dabei ist.

Deine Tochter, sagte einer aus der Gruppe einmal, wird ihrer Mutter immer ähnlicher.

Da hatte Betty Charlies Hand losgelassen und war zur Bank gegangen. Sie hatte sich bedrohlich vor dem aufgebaut, der die Ähnlichkeit festgestellt hatte, und ihn angezischt, dass er sich ja von ihrer Tochter fernhalten solle. *Komm meiner Tochter bloß nicht zu nahe, verstanden?*

Was meinst du damit, Betty? Ich habe doch nur gesagt ...

Komm ihr nicht zu nahe.

Charlie wünschte sich, sie wäre allein im Auto. Wenn sie im Traum nach Gullspång zurückgekehrt war, war sie immer allein gewesen. Es erschien ihr so unwirklich, alles wiederzusehen. Die heruntergekommenen Hausfassaden, das Lebensmittelgeschäft, den Kiosk, die Konditorei, die mittlerweile geschlossen war. Für Außenstehende war das vermutlich einfach ein tristes, verlassenes Ortszentrum, aber für sie ... Es kribbelte in der Nase. Sie schloss die Augen und atmete tief ein. Sie könnte so tun, als handele es sich um irgendeine Kleinstadt, als würde sie die Gebäude, den

Fluss, die Wege nicht kennen, als wäre sie zum ersten Mal hier. War das überhaupt möglich? Ein Satz ging ihr immer wieder durch den Kopf. *Man kann das Mädchen aus dem Dorf holen, aber nicht das Dorf aus dem Mädchen.*

»Die sind schnell«, sagte Anders und nickte in Richtung der Gruppe in den gelben Warnwesten.

»Sehr gut«, erwiderte Charlie. »Wir brauchen jede Hilfe, die wir bekommen können. Bei einem hübschen siebzehnjährigen schwedischen Mädchen ... da wird es auf jeden Fall genug Helfer geben.«

Sie schaute zu dem kleinen Platz, auf dem ein paar Journalisten mit Notizblock mit weinenden »Freunden« sprachen. Sie wusste, was in solchen Interviews über die Verschwundenen gesagt wurde. Das waren immer wunderbare Menschen, die keine Feinde hatten und von der ganzen Welt geliebt wurden.

»Was zum Teufel ist das denn?«, fragte Anders, als sie an dem großen alten Schmelzwerk vorbeifuhren, das einen Großteil des Zentrums einnahm.

»Gea«, antwortete Charlie.

»Gea?«

»Ein Schmelzwerk.«

»Ist das noch in Betrieb?«

»Sieht es danach aus?« Charlie blickte zu der rostigen Wellblechfassade und den hohen Schornsteinen.

»Das ist ja ein echter Schandfleck. Das kann man doch nicht einfach so stehen lassen und dann noch in der Ortsmitte? Wenn es nicht mal mehr in Betrieb ist?«

Charlie sah das Gebäude zum ersten Mal mit fremden Augen und musste zugeben, dass es tatsächlich unglaublich hässlich war. Als sie noch hier gewohnt hatte, hatte sie nie darüber nachgedacht. Es war einfach immer da gewesen. Mittlerweile schien es anderweitig genutzt zu werden. Auf einem Schild stand »Schützenverein« und auf einem anderen, größeren »Bibliothek«.

Das Schmelzwerk. Wo Betty früher einmal gearbeitet hatte. Sie hatte es gehasst.

Warum eigentlich?

Weil es dort heiß wie in der Hölle war und weil die Arbeit so eintönig war, dass selbst der ausgeglichene Mensch darüber wahnsinnig werden konnte. Sie hatte nichts auf der Welt mehr gehasst als das Schmelzwerk.

Und als Charlie gefragt hatte, warum sie dann dort arbeitete, hatte Betty gelacht und gesagt, dass sie keine Wahl hatte. Als Gea geschlossen wurde, fand Betty Arbeit in der Sperrholzfabrik. Sie war froh, etwas Neues auszuprobieren, der Hitze zu entgehen, ihre Wimpern zurückzubekommen. Sie hatte wirklich geglaubt, dass es ihr dort gefallen würde. Doch schon am ersten Tag kam sie nach Hause und beklagte sich. In der verdammten Holzfabrik war es genauso warm wie im Schmelzwerk, und sie hatte tiefe Kratzer an den Armen davongetragen. Das Schmelzwerk hatte sie ihren Verstand gekostet, und jetzt würde die verfluchte Fabrik sich ihren Körper holen. Ob das denn niemals ein Ende haben würde?

»Wenn du von hier bist«, sagte Anders, »dann weißt du doch sicher, wo das Hotel liegt.«

»Es gibt keins. Zumindest gab es keins, als ich hier noch gewohnt habe.«

»Aber Challe hat doch gesagt ...«

»Es gibt ein Motel«, erklärte Charlie und deutete auf ein gelbes Gebäude die Straße entlang.

»Wo liegt der Unterschied zwischen einem Hotel und einem Motel?«

»Das wirst du gleich sehen. Fahr hier rein.«

Sie betrachteten das große gelbe Gebäude mit den braunen Hausecken. Eine holzfarbene Treppe schmückte die westliche Fassade. Sie begann vor einem Fenster im obersten Stockwerk und führte bis zum Erdboden.

»Schöne Feuertreppe«, sagte Anders. »Das soll es ja wohl sein. Fällt gar nicht auf.«

»Sie erfüllt ihren Zweck. Hier ist die Funktion vielleicht wichtiger als das Aussehen.«

»Ja, aber wer sagt, dass man nicht beides haben kann?«

»Ist wahrscheinlich eine Frage des Geldes. Was weiß denn ich.«

»Du bist wirklich immer besonders charmant, wenn du einen Kater hast.«

Anders parkte vor dem Motel und schaltete den Motor aus.

»Was riecht hier denn so?«, fragte er, als sie ausstiegen.

Charlie holte tief Luft und roch ...

»Scheiße?«, fragte Anders. »Ist das Gülle von den Feldern?«

»Nein, das kommt aus der Papierfabrik.«

»Gibt es die etwa auch hier?«

»Nein«, meinte Charlie, »die ist dreißig, vierzig Kilometer entfernt, aber wenn der Wind ungünstig steht, riecht man sie bis hierher.«

Sie hatte diesen ganz speziellen Geruch vergessen, doch jetzt erinnerte sie sich, dass man die Wäsche nicht zum Trocknen ins Freie hängen konnte, wenn der Wind von Norden kam. Was Betty immer wieder vergessen hatte und sie dann in Bettwäsche schlafen mussten, die leicht nach Abwasser roch.

»Wie ätzend«, sagte Anders, »nach draußen zu kommen und dann das hier zu riechen.«

»Ich mag den Geruch«, entgegnete Charlie. »Er erinnert mich an meine Kindheit.«

»Du scheinst ja eine tolle Kindheit gehabt zu haben.«

»Ich möchte übrigens nicht, dass du irgendjemandem erzählst, dass ich hier aufgewachsen bin.«

»Warum nicht?«

»Weil es nicht wichtig ist. Außerdem fürchte ich, dass es alles nur verkomplizieren würde.«

»Aber wird man dich hier nicht erkennen?«

Charlie schüttelte den Kopf. Das glaubte sie nicht. Es waren viele Jahre vergangen. Sie hatte sich verändert.

Eine andere Zeit

Es klopft am Fenster. Alice zieht die Gardine zurück. Rosa steht im Nachthemd davor.

»Jetzt mach schon auf«, sagt sie durch die Scheibe. »Mach auf, verflucht noch mal.«

Alice löst die Fensterhaken. Schweigend klettert Rosa durch das Fenster, huscht über den Boden und in Alice' Bett.

»Du bist eiskalt«, flüstert Alice, als sich Rosas Fußsohlen an ihr Schienbein schmiegen. »Wie ein Eisklotz.«

Rosa dreht sich schweigend zur Wand, ohne zu sagen, warum sie gekommen ist, und schläft ein.

Alice liegt lange wach und lauscht den regelmäßigen Atemzügen. Sie hat immer noch nicht richtig verstanden, dass sie jetzt Freundinnen sind. Sie, Alice Lo, ist mit Rosa Manner befreundet. Sie wohnen nur wenige Häuser voneinander entfernt, doch bis zu dem Tag auf dem Feld haben sie kein Wort miteinander geredet. Alles fing auf dem Feld an, wohin Alice vor der Mofabande geflüchtet war. Es hatte seit Tagen geregnet, der Boden war völlig aufgeweicht, und plötzlich steckte sie fest. Der Schlamm reichte ihr bis zu den Knien. Da hatte Rosa sie vom Weg aus erspäht. *Ich habe dich zuerst für eine Vogelscheuche gehalten*, hatte Rosa lachend gesagt, als sie Alice geholfen hatte, sich zu befreien. *Ich dachte schon, Larssons hätten sich eine lebende Vogelscheuche angeschafft*.

Und dann: *Vergiss nicht, dass ich dir das Leben gerettet habe. Wenn ich nicht gekommen wäre, wärst du eingesunken. Sag bloß nicht, dass ich dich nicht gerettet habe, Alice.*

Alice rutscht näher an Rosa heran und denkt daran, was für ein Glück sie doch hatte und dass das Leben von jetzt an leichter werden wird.

Kapitel neun

Der Mann, der sie im Restaurant des Motels empfing, kam ihr vage bekannt vor, doch erst als er sich als Erik From vorstellte, erinnerte sie sich, dass er der Sohn des früheren Motelbetreibers war. Er war früher unbeholfen und nervös gewesen, jetzt war sein Handschlag fest und sein Blick selbstbewusst.

»Sie sind also die Wachtmeister aus Stockholm«, stellte er fest, nachdem sie sich einander vorgestellt hatten.

Charlie musste über die Wortwahl lächeln, auch wenn ihr nicht klar war, ob Erik es ironisch meinte oder nicht. Ja, sie waren die Wachtmeister aus Stockholm.

»Unser Polizist Olof war vorhin zum Essen hier und hat gesagt, dass im Laufe des Tages Spezialisten aus Stockholm kommen würden. Ich hoffe, Sie erwischen das Schwein, das sie entführt hat.«

»Kennen Sie die Familie?«, fragte Charlie.

»In diesem Ort kennt jeder jeden mehr oder weniger gut, das ist ja nicht gerade Stockholm hier. Und wenn so etwas passiert ... Da tut man natürlich alles Menschenmögliche, um zu helfen. Es ist bedauerlich, dass meine Frau und ich nicht so an der Suche teilnehmen können, wie wir das eigentlich wollen, aber wir sind völlig ausgebucht mit Polizisten, Journalisten und Leuten vom Suchtrupp.«

Ein junger Mann mit gelber Warnweste und Headset betrat den Speiseraum. Er sprach laut in sein Mikrofon über die Stellen, an denen man bereits gesucht hatte und welche man noch durchforsten musste.

»Missing People«, meinte Erik mit einem Nicken in Richtung des Mannes. »Er ist der Koordinator des Sucheinsatzes. Gestern sind sie angekommen. Noch vor Ihnen.« Er verstummte, als ob er eine Antwort erwartete. »Nun ja, ich hoffe jedenfalls, dass Sie sie finden«, fuhr er schließlich fort.

»Das werden wir«, sagte Charlie.

»Wie können Sie sich da so sicher sein?«, erklang eine Frauenstimme aus der Küche.

»Meine Mutter«, erklärte Erik und deutete auf die Frau mit den geröteten Wangen, die durch die Schwingtüren hinter der Bar in den Speiseraum kam. »Meine Mutter Margareta, die alles sieht und hört.«

»Ich kann ja wohl schlecht weghören, wenn ich direkt hinter euch stehe«, meinte Margareta. Sie schüttelte den Polizisten die Hand. Erst Anders, dann Charlie.

Bildete Charlie es sich nur ein, oder verweilte der Blick der Frau ein wenig länger als nötig auf ihr? Margareta, die alles sah und hörte – erinnerte sie sich auch an alles?

»Sie werden schon sehnsüchtig erwartet«, sagte sie. »Der ganze Ort steht unter Schock. Arme Nora, armer Fredrik, sage ich nur. Wir haben ihnen Blumen und was zu essen gebracht und ... Wenn dem Mädchen was angetan wurde, dann ... Ich hoffe wirklich, dass Sie ihn finden.«

Charlie nickte. »Wir tun, was wir können.«

»Eins ist jedenfalls sicher«, erklärte Margareta. »Niemand, wirklich niemand im Ort will Annabelle etwas Böses. Der Wahnsinnige muss von außerhalb stammen.« Sie sah Charlie und Anders eindringlich an, dann warf sie sich das Geschirrtuch über die Schulter und verschwand wieder in der Küche. »Jonas«, hörten sie sie sagen. »Nur, weil ich mal eine Minute weg bin, musst du nicht gleich mit deinem Handy herumspielen. Du bist zum Arbeiten hier.«

»Ich sage Jonas, dass er sich um das Gepäck kümmern soll«, verkündete Erik. »Jonas!«, rief er in die Küche. »Trägst du bitte die Koffer der Polizisten nach oben in ihr Zimmer?«

»Zimmer?«, wiederholte Anders alarmiert. »Haben wir nicht zwei Zimmer?«

»Zwei?« Erik ging zur Bar, blätterte im Reservierungsbuch und stöhnte laut. »Jonas!«, rief er wieder. »Kommst du bitte mal?«

Jonas kam aus der Küche und sah sich verwirrt um.

»Die beiden hier«, sagte Erik und deutete auf Charlie und Anders, »sind Polizisten aus Stockholm. Sie sind hier, um Annabelle zu finden, und nicht,

um Flitterwochen zu machen, falls du das gedacht haben solltest.«

»Das habe ich gar nicht gedacht«, verteidigte sich Jonas.

»Und warum zum Teufel hast du ihnen dann die Hochzeitssuite gegeben?«

»Habe ich das?«, fragte Jonas erstaunt.

»Ja, du hast sie in Zimmer drei gebucht.« Erik wandte sich an Charlie und Anders. »Seit einem Jahr arbeitet er schon hier, da könnte man doch denken, dass er sich auskennt.«

»Das muss ein Missverständnis sein«, sagte Jonas. »Jetzt haben wir keine freien Zimmer mehr. Die ganze Zeit ruft jemand an, Journalisten und ...«

»Kein Problem«, warf Charlie schnell ein, als sie sah, wie blass Jonas geworden war. »So eine Fehlbuchung kann passieren.«

Ein Blick zu Anders verriet ihr, dass er die Sache nicht so locker nahm wie sie.

»Ich muss mich für ihn entschuldigen«, sagte Erik, als ob Jonas nicht direkt neben ihnen stünde. »Wir sind alle ganz schön mitgenommen von dem ... Vermisstenfall. Wir organisieren so schnell wie möglich ein zweites Zimmer.«

»Heute Abend noch?«, fragte Anders.

»So schnell wie möglich.«

»Das darf doch nicht wahr sein«, beschwerte sich Anders, als sie zum Auto gingen, um für ein erstes Gespräch zum Polizeirevier zu fahren.

»Du warst doch dabei? Der Ort ist klein, alle stehen unter Schock, und so viele Menschen auf einmal ist hier keiner gewohnt.«

»Trotzdem.«

»Ich werde mich schon nicht über dich hermachen, falls du das befürchtest.«

»Tu ich nicht.«

»Wo ist dann das Problem?«, fragte Charlie, auch wenn sie die Antwort sehr genau kannte. Maria war natürlich das Problem. Anders' Frau hatte das beeindruckende Talent, alles herauszufinden. Charlie frotzelte oft, dass sie eine hervorragende Ermittlerin wäre und man sie sofort abwerben

sollte, falls sie irgendwann vorhatte, den Beruf zu wechseln.

»Ist es ...« Charlie wusste nicht, wie sie es ausdrücken sollte. Schlimmer geworden? Krankhafter?

»Seit Sams Geburt ist es stärker geworden. Ich verstehe sie ja auch. Es ist anstrengend, mit einem Säugling allein zu sein. Die Kleinen können ganz schön fordernd sein.«

»Was würde sie denn tun, wenn sie es wüsste?«

»Was wüsste?«

»Dass wir in einem Zimmer übernachten.«

»Dann wären wir beide bald tot.«

»Die Ehe scheint ganz schön gefährlich zu sein.«

»Und Single zu sein ist total ungefährlich?« Anders deutete auf die Schramme an ihrer Stirn.

»Wenn man bedenkt, wie viele Frauen von ihrem Partner ermordet werden«, erwiderte Charlie trocken, »ist das Singleleben tatsächlich vorzuziehen.«

Anders lachte und gab nach.

Kapitel zehn

Vier Tage waren seit Annabelles Verschwinden vergangen, doch für Fredrik fühlte es sich an wie eine Ewigkeit. Er hatte wirklich versucht, nicht zu verzweifeln, hatte sich eingeredet, dass sie sich freiwillig irgendwo versteckte. Das wäre nicht das erste Mal. Erst vor ein paar Monaten war Annabelle nach einer Party nicht nach Hause gekommen. Nora hatte auch da hysterisch bei der Polizei angerufen und völlig die Fassung verloren, als der Polizist ihr erklärte, man würde keine Suchmannschaften losschicken, wenn sich eine Siebzehnjährige ein paar Stunden verspätete. Nora hatte dann selbst alle Freunde und Bekannten abgeklappert und sie am nächsten Morgen bei einer Klassenkameradin gefunden.

Fredrik zündete seine Pfeife an. Normalerweise rauchte er nicht im Haus. Normalerweise rauchte er überhaupt nicht mehr, aber jetzt schaltete er nicht mal den Abzug ein. Er blickte hinaus auf die Auffahrt. Immer noch hoffte er, Annabelle auf dem Schotterweg zu sehen, zerzaust, müde und frierend. Sie würde weinen, um Entschuldigung bitten, schwören, es nie wieder zu tun, und er würde sie einfach nur festhalten, nicht schimpfen, nicht mahnen, ihr nur übers Haar streichen, sie wärmen und ihr sagen, dass sie ja jetzt zu Hause war, dass alles andere unwichtig war. Bis jetzt hatte er sich erfolgreich eingeredet, dass es so enden würde, nicht mit Zeitungsschlagzeilen, nicht mit Landkarten, auf denen eingezeichnet war, wo Annabelle zuletzt gesehen worden war, und dann ... Er dachte an die gelben Warnwesten im Ort, die vielen Menschen, die gekommen waren, um bei der Suche zu helfen. Zuerst hatte er auch daran teilgenommen, aber es hatte ihn beinahe in den Wahnsinn getrieben, bei der Hitze langsam in einer Menschenkette durch den Wald zu gehen. Überall hatte er Annabelle gesehen, im Moos in Noras Kleid, sah das rote Haar unter den Tannennadeln. Schließlich hatte ihn ein Polizist davon überzeugt, dass er besser zu Hause bei seiner Frau bliebe.

Nora aß und schlief nicht und irrte die meiste Zeit weinend durchs Haus. *Findet meine Tochter!*, rief sie den Polizisten zu, die ihnen Fragen stellten. *Bringt mir meine Tochter zurück!*

Fredrik sagte immer wieder, dass Annabelle zurückkommen würde. Dabei glaubte er nicht mehr länger daran. Es fühlte sich immer mehr so an, als suche man mittlerweile nach einer Leiche.

Kapitel elf

Das Polizeirevier von Gullspång bestand aus ein paar Räumen in einem Mietshaus auf der Hauptstraße. Große Fenster gingen auf den kleinen Platz hinaus. Charlie war früher schon einmal hier gewesen, als man Betty wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses festgenommen hatte.

Was ist denn hier das verdammte Ärgernis?, hatte Betty geschrien. *Was zum Teufel meint ihr damit?* Dann hatte sie gegen einen Stuhl getreten, und ein Polizist hatte sie festgehalten und ihr erklärt, wenn sie sich nicht beruhigte, dürfe sie ihre Tochter nicht mit nach Hause nehmen. In ihrem Zustand sollte man ihr eigentlich kein Kind anvertrauen, meinte er. Der wachhabende Beamte hatte sie noch ein paar Stunden auf dem Polizeirevier behalten, bis Betty wieder einigermaßen nüchtern war. Er wollte auf keinen Fall ein kleines Mädchen mit einer so betrunkenen und aufgebracht Mutter nach Hause schicken.

Ein Beamter in Uniform empfing sie am Eingang. Er begrüßte sie ernst und stellte sich als Olof Jansson vor. Er arbeitete seit sechzehn Jahren auf dem Revier und hatte noch nie mit einem verschwundenen Kind zu tun gehabt. Hier im Ort passten alle aufeinander auf, erklärte er.

In einem Besprechungsraum saßen zwei weitere uniformierte Polizisten und rauchten. Anders warf Charlie einen Blick zu. *Wie war das mit der stehen gebliebenen Zeit?*

»Also«, sagte einer der jüngeren Polizisten am Tisch, »ich bin Adnan Noor.« Er stand auf schüttelte Charlie die Hand. »Ich hatte zwei Männer erwartet«, fuhr er fort, »wegen der Namen ...«

»Hoffentlich sind Sie nicht allzu enttäuscht«, entgegnete Charlie ironisch.

Nein, nein, auf keinen Fall, versicherte Adnan. Warum sollte er auch?

Sein Kollege stellte sich als Micke Andersson vor. Er arbeitete in Gullspång seit ... Charlie blendete ihn aus und war vor allem erleichtert,

dass sie keinen der Beamten wiedererkannte und niemand bei ihrem Nachnamen aufmerksam geworden war. *Gab es nicht mal eine Familie Lager hier im Ort?* Sie wollte einfach nur anfangen zu arbeiten. Olof erzählte, dass er in den Neunzigern bei der Mordkommission in Göteborg gewesen war und gern weiterhin als Ermittlungsleiter zur Verfügung stand. Außerdem verfügte er ja auch über eine gute Ortskenntnis.

»Denn ich nehme an, dass einer von Ihnen die Verhöre leiten wird?« Er blickte zu Charlie.

Diese nickte. Ja, das war ihr recht.

»Ich unterstütze Charlie dabei«, erklärte Anders.

»Wir werden noch Verstärkung aus Skövde bekommen«, kündigte Olof an. »Wahrscheinlich schon heute Abend.«

Auf einem Whiteboard war der zeitliche Verlauf skizziert. Am oberen Rand war ein Bild von Annabelle befestigt, darunter Bilder und Namen der Orte, an denen sie sich in den Stunden vor ihrem Verschwinden befunden hatte. Zuerst war sie bei ihrer besten Freundin Rebecka Gahm gewesen, danach auf der Party und dann ... verlor sich ihre Spur.

Kurz darauf tranken sie Kaffee. Leider gebe es keine Milch, sagte Olof. Auch keine Sojamilch. Aber Zucker war vorrätig, als Würfel und die Variante für Diabetiker.

»Nein danke«, erwiderte Anders. »Keinen Zucker.«

»Man merkt, dass ihr aus Stockholm seid«, sagte Micke.

Anders fragte, woran er das festmachte. Micke lächelte und sagte, dass alle Stockholmer Probleme hätten, sich an lokale Gepflogenheiten anzupassen.

»Aber es sind doch wohl nicht alle Stockholmer gleich?«, meinte Anders.

Micke lachte und sagte, doch, doch, das seien sie, zumindest alle, die er bisher kennengelernt hatte.

»Dann kennen Sie vielleicht nicht so viele.«

»Genügend«, erklärte Micke und nahm drei Stück Zucker in seinen Kaffee.

Nachdem alle mit Kaffee versorgt waren, gab Olof einen Überblick über die bisherigen Ereignisse. Annabelle Roos war auf einer Party bei Valls, im

alten Dorfladen gewesen.

»Ist das ein Klub oder so etwas?«, fragte Anders.

Micke lachte auf.

»Was denn?« Anders drehte sich zu ihm um. »Habe ich etwas Komisches gesagt?«

Micke schüttelte den Kopf. Die Wortwahl sei einfach etwas absurd im Zusammenhang mit Valls' Dorfladen.

»Ich versuche nur, mir ein genaueres Bild zu machen, ich hoffe, du hast nichts dagegen?« Beim Kaffee war man zum allgemeinen Du übergegangen.

Olof ignorierte den Wortwechsel und machte weiter. Insgesamt waren etwa fünfzehn Jugendliche dort gewesen, die alle in etwa dasselbe sagten, nämlich, dass Annabelle sehr betrunken gewesen und mit mehreren Anwesenden aneinandergeraten war. Sie war lauter als sonst gewesen und auch betrunken. Als der Vater kam, waren noch sechs Jugendliche im Gebäude gewesen. Olof zeigte auf die Bilder auf dem Whiteboard: Svante Linder, Jonas Landell, Noel Karlsson, William Stark, Rebecka Gahm und Sara Larsson. Keiner wusste genau, wann Annabelle die Party verlassen hatte, wahrscheinlich jedoch zwischen Mitternacht und ein Uhr morgens. Ein gewisser Sebastian Björk hatte sich, seiner eigenen Aussage und der der anderen Anwesenden zufolge, kurz nach Annabelles und Rebeckas Eintreffen auf der Party verabschiedet. Ihn konnte man also weitestgehend ausschließen, sowohl als Täter als auch als Zeugen.

»Jonas Landell«, sagte Charlie. »Er arbeitet im Motel.«

»Ja«, bestätigte Micke. »Wieso?«

»Nichts, ich habe ihn nur wiedererkannt.«

Olof ließ seine Finger knacken. Dann präsentierte er die Funde der Spurensicherung im Dorfladen. An dem Tisch in der Küche hatte man Blut gefunden. Nicht viel, trotzdem hatte man es ins Nationale Forensische Zentrum geschickt. Und nein, natürlich war noch keine Antwort aus Linköping gekommen. Dann hatten sie in einem verschlossenen Zimmer im obersten Stockwerk die Überreste einer Cannabisplantage gefunden. Olof schloss daraus, dass die Jugendlichen, die sich dort regelmäßig zum Feiern trafen, Leichen im Keller hatten, auch wenn das nicht bedeuten musste,

dass sie für Annabelles Verschwinden verantwortlich waren.

»Habt ihr eine Verbindungsübersicht von Annabelles Mobilanbieter angefordert?«, fragte Charlie.

Olof nickte. Eine Nummer hatte das Mädchen regelmäßig angerufen, die zu einem Prepaid-Handy führte. Zuletzt hatte sie sie am Freitag um elf Uhr gewählt. Sie hatten die Jugendlichen auf der Party und Annabelles nächste Bekannte befragt, doch alle telefonieren über einen Vertrag. Keiner hatte die Nummer erkannt.

Natürlich hatten sie die Nummer angerufen, aber der Anschluss existierte nicht mehr.

»Und die Nachrichten? SMS?«, fragte Charlie, als alle schwiegen.

»Da haben wir einen Fehler gemacht«, gestand Olof. »Wir haben zu spät Kontakt mit dem Telefonanbieter aufgenommen, wir ...«

»Die Nachrichten konnten also nicht wiederhergestellt werden?«

»Nein, das Gerät war schon zu lange nicht in Betrieb. Wir dachten ja nicht ... wir haben uns voll und ganz darauf konzentriert, sie zu finden, waren sicher, sie schnell aufzuspüren.«

»Nun, dann ist das jetzt eben so«, meinte Anders.

»Dass alle Freunde einen Handyvertrag haben, muss ja nichts heißen«, bemerkte Charlie. »Man kann zwei Geräte besitzen. Vor allem, wenn man etwas zu verbergen hat. Im Hinblick auf die Cannabisplantage im Dorfladen ...«

»Daran haben wir natürlich auch gedacht«, erwiderte Olof. »Aber da können wir im Moment nicht viel tun. Interessant ist jedenfalls, dass Annabelle diese Nummer in den letzten Monaten mehrere Male angerufen hat und auch von ihr angerufen wurde. Das letzte ausgehende Gespräch fand am Tag ihres Verschwindens statt.«

»Wir müssen also dringend denjenigen finden, den sie angerufen hat«, schlussfolgerte Charlie.

»Ja, das ist ja wohl klar«, entgegnete Micke. »Die Frage ist nur, wie.«

»Wir müssen noch mal mit allen Freunden und Freundinnen sprechen«, sagte Charlie. »Ob sie wissen, dass jemand zwei Mobiltelefone hat.«

»Das haben wir doch schon«, meinte Micke leicht genervt.

Charlie ignorierte ihn. Sie betrachtete die Bilder der Partyteilnehmer auf

dem Whiteboard. Die Jungen und Mädchen sahen so wahnsinnig jung aus. »Dieser Streit«, sagte sie schließlich und wandte sich an Olof. »Worum ging es da?«

»Eifersüchteleien, was man uns erzählt hat. William Stark, Annabelles Ex-Freund«, erklärte Olof und deutete auf das Foto eines dunkelhaarigen, schief lächelnden Jungen. »Annabelle hat vor ein paar Monaten mit ihm Schluss gemacht, und jetzt ist er offensichtlich mit ihrer besten Freundin zusammen, Rebecka Gahm.« Olof zeigte auf das Bild eines blonden Mädchens. »Sie hatten am Freitag in der Schule schon gestritten und bevor sie auf der Party eintrafen. Annabelle war ziemlich erregt, aber Rebecka meinte, dass es halb so schlimm war, dass es eher alkoholbedingte Wortwechsel waren. Dieser Streit scheint also nicht mit dem Verschwinden zusammenzuhängen.«

»Und woher wissen wir das?«, fragte Charlie.

»Ich sagte, es scheint so. Wir hatten nicht den Eindruck, dass das Verschwinden etwas mit dem Streit oder der Trennung von William zu tun hat.«

Charlie unterdrückte den Impuls, ihm einen Vortrag über die Statistik von ermordeten Frauen und Ex-Freunden zu halten.

»Ich möchte mehr wissen«, sagte Anders. »Wie lange waren sie zusammen?«

»Laut William Stark einige Monate«, erklärte Olof. »Aber Annabelles Eltern wussten nicht einmal, dass die beiden ein Paar waren.«

»Warum?«, wunderte sich Charlie.

»Das wissen wir nicht. Annabelle hat ihnen bisher nie einen Freund vorgestellt. Die Mutter ist ein wenig ...« Olof kratzte sich an der Stirn. »Sie ist etwas speziell, um es mal so zu sagen. Sie hat uns schon einmal alarmiert, ihre Tochter sei verschwunden, da hatte das Mädchen nur bei einer Freundin übernachtet. Wahrscheinlich habe ich die jetzige Vermisstenmeldung deshalb anfangs nicht ganz ernst genommen.«

»Was ist die Mutter von Beruf?«, fragte Charlie.

»Sie hat im Heim gearbeitet«, erklärte Olof. »Altenpflege, aber jetzt ist sie zu Hause, soweit ich weiß. Sie und Fredrik sind beide zugezogen, haben keine Verwandten hier und bleiben viel für sich, deshalb weiß ich da nichts

Genaueres. Fredrik arbeitet auf jeden Fall in Bäckhammars Papierfabrik.«

»Was haben denn ihre Berufe mit dem Ganzen zu tun?«, schaltete sich Micke ein.

Charlie warf ihm einen raschen Blick zu. Er kaute auf einem Zahnstocher und sah sie provozierend an.

»Ich versuche nur, mir ein Bild von der Familie zu machen«, erwiderte Charlie.

»Hat William Stark ein Alibi?«, fragte Anders.

»Ja«, bestätigte Olof. »Er war mit Rebecka Gahm zusammen, als Annabelle die Party verließ. Sie waren bis zur Morgendämmerung im Gebäude. Fredrik Roos, Annabelles Vater, hat außerdem bestätigt, dass er mit ihnen gesprochen hat, als er dort nach seiner Tochter gesucht hat.«

»Warum habt ihr nicht mehr aus Rebecka Gahm herausgebracht?«, fragte Charlie.

Olof wollte wissen, was sie damit meinte.

»Ich meine, das Mädchen ist ihre beste Freundin, sie muss doch mehr über Annabelle wissen, als bisher bekannt ist.«

»Willst du damit andeuten, wir hätten nicht die richtigen Fragen gestellt?«, brauste Micke auf. »Sie sagt doch selbst, dass sie fast bewusstlos war und einen Filmriss von dem Abend hat.«

»Mittlerweile ist ihr vielleicht wieder etwas eingefallen«, meinte Charlie. »Jetzt, wo die Lage sich zuspitzt.«

Olof nickte, die Stockholmer Kollegin hatte recht. Außer dem Prepaid-Handy und seinem mysteriösen Besitzer sowie Annabelles Freunden hatten sie keine anderen Spuren. Vielleicht erinnerten die Zeugen sich mit zeitlichem Abstand und der veränderten Situation ja tatsächlich noch an etwas anderes.

»Ich würde gerne mehr über Annabelle selbst wissen«, sagte Charlie.

»Was willst du denn noch wissen?«, meinte Micke. »Ich dachte, ihr hättet alles gelesen, was wir euch geschickt haben, und den Rest haben wir besprochen.«

»Ich will mehr darüber wissen, wie sie als Mensch ist«, erklärte Charlie, »nicht nur die nackten Fakten über die letzten Stunden vor ihrem Verschwinden. Ich will wissen, wer sie ist, was sie gerne macht, ihre

Träume, Wünsche, Ängste. Was denn?«, fragte sie, als Micke zu Adnan blickte und die Augen verdrehte.

»Nichts«, erwiderte Micke. »Ist nur sicher nicht einfach, an solche Informationen heranzukommen.«

»Laut Aussage der Eltern ist sie ein normaler Teenager, der gern liest und gut in der Schule ist«, berichtete Adnan.

»Das klingt nicht gerade nach einem normalen Teenager«, sagte Charlie trocken.

»Alle Kontakte in den sozialen Medien unterstreichen dieses Bild«, ergänzte Olof. »Ihr Facebook-Account ist voller Lesetipps und Anfragen von Klassenkameraden, ob sie ihnen bei den Hausaufgaben helfen könne.«

»Sie hat vielleicht nicht nur einen Account«, bemerkte Charlie. »Viele junge Leute haben einen Account, auf dem sie auch Eltern, Verwandte und Arbeitgeber in die Freundesliste aufnehmen, und dann noch einen zweiten, auf dem sie etwas ... offener sein können.«

»Ich wusste nicht, dass du auch Expertin für Teenager bist«, ließ sich Micke vernehmen.

»Das bin ich auch nicht«, entgegnete Charlie. »Ich sage nur, dass es so sein könnte, weil ich diese Erfahrung schon gemacht habe. Sie hat sicher noch eine andere Seite, die sie nur ausgewählten Personen zeigt.«

»Das wissen wir doch bereits. Ich meine, hier im Ort spricht man nicht gerade über ihre Leistungen in der Schule.«

Charlie blickte ihn abwartend an.

»Sie hat einen nicht ganz guten Ruf«, erklärte Micke. »Man sagt, dass sie gerne ... flirtet.«

»Wer sagt das?«, fragte Charlie.

»Das ist nur ein Gerücht, aber ...«

»Aber was?«

»Man sagt, dass sie sich gerne mit Jungs herumtreibt.« Micke sah zu Olof. »Nun, das wird jedenfalls geredet«, meinte er, als ob sein Vorgesetzter ihm widersprochen hätte. »Ich sage nur, was ich gehört habe.«

»Haben wir Namen von diesen Jungs oder Männern, mit denen sie sich angeblich herumtreibt? Oder zumindest Namen von denen, die das

behaupten?«, fragte Charlie.

Micke antwortete, dass das wie gesagt nur Gerüchte seien und er keine Namen wüsste.

»Noch etwas?«, fragte Charlie weiter. »Ein Tagebuch vielleicht?«

Olof schüttelte den Kopf. Sie hatten nichts in der Richtung gefunden, als sie ihr Zimmer durchsucht hatten.

»Also, was glaubt ihr?«, fragte Anders schließlich. »Was ist passiert?«

»Wir wissen es nicht«, antwortete Olof. »Woher sollten wir auch?«

»Wenn man von dem ausgeht, was wir bisher wissen – was ist da euer erster Eindruck?«

»Dass sie einem Verrückten in die Arme gelaufen ist«, sagte Olof und schob einige Unterlagen zusammen. »Daran müssen wir immer wieder denken.«

»Wie oft passiert so etwas?«, hakte Anders nach.

»Nicht so oft, aber es kommt vor. Es gibt einige Verrückte da draußen. Der Riksvägen 26 ist auch nicht weit entfernt. Viele machen hier Rast, trinken ein Bier im Motel und ...«

»Und stolpern mitten in der Nacht über den alten Dorfladen und entführen ein siebzehnjähriges Mädchen?«

»Du hast nach meinem ersten Eindruck gefragt, und das ist er«, verteidigte sich Olof.

Charlies Kehle war ausgedörrt. Sie entschuldigte sich und ging in die kleine Küche. Erleichtert bemerkte sie das dort herrschende Chaos. Keine strengen Aushänge, dass man alles sauber hinterlassen sollte, nur Geschirr, Tupperdosen mit Essen und Gläser mit schmutzigem Besteck darin. Auf der einzigen sauberen Tasse prangte das grünweiße Logo des örtlichen Fußballvereins. Charlie füllte sie mit Wasser, trank einige große Schlucke und nahm den vertrauten Nachgeschmack des Gullspånger Leitungswassers wahr. Besucher von außerhalb beschwerten sich über die schlechte Qualität, den seltsamen Beigeschmack. War das Eisen, Kalk, Abwasser? Erst jetzt verstand sie, was damit gemeint war.

Kapitel zwölf

Nach der Besprechung zeigte Olof Anders und Charlie, wo sie sich einrichten konnten.

»Der hier ist lange nicht benutzt worden«, sagte er, als er einen Raum aufsperrte, dessen Wände mit Regalen voller schwarzer Aktenordner bedeckt waren. »Die stehen seit den Achtzigern hier. Wir haben den Platz bisher nicht gebraucht. Ich bitte jemanden, hier sauber zu machen, dann könnt ihr hier arbeiten.«

»Wir brauchen nur die Schreibtische«, sagte Charlie und nickte in Richtung der zwei Tische aus Teakholz mit grünen Lampen, die einander gegenüber am Fenster standen.

Olofs Handy klingelte, und er verließ den Raum. Anders ging zum Fenster und begann, die Jalousien hochzuziehen.

»Was machst du da?«, fragte Charlie.

»Ein wenig Licht hereinlassen.«

»Ich hätte es aber lieber dunkel.«

»Wieso musst du eigentlich immer widersprechen?«

»Die Frage gebe ich gerne zurück.«

»Die meisten Menschen mögen Licht«, erwiderte Anders. »Und jetzt scheint endlich die Sonne.«

»Es gibt nichts Bedrohlicheres als einen strahlend blauen Himmel.«

Anders lachte. Was wollte sie denn damit sagen?

»Das ist ein Zitat von Ingmar Bergman. Ich befinde mich also auf jeden Fall in guter Gesellschaft.«

Charlie stellte ihren Laptop auf einen Tisch und steckte ihr Handy an das Ladegerät.

»Hast du keinen Hunger?«, fragte Anders.

Charlie schüttelte den Kopf. Sie verspürte tatsächlich nicht den geringsten Appetit. Olof hatte ihnen Abschriften der Verhörprotokolle

gegeben, die sie lieber lesen wollte, als Zeit mit Essengehen zu verschwenden.

Sie blätterte durch die Berichte, las von Ex-Freunden, Dreiecksdramen und Flirtgerüchten und dachte an Margaretas Worte, dass niemand aus dem Ort Annabelle etwas Böses wollte. Diese Aussage sollten sie vielleicht besser noch mal überprüfen.

Adnan kam zu ihnen ins Zimmer und fragte, wie sie vorankämen.

»Ich würde mich gern mit den Eltern unterhalten«, antwortete Charlie.
»Am besten heute noch.«

»Dann fahr hin«, sagte Adnan und notierte rasch die Adresse auf einem Notizblock, den er aus der Tasche gezogen hatte. Er riss das Blatt ab und reichte es Charlie. »Die Hausnummer ist schlecht zu erkennen, aber es ist das weiße Haus mit der grünen Tür.«

Charlie ließ Anders fahren. Wieder kamen sie durchs Zentrum von Gullspång. Eine Gruppe Jugendlicher auf Mofas hatte sich bei dem kleinen Kiosk versammelt.

»Hast du da früher auch abgehangen?«, fragte Anders.

»Manchmal.« Charlie sah zu einem rauchenden blonden Mädchen, das vielleicht dreizehn war. Neben ihr stand ein ebenso junges Mädchen mit der gleichen Frisur, beide waren umringt von den Jungen auf ihren Mofas. Sie erinnerte sich an all die Abende, an denen sie mit Susanne dort gestanden hatte. Wie sie manchmal zur großen Straße hinaufgegangen waren und geträumt hatten, per Anhalter einfach irgendwohin zu fahren. Doch die Horrorgeschichten von Männern in hellen Autos, die Mädchen entführten, ermordeten und zerstückelten hielten sie davon ab, den Daumen rauszuhalten.

Aber bald, irgendwann, hatte Susanne an einem Abend gesagt, als sie zu viel Leichtbier getrunken hatten. Da gehe ich das Risiko ein. Ich werde ins erstbeste Auto einsteigen, das anhält.

Und wenn gar keins anhält?

Es gibt doch noch Lastwagen.

Und wenn kein Lastwagen anhält?

Dann habe ich es wenigstens versucht.

»Ich habe nie verstanden«, meinte Anders, »wie man sich an Orten wie diesem die Zeit vertreibt. Hier gibt es ja nichts.«

Charlie dachte an die Sommertage in Gullspång, wie sie unter dem Wasserfall gelegen hatte, die Partys.

»Es gibt schon etwas«, sagte sie. »Viel mehr, als du auf den ersten Blick siehst.«

Jener Tag

Nie wieder. Annabelle hatte sich geschworen, ihn nie wieder anzurufen. Dennoch stand sie nun hinter der Turnhalle, rauchte und tippte seine verfluchte Nummer mit der freien Hand in ihr Handy ein. Er antwortete nach dem ersten Läuten.

»Belle«, flüsterte er. »Ich kann jetzt nicht sprechen. Kann ich dich später zurückrufen?«

»Was spielt das noch für eine Rolle?«, fragte sie. »Du hast doch alles schon so schön zusammengefasst in deiner Nachricht.«

»Ich rufe dich später an.«

»Nein, tu das nicht.« Sie war den Tränen nahe. »Alles, was du gesagt hast ... das war nur ...?«

»Nein«, erwiderte er. »Das war es nicht, aber du musst meine Situation bedenken. Du wusstest von Anfang an, dass ...«

»Halt die Klappe«, sagte sie und weinte nun doch. »Fahr zur Hölle. Du bist ein verdammter Feigling.«

Bevor er ihr noch weitere Entschuldigungen und Lügen präsentieren konnte, beendete sie das Gespräch. Mit zitternden Händen zündete sie sich noch eine Zigarette an und dachte an den Fehler, den sie ein paar Wochen zuvor begangen hatte. Vielleicht war ihm da richtig klar geworden, was ihn ihre Beziehung kosten könnte. Er hatte gesagt, seine Frau sei verreist, und Annabelle hatte das als Einladung verstanden. Sie konnte sich nicht erinnern, dass er gesagt hatte, die Kinder würden zu Hause sein. Wenn sie das gewusst hätte, hätte sie ihm natürlich keinen Überraschungsbesuch abgestattet.

Die Schwedischstunde hatte bereits angefangen, doch wie zum Teufel sollte sie sich auf Textanalysen konzentrieren, wenn um sie herum alles zusammenbrach?

Eine SMS traf ein. Von Rebecka.

Wo bist du?

Spaziere ein wenig herum, ist alles so krass, antwortete sie.

Du darfst heute Abend nicht auf die Party, wenn deine Mutter erfährt, dass du schwänzt.

Auf die Party darf ich sowieso nicht.

Aber du wirst nicht mal zu mir kommen dürfen. Beeil dich!!!

Ok.

Annabelle drückte die Zigarette aus und ging zurück ins Schulgebäude. Im obersten Stockwerk traf sie William auf dem Gang. Sie nickte ihm kurz zu, und er erwiderte den Gruß. Es war komisch, dass zwei Menschen, die sich so nahestanden, auf einmal Fremde waren. Kurz überlegte sie, ob sie sich umdrehen und ihm nachrufen sollte, dass sie ihre Meinung geändert, dass sie Mist gebaut hatte. Dass sie ihn brauchte, ihn liebte. Doch sie schwieg. Zum einen würde es nur alles verkomplizieren, zum anderen stimmte es wahrscheinlich auch nicht mehr.

Kapitel dreizehn

Schau einfach nur geradeaus, sagte sich Charlie, als sie Gullspångs Ortsmitte hinter sich ließen. Schau nicht zur Kirche, nicht zu dieser gewissen Ausfahrt. Schau einfach nur nach vorne.

Der Wagen fuhr holpernd über die Schlaglöcher im Asphalt.

»Was ist das denn für eine beschissene Straße?«, fragte Anders.

»Sie ist doch völlig normal.«

»Das ist ja schlimmer als auf einem Schotterweg.«

»Du scheinst es nicht zu begreifen«, sagte Charlie.

»Was begreif ich nicht?«

»Dass Gullspång eine der ärmsten Kommunen Schwedens ist.«

Natürlich wäre ihm das bewusst, sagte Anders, aber ... Aber die Kosten für die von den Schlaglöchern verursachten Schäden an den Autos wären wahrscheinlich um Längen höher, als einfach die Straße neu zu asphaltieren.

»Die Autos gehören aber nicht der Kommune«, erwiderte Charlie.

Die Kirche wurde sichtbar, und Charlie wollte die Augen schließen, blickte jedoch trotzdem in die Richtung. Es tut zu weh, dachte sie. Ich hätte niemals hierherkommen dürfen.

Fredrik und Nora Roos wohnten in einem einfachen weißen Holzhaus am Ortsrand, wo Felder und Wiesen begannen. Die Hälfte des Rasens war gemäht, der Rasenmäher stand noch herum. Das würde er sicher noch eine ganze Weile.

Die Klingel funktionierte nicht, weshalb Charlie an die Haustür klopfte. Nach einer Weile waren Schritte im Gebäude zu hören. Fredrik Roos öffnete, unrasiert und mit rot unterlaufenen Augen bat er die Polizisten herein. Ja, er hatte gehört, dass Verstärkung aus Stockholm eingetroffen war, und das war auch gut so, sagte er und führte sie in die Küche. Mit

zitternden Händen setzte er Kaffee auf. Es war gut, dass man Experten von außerhalb hinzuzog.

»Wir haben leider keine Milch«, erklärte er, als er zwei angeschlagene Kaffeetassen auf den Tisch im Wohnzimmer stellte, wo sie sich niedergelassen hatten.

»Wir trinken den Kaffee gerne schwarz«, sagte Charlie und sah sich im Raum um. An den Wänden hingen Bilder mit weinenden Kindern, wie sie in Stockholm auf halb ironische Weise irgendwann in Mode waren. Vielleicht hatten sie die ja von ihren Eltern geerbt. Über dem offenen Kamin bildeten dicke weiße Holzbuchstaben die Worte *Carpe Diem*. Charlie war dieser Ausdruck immer wie ein Hohn vorgekommen, und jetzt war dieses Gefühl so stark wie nie zuvor.

Sie wollte gerade nach Annabelles Mutter fragen, als eine magere Frau mit blonden Haaren in Jeans und T-Shirt in der Tür auftauchte und die unangemeldeten Gäste schweigend anstarrte.

»Ich wollte dich nicht wecken«, sagte Fredrik. »Ich dachte, du kannst den Schlaf gebrauchen ... nachdem du endlich eingeschlafen bist.«

»Ich habe nicht geschlafen.«

Charlie fing den gequälten Blick der Frau auf und glaubte ihr, dass sie nicht zur Ruhe gekommen war.

»Unsere Gäste sind von der Polizei in Stockholm und wollen uns ein paar Fragen stellen«, erläuterte Fredrik.

»Dann sollen sie das doch tun.« Nora breitete angespannt die Hände aus, schwankte leicht und setzte sich auf einen Hocker. »Bitte, fragen Sie.«

Nora kam ihr irgendwie bekannt vor. Charlie war sich sicher, dass sie die Frau schon einmal gesehen hatte, aber nicht auf einer der Feiern draußen in Lyckebo. Die wenigen Frauen, die bei Betty ein und aus gegangen waren, kannte sie alle.

»Kaffee?«, fragte Fredrik.

Nora schnaubte. »Was soll ich mit Kaffee, solange meine Tochter verschwunden ist?«

»Du musst nicht gleich schreien.«

»Annabelle ist verschwunden. Ich schreie, so viel ich will.« Sie wandte sich an Charlie. »Haben Sie Kinder?«

Charlie schüttelte den Kopf.

»Sie?« Nora sah zu Anders.

Dieser nickte.

»Ich glaube, man spürt es«, fuhr Nora fort und blickte durch das Fenster nach draußen. »Ich glaube, eine Mutter spürt es, wenn das eigene Kind nicht mehr lebt.«

»Wir tun alles, um sie zu finden«, versicherte ihr Anders.

»Es ist zu spät. Und schau mich nicht so an, Fredrik. Du wolltest doch, dass sie überallhin gehen darf.« Nora stand auf und verließ das Zimmer.

»Sie ist wütend, weil ich gegen ihre strengen Regeln bin«, sagte Fredrik. »Wir waren immer schon unterschiedlicher Auffassung bei Annabelles Erziehung. Nora wollte immer die Kontrolle über unsere Tochter haben, während ich ... ihr mehr Freiheiten lassen wollte.«

»Und jetzt siehst du ja, wohin deine Freiheiten geführt haben!«, schrie Nora aus dem Nebenraum. Offenbar war sie hinter der Tür stehen geblieben und hatte gelauscht. »Frag dich, ob es das wert war! War es das?«

Fredrik schüttelte den Kopf. Er war den Tränen nahe. Es war schrecklich, dachte Charlie, dass sich manche Männer nicht erlaubten zu weinen, dass sie nicht einmal in einem solchen Fall die Kontrolle abgeben konnten. Dann dachte sie an die Frau hinter der Tür, die völlig außer sich war. Irgendjemand musste die Fassung bewahren.

»Sie hat recht«, sagte Fredrik. »Wenn ich genauso streng gewesen wäre wie sie, wäre das niemals passiert. Aber man kann doch ein fast erwachsenes Mädchen nicht die ganze Zeit einsperren?« Er sah zu Anders.

»Nein«, erwiderte dieser. »Das kann man nicht.«

Charlie erkannte, dass sie das Gespräch in eine andere Richtung lenken musste, bevor Fredrik in Selbstvorwürfen ertrank. Sie hatte schon früher mit Eltern von verschwundenen Kindern gesprochen, doch selten war einer so voller Reue und Schuldgefühle wie Fredrik. Bei kleineren Kindern war so eine Reaktion wahrscheinlicher. Wenn man das Kind aus mangelnder Fürsorge oder Aufsicht in Gefahr gebracht hatte. Doch hier ging es um ein siebzehnjähriges Mädchen, das in einem Jahr volljährig sein würde.

»Erzählen Sie uns von dem Abend«, bat Charlie. »An dem Annabelle

verschwand.«

Fredrik rieb sich das Gesicht. »Sie wollte Rebecka besuchen. Die beiden wollten sich einen Film anschauen, doch dann kam sie nicht nach Hause.«

»Da sind Sie dann losgefahren und haben sie gesucht?«

Fredrik nickte. Er war direkt zum alten Dorfladen gefahren, als Nora angefangen hatte, sich Sorgen zu machen.

»Warum nicht zu Rebecka?«

»Weil weder Annabelle noch Rebecka an ihre Handys gingen, und da dachte ich, dass sie vielleicht ausgegangen sind. Nora hat gesagt, ich solle direkt zu Valls fahren.«

»Wie spät war es da?«

»Kurz vor eins.«

»Was ist passiert, als Sie beim Dorfladen ankamen?«

»Das habe ich doch schon erzählt. Eine Party, die aus dem Ruder gelaufen ist, Jugendliche, die überall herumsaßen oder lagen und schliefen, betrunkenes Zeug lallten, laute Musik, Alkohol. Svante Linder saß mit einem Freund in der Küche. Die Namen haben Sie ja bereits. Alle wirkten völlig unbeteiligt.«

»Was meinen Sie mit ›unbeteiligt‹?«

»Ich meine, wenn sie ihr etwas angetan hätten, wenn sie meinem Mädchen etwas getan hätten ... dann ... hätten sie sich doch sicher nicht so verhalten. Im oberen Stockwerk habe ich Rebecka mit William gefunden. Als sie sagte, Annabelle wäre schon gegangen, habe ich gewusst, dass etwas Schreckliches geschehen sein musste. Ich habe es sofort gespürt.«

»Und dann?«, fragte Anders.

»Dann bin ich überall herumgefahren und habe nach ihr gesucht. Ich habe Nora angerufen, die sofort die Polizei informiert hat, aber dort hat man sie nicht ernst genommen. Man hat gesagt, wir sollten abwarten.«

»Ist Ihnen oder Ihrer Frau in der letzten Zeit etwas an Annabelle aufgefallen?«, fragte Charlie.

»Nicht, dass ich wüsste.«

»Wie ging es ihr?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht war sie ein wenig ... ach, keine Ahnung.«

»Was?«, hakte Charlie nach.

»Sie wirkte etwas niedergeschlagen. Oder eher müde.«

»Haben Sie sie nach dem Grund gefragt?«

»Nein, eigentlich fällt es mir erst jetzt im Nachhinein auf. Es ist auch eher ein Gefühl.«

»War Annabelle deprimiert, früher vielleicht?«

»Warum stellen Sie diese Frage? Sie glauben doch wohl nicht ...«

»Ich möchte nur wissen, ob sie deprimiert war, das ist eine Routinefrage.«

Fredrik seufzte und schüttelte den Kopf. Annabelle war seines Wissens nach nicht deprimiert gewesen, aber sie war auch nicht eines dieser Mädchen, die immer fröhlich waren ...

»Sprechen Sie weiter«, bat Charlie, als er verstummte.

Fredrik fragte, was sie damit meinte, und sie erklärte, dass er seine Tochter weiter beschreiben solle.

Er schwieg, schluckte hörbar und erzählte dann weiter. Annabelle war besonders, auch wenn das sicher alle Eltern von ihren Kindern dachten, aber Annabelle ... das hatte man ihnen immer wieder gesagt, dass sie besonders sei. Er hatte es bereits bei der Geburt gespürt. Sie hatte schon geschrien, bevor sie noch vollständig auf der Welt war. Wie viele Kinder machten das? Fredrik sah zwischen Charlie und Anders hin und her, als ob sie ihm diese Frage beantworten könnten. »Sie liest für ihr Leben gern«, fuhr er fort. »Ackert mehrere Bücher pro Woche durch. Annabelle war schon immer neugierig und ... irgendwie auf der Suche. Sie hat sich mit allen möglichen Themen beschäftigt, angefangen beim Buddhismus bis hin zu ...« Er räusperte sich und dachte nach, doch ihm schien nichts mehr einzufallen. »Jetzt ist gerade das Christentum aktuell.«

»Sind Sie und Ihre Frau aktive Kirchenmitglieder?«, fragte Charlie.

»Nein, wir sind beide Atheisten. Nora meint, dass das mit Gott nur Annabelles Art der Auflehnung ist.«

»Auflehnung gegen was?«

»Gegen uns. Sie hat sich sogar konfirmieren lassen. Vielleicht auch nur, weil fast ihre ganze Klasse konfirmiert wurde. Wie auch immer, sie fand den Bibelunterricht interessant, der für andere in ihrem Alter

sterbenslangweilig ist. Danach nahm sie an Gottesdiensten teil und trat sogar einem Bibelkreis bei. Wir hatten nichts dagegen, im Gegenteil. Die Kirche ist schließlich besser als der Dorfladen. Aber dorthin ist sie auch weiterhin gegangen.«

Fredrik stand auf und trat ans Fenster, die Schultern nach vorn gezogen. Charlie dachte, so bewegt sich ein Mensch, der aufgegeben, alle Hoffnung verloren hat.

»Wenn sie nach Hause kommt, werde ich nicht mit ihr schimpfen«, sagte er. »Ich werde nur ... wir werden sie einfach nur im Arm halten. Sie einfach nur festhalten ...«

Er verstummte, als Anders ihm ein Papiertaschentuch reichte. Charlie warf ihrem Kollegen einen irritierten Blick zu. Sie hatte das Gefühl, dass Fredrik gerade etwas Wichtiges sagen wollte.

Annabelles Vater betrachtete das Taschentuch in seiner Hand, als wisse er nicht, was er damit tun sollte, als würde er die Tränen, die über seine Wangen rollten und auf sein T-Shirt tropften, gar nicht bemerken.

»Sie war unser einziges Kind«, sagte er schließlich.

Ist, wollte Charlie sagen. Sie ist Ihr einziges Kind.

Fredrik setzte sich wieder. Seine Hände zitterten, als er die Kaffeetasse zum Mund hob. Nach seinen Erzählungen konnten sie sich immer noch kein klareres Bild von Annabelle machen, eher das Gegenteil. Ein Mensch der Extreme, eine komplexe junge Frau.

»Ist an dem Tag von Annabelles Verschwinden etwas Ungewöhnliches passiert?«, fragte Charlie.

Fredrik schüttelte den Kopf. »Was sollte das gewesen sein?«

»Hatten Sie Streit?«

»Ich habe sie gar nicht gesehen«, erklärte Fredrik. »Ich bin um sechs Uhr morgens zur Arbeit gefahren und war erst um kurz vor sieben Uhr abends wieder hier. Ich arbeite in der Papierfabrik. Bäckhammar«, fügte er hinzu. »Eine Maschine hat Probleme gemacht, weshalb ich länger bleiben musste. Annabelle war da schon weg.«

»Und Ihre Frau?«

»Sie war daheim und hat Annabelle vor und nach der Schule gesehen.«

»Wie war die Stimmung zwischen den beiden?«

»Nora sagte, sie hätten gestritten, aber über nichts Ernstes. Sie streiten immer, wenn Annabelle ausgehen will.«

»Und sonst? Gibt es Konflikte wegen anderer Dinge?«

»Meistens, wenn es um Regeln und Grenzen geht.«

Charlie schluckte und beschloss, eine heikle Frage zu stellen.

»Haben Sie oder Ihre Frau jemals Gewalt gegenüber Annabelle ausgeübt?«

»Was ist das denn für eine Frage?« Fredrik warf ihr einen aufgebrachtten Blick zu.

»Eine Routinefrage«, erwiderte Charlie. »Sie dürfen das nicht persönlich nehmen.«

»Das haben wir nicht. Wir sind keine solchen Menschen, die ihre Kinder misshandeln. Und natürlich nehme ich es persönlich, jetzt auch noch als Verdächtiger behandelt zu werden.«

»Sie sind kein Verdächtiger«, beruhigte ihn Anders. »Diese Fragen müssen wir leider stellen.«

Charlie fing seinen Blick auf, der besagte, dass sie später klären würden, was als Routinefrage galt.

»Können Sie uns etwas über Annabelles Beziehung zu William Stark erzählen?«, fragte sie.

Fredrik schüttelte den Kopf. Er hätte nicht einmal gewusst, dass sie zusammen gewesen waren. Erst die Polizei hatte ihm ein paar Tage zuvor davon erzählt. Ja, natürlich wusste er, dass sie sich mit Jungen traf, welches siebzehnjährige Mädchen tat das nicht, aber dass die beiden ein Paar waren ... Sie hatte nie etwas darüber gesagt, weder zu ihm noch zu Nora.

»Annabelle scheint in engem Kontakt zum Besitzer eines Prepaid-Handys gestanden zu haben.« Charlie zeigte Fredrik die Nummer. »Kennen Sie die Nummer?«

Fredrik schüttelte wieder den Kopf.

»Könnte es die Nummer eines Verwandten oder Bekannten der Familie sein, den wir aus den Ermittlungen ausschließen können?«

»Das glaube ich nicht«, sagte Fredrik zweifelnd. »Aber ich werde noch mal genauer nachsehen.« Er nahm den Zettel mit der Nummer. »Ich nehme an, es hat sich niemand gemeldet, als Sie angerufen haben?«

»Nein«, bestätigte Charlie. »Die Nummer existiert nicht mehr.«

Alle schwiegen. Schließlich räusperte sich Charlie und fragte, ob sie sich Annabelles Zimmer ansehen dürften.

Fredrik antwortete, dass Olof das bereits getan und nichts Wichtiges gefunden hatte.

»Ich würde mich trotzdem gerne etwas umsehen.«

»Nora liegt wahrscheinlich in ihrem Bett«, erklärte Fredrik. »Wenn sie eingeschlafen ist ...«

»Wir kommen ein andermal wieder«, sagte Anders beschwichtigend.

»Dann bringe ich Sie hinaus zu Ihrem Wagen«, sagte Fredrik. »Bitte entschuldigen Sie, ich bin auch völlig am Ende.«

Sie gingen in die Diele, und als sie an der Treppe vorbeikamen, glaubte Charlie, aus dem Augenwinkel Nora zu sehen, die oben am Treppengeländer stand.

»Fällt Ihnen sonst noch etwas ein?«, fragte Charlie, nachdem sie die Haustür hinter sich zugezogen hatten.

»Nora. Sie braucht ... Hilfe. Sie hat in den letzten Tagen kaum ein Auge zugemacht, und wenn sie zu wenig schläft, wird sie sehr seltsam.«

»Hat man ihr kein Schlafmittel gegeben?«, fragte Anders.

»Doch, aber sie konnte trotzdem nicht schlafen.«

»Hatte sie schon früher Schlafschwierigkeiten?«, fragte Charlie.

»Wieso?«

Charlie bemerkte, wie wachsam Fredrik auf einmal wurde.

»Weil Sie sagten, dass sie seltsam wird, wenn sie keinen Schlaf bekommt, als ob das regelmäßig passiert.«

»Sie hatte früher schon Tiefs, war länger krank.«

»Was fehlte ihr?«, fragte Anders.

»Die Nerven«, antwortete Fredrik und blickte zu Boden. Er drehte sich um und betrachtete die Hausfassade, wie um sich zu versichern, dass alle Fenster geschlossen waren. »Sie hatte Phasen, in denen sie psychisch krank war.«

»Depressionen?«, fragte Charlie.

»Nicht nur. Sie wird dann ... man kann fast schon sagen, verrückt.«

»Psychotisch?«

»Ja.«

»Sie war schon in psychiatrischen Einrichtungen untergebracht?«

Fredrik nickte. Schon mehrfach, und jetzt fürchtete er, dass die Anspannung zu viel für Nora sein, sie wieder zusammenbrechen könnte.

»Das verstehe ich«, sagte Charlie. »Das verstehe ich gut.«

»Wir brauchen Hilfe.«

»Wir sorgen dafür, dass jemand zu Ihnen kommt«, versicherte Anders.

»Wer?«

»Ein Psychologe oder Sozialarbeiter, jemand, mit dem Sie reden können.«

»Gibt es hier so jemanden?«

Anders sagte, sie würden sich auf jeden Fall darum kümmern, dass die Familie bald Hilfe bekam.

Charlie hoffte, dass er nicht zu viel versprach.

Kapitel vierzehn

Fredrik räumte die Kaffeetassen aus dem Wohnzimmer. Aus dem Obergeschoss hörte er ein Geräusch. Nora war also wach. Er dachte an Solhem, die Menschen mit den leeren Blicken, die unberührten Gesellschaftsspiele im Aufenthaltsraum. Bald wäre Nora wieder dort. Läge mit glasigem Blick in einem weißen Zimmer und würde nicht auf Ansprache reagieren.

Er erinnerte sich an das erste Mal, als sie in die psychiatrische Klinik eingewiesen wurde. Annabelle war da kaum ein Jahr alt. Nachts hatte er sie aus dem Gitterbett gehoben, wenn sie geweint hatte, hatte den warmen Kinderkörper neben sich gelegt, und so hatten sie jede Nacht beieinander geschlafen, bis Nora nach Hause kam und verlangte, Annabelle solle wieder in ihrem eigenen Bett schlafen. Im Elternbett könnte sie versehentlich erstickt werden, sagte sie. Sah er die Gefahr denn nicht? Er hatte nachgegeben und Annabelle wieder in ihr Gitterbettchen gelegt. In den ersten Nächten hatte sie so herzerreißend geweint, dass er es kaum ertrug. Warum hatte er sich nicht gegen Nora durchgesetzt? Warum hatte er zugelassen, dass seine Tochter sich in den Schlaf weinte, wenn er sie doch einfach zu sich hätte holen können? Und was brachte es, dachte er, als er die Tassen in die Spülmaschine räumte, jetzt über so etwas nachzudenken?

Kapitel fünfzehn

Charlie atmete schwer, als sie sich ins Auto setzten. Menschen in einer Krise schnürten ihr immer die Kehle zu. Sie dachte an Nora, an ihre Hände, die keine Sekunde zur Ruhe kamen, die Panik in ihrem Blick, die Wut.

»Nervenkrank?«, fragte Anders, nachdem er aus Noras und Fredriks Ausfahrt zurückgestoßen hatte. »Sagt man das heute noch so?«

»Offensichtlich«, erwiderte Charlie kurz angebunden. Ihr erschien es albern, sich in einer solchen Situation über die Wortwahl der Betroffenen aufzuregen.

»Was glaubst du?«

»Was genau meinst du?«

»Die Mutter. Sie scheint sehr ... labil zu sein.«

Charlie drehte sich zu ihm. »Wer wäre das denn nicht, wenn das eigene Kind verschwunden ist?«

»Ich denke da an ihre grundsätzlichen psychischen Probleme, und du weißt doch selbst, zu was psychisch kranke Menschen fähig sind.«

»Die meisten psychisch kranken Menschen sind völlig ungefährlich.«

»Ja, und dann gibt es aber noch die gefährlichen.«

»Genau«, bestätigte Charlie. »Und dann wären da noch diejenigen, die man für gesund hält, die aber die wahren Teufel sind.«

»Okay, okay. Du musst nicht gleich so aggressiv werden.«

»Das bin ich nicht, ich habe nur die Leute satt, die glauben, dass alle psychisch Kranken eine Gefahr für die Allgemeinheit darstellen.«

»Das glaube ich doch gar nicht.«

Sie seufzte und dachte an das geballte Unwissen in Bezug auf psychische Erkrankungen. Sie hatte sich immer für das Thema interessiert, schon als Teenager, als sie zu verstehen versuchte, warum Betty so anders als die anderen Mütter war. Warum sie manchmal tagelang im Bett lag und kein

Wort sprach. Warum sie keine Turnbeutel packte, Brot backte oder Geschenke für Kindergeburtstage kaufte.

»Fandest du die Frage angemessen, ob sie ihrem Kind gegenüber schon mal gewalttätig geworden sind?«, meinte Anders.

»Man muss die Frage stellen«, erwiderte Charlie. Dann nahm sie ihr Mobiltelefon zur Hand und recherchierte »Psychologe Gullspång Gemeinde«, fand jedoch nur eine Webseite mit Touristeninformationen und Aktivitäten für Familien mit Kindern. Sie seufzte und dachte an alles, was es nicht in Gullspång gab: Psychologen, Krisenhilfe, Spezialisten. Dann recherchierte sie »Pfarrer Gullspång« und hoffte, dass der alte verlogene Geistliche, der Bettys Beerdigung begleitet hatte, mittlerweile pensioniert war. Ein Name und eine Telefonnummer erschienen. Charlie wählte, ein Anrufbeantworteter meldete sich. Eine junge Männerstimme stellte sich als Hannes Palmgren vor und bedauerte, das Gespräch im Moment nicht annehmen zu können. Man solle eine Mitteilung hinterlassen, und er würde sich so schnell wie möglich melden. Sie sprach eine Nachricht aufs Band, googelte erneut und hoffte, dass es vielleicht mehr als einen Pfarrer im Ort gab, doch sie fand nur eine Liste mit diensthabenden Geistlichen in ganz Västra Götaland.

»Dann ruf doch einen von denen an«, sagte Anders, als sie sich darüber beschwerte.

»Ich will aber, dass jemand so schnell wie möglich zur Familie fährt. In dieser Situation hilft ein Telefonat wenig weiter.« Dann dachte sie, dass in dieser Situation eigentlich überhaupt nichts half, außer dass sie Annabelle schnell und am Leben fanden.

»Wenn die beiden Atheisten sind«, bemerkte Anders, »sollte man vielleicht besser keinen Pfarrer hinschicken.«

»In einer Notsituation werden alle zu Christen. Außerdem haben wir keine andere Wahl, sonst gibt es hier ja niemanden.«

»Wobei der Pfarrer auch nicht erreichbar ist«, meinte Anders.

»Wir versuchen es nachher noch einmal, wenn er sich bis dahin nicht gemeldet hat.«

Sie sprachen über das, was sie über Annabelle erfahren hatten. Die Bibelstudien, die vielen Bücher, die guten Noten.

»Das ist alles so widersprüchlich«, fand Anders.

»Wieso?«

»Ein Mädchen, das gerne feiert und flirtet, gleichzeitig aber viel liest, sich in der Kirche engagiert und gut in der Schule ist.«

»Das eine muss das andere ja nicht ausschließen«, sagte Charlie. »Und das mit dem Flirten solltest du nicht so ernst nehmen, das ist bestimmt nur ein Gerücht. An Orten wie diesem hier entstehen schnell Gerüchte.«

»Es klingt, als sprächest du aus eigener Erfahrung.«

Charlie blieb ihm die Antwort schuldig. Sie hatte weder Zeit noch Lust, über sich und ihre Erfahrungen zu sprechen.

»Ich habe sie wiedererkannt«, wechselte sie daher rasch das Thema. »Ich habe Nora schon einmal gesehen, aber ich weiß nicht mehr, in welchem Kontext.«

»Du hast früher doch sicher viele Menschen hier gekannt.«

»Ja, das stimmt.«

»Es ist seltsam«, sagte Anders und bog auf die Hauptstraße ein, »dass keine Verwandten bei ihnen sind.«

»Sie haben sicher anderes im Kopf als Gäste.«

»Aber die nächsten Verwandten?«

»Nicht jeder hat so etwas.« Charlie blickte aus dem Fenster.

Kapitel sechzehn

Olof meldete sich nach dem ersten Läuten seines Handys. »Wie lief es?«, fragte er ohne Begrüßung. »Man bekommt nicht gerade viel aus ihnen heraus, nicht wahr?«

»Wusstet ihr, dass Nora Depressionen hat und schon mehrfach in psychiatrischen Kliniken war?«, fragte Charlie.

»Nein, das wussten wir nicht. Aber es wundert mich auch nicht. Die Frau kam mir immer schon ... irgendwie ängstlich vor.«

»Fredrik macht sich Sorgen, dass sie bald endgültig zusammenbricht. Gibt es einen Psychologen im Ort, den man hinzuziehen kann?«

»Wir haben nur Hannes, den Pfarrer. Ich rufe ihn an.«

»Das habe ich schon getan und nur den Anrufbeantworter erwischt. Aber wir könnten zu ihm fahren, vielleicht ist er ja zu Hause. Dann können wir auch gleich mit ihm über den Bibelkreis sprechen, an dem Annabelle teilgenommen hat. Oder habt ihr da schon nachgefragt?«

»Nein. Wir waren bisher mit den Partygästen beschäftigt.«

Charlie beendete das Gespräch.

»Fahren wir jetzt beim Pfarrer vorbei?«, fragte Anders.

»Ja. Wir können genauso gut jetzt gleich mit ihm sprechen, wenn wir ihn sowieso für Nora brauchen. Irgendwelche Bedenken deinerseits?«, wollte sie wissen, als sie Anders' skeptischen Blick sah. »Mit ihm hat doch bisher noch keiner gesprochen.«

»Glaubst du, dass wir aus einem Pfarrer etwas herausbekommen?«

»Auf allgemeine Fragen, die nicht der Schweigepflicht unterliegen, wird er schon antworten können.«

Anders entgegnete, dass es doch aber eigentlich genau darum ging: dass die Schweigepflicht sich auch auf Allgemeines erstreckte.

»Wir müssen auf jeden Fall herausfinden, wer sonst noch in diesem Bibelkreis ist.«

»Dann such mal die Adresse raus«, gab Anders nach.

Charlie meinte, das sei nicht nötig, da er sicher im Pfarrhaus wohnte, und den Weg kannte sie.

Bringen wir es hinter uns, dachte sie bei sich. Sie musste ja nicht auf den Friedhof gehen, das Grab suchen, nicht an den verwesenen Körper in der Erde denken. Sie war hier, um das Verschwinden eines Menschen aufzuklären. Das war jetzt das Wichtigste.

Sie dachte an die Fahrradtouren, die sie als Kind zur Kirche unternommen hatte. Wie sie zwischen den Gräbern umhergeschlendert war, die Grabinschriften gelesen hatte, Titel, Namen, Jahreszahlen. Irgendwie hatte sie der Gedanke an die vielen Toten, die unter ihr lagen, beruhigt. Einmal, nach einer Feier zum Schuljahresende, zu der Betty für alle völlig überraschend erschienen war, hatte Charlie ihr die schönsten Grabsteine gezeigt. Doch Betty war unbeeindruckt gewesen.

Auf meinem Stein soll keine albern pickende Taube sein. Du weißt ja, dass ich Vögel nicht mag. Außerdem sollst du mich doch über dem Skagern verstreuen. Ja, ich weiß, dass das nicht erlaubt ist, aber wer soll dich schon daran hindern? Du nimmst einfach mal abends die Urne mit und ruderst hinaus aufs Wasser.

Betty hielt Charlie für verrückt, weil sie so viel Zeit auf dem Friedhof verbrachte, aber sie wollte es ihr auch nicht verbieten, wenn es sie denn glücklich machte, ständig bei den Toten herumzuhängen. Sie war niemand, der anderen Menschen ihren Spaß nicht gönnte.

Manchmal hatte sich Charlie gewünscht, dass Betty strenger gewesen wäre, wie andere Eltern Regeln aufstellte, wissen wollte, wo Charlie sich aufhielt und wann sie nach Hause käme. Doch Betty war das egal, und als Mattias bei ihnen einzog, war alles noch lockerer geworden.

Er ist nicht mein Vater, hatte Charlie immer protestiert, wenn Betty ihr vorwarf, dass sie so distanziert zu Mattias war. Charlie ertrug einfach seine endlosen Tiraden nicht über seinen kleinen Sohn, den man ihm weggenommen hatte. Er verstand überhaupt nicht, warum man der Mutter das Sorgerecht übertragen hatte. Betty und Mattias sprachen oft über den Jungen, dass sie versuchen würden, ihn zu sich zu holen, dass sie vier dann eine Familie wären. Wenn Charlie sie so reden hörte, stand sie auf und ging

nach oben in ihr Zimmer, wo sie zu Gott, an den sie nicht einmal glaubte, betete, dass dies nie geschehen möge. Sie betete, dass die Beziehung zu Mattias zerbrechen möge, dass sie und Betty bald darüber lachen würden. Doch bei Mattias verstand Betty keinen Spaß. Denn er war die Ausnahme, die die Regel bestätigte.

Welche Regel?

Dass alle Männer Schweine waren. Mattias war nachsichtig und gut, der einzige Mensch, der alles von ihr wusste und sie trotzdem mochte. Vielleicht war er Charlie deshalb so zuwider. Dieser Mann, der alles über Betty wusste, sollte nicht hier sein. Sie wollte nicht, dass Mattias' Sohn bei ihnen wohnte. Sie würden nie eine normale Familie werden, egal was Betty glaubte. Denn Mattias trank und hatte seltsame Kleider an, und bei Betty war es nicht anders. Zusammen waren die beiden doppelt anstrengend.

Ein Schlagloch riss sie aus ihren Gedanken.

»Du bist zu weit gefahren«, sagte sie. »Wir hätten bei der letzten Kreuzung links abbiegen müssen.«

»Warum hast du nichts gesagt?«, fragte Anders.

»Weil ich an etwas anderes gedacht habe. Du hättest es auch selbst merken können, die Kirche ist ja gut zu sehen. Dreh um.«

»Die Straße ist zu schmal dafür.«

»Ach was. Du kannst nur den Abstand nicht richtig einschätzen.«

»Konzentrier dich einfach darauf, wohin wir fahren müssen.«

Sie parkten auf dem sorgfältig geharkten Kies vor dem roten Pfarrhaus und gingen die Treppenstufen zur Haustür hinauf. Als sie anklopfen, bellte drinnen ein Hund.

Eine Frau mit einem kleinen Jungen auf der Hüfte öffnete.

»Nein, Kafka«, mahnte sie den Labrador, der an Charlie hochsprang. »Er hält sich immer noch für einen kleinen Welpen und begreift nicht, wie groß er mittlerweile ist. Alles in Ordnung?«

»Kein Problem«, antwortete Charlie. »Ich bin ein Hundemensch.« Sie bückte sich, kraulte das Tier mit beiden Händen hinter den Ohren und erklärte dann, warum sie gekommen waren.

Pfarrer Hannes erschien hinter seiner Frau, gekleidet in seinen Talar.

»Die beiden sind hier, um über Annabelle zu sprechen«, sagte die Frau.

»Wir hatten vorhin angerufen«, fügte Charlie hinzu.

»Ich habe das Handy leider nicht immer bei mir«, sagte Hannes.

»Kommen Sie doch herein. Ich habe gerade Kaffee aufgesetzt.«

Charlie sah sich in der großen Landhausküche um. Am Fenster stand ein großer alter Eichentisch mit passendem, rot kariert bezogenem Sofa, an den Wänden hingen Stickbilder mit bäuerlichen und religiösen Sprüchen.

»Von meinem Vorgänger«, erklärte Hannes mit Blick auf die Bilder.

»Seine Frau war offensichtlich begeisterte Stickerin.«

Ein etwa vierjähriges Mädchen kam in die Küche, in jeder Hand ein Spielzeugauto.

»Könntest du die Kinder bitte nach oben bringen, Louise?«, fragte Hannes.

Seine Frau nickte, rief ihre Tochter zu sich und ging mit den beiden Kindern aus dem Raum.

»Ich wollte mich gerade umziehen«, fuhr Hannes fort. »Unter diesem Talar wird es ganz schön warm. Ich war mit einigen Jugendlichen in der Kirche und habe für Annabelle gebetet. Alle sind sehr aufgewühlt.« Er wischte sich einen Schweißtropfen von der Stirn. »In solchen Situationen fühlt man sich so ... machtlos.«

»Stehen Sie mit den Eltern in Kontakt?«, fragte Charlie.

»Ich habe dort angerufen, aber niemanden erreicht.«

»Sie sollten besser hinfahren. Der Mutter geht es sehr schlecht.«

Er nickte. Ja, das wollte er tun.

»Wie lange sind Sie hier schon Pfarrer?«, fragte Anders, während Hannes blau-weiße Kaffeetassen mit dazu passenden Untertassen auf den Tisch stellte.

»Erst seit drei Jahren.«

»Sind Sie zugezogen?«

»Ja, aus Stockholm. Die Großstadt wurde uns zu viel. Meine Frau wollte einen Garten, einen Ort, an dem die Kinder sicher aufwachsen können. Wir müssen uns wohl damit abfinden, dass es solche Orte nicht gibt.«

»Wie gut kennen Sie Annabelle?«, fragte Charlie.

»Ich habe sie konfirmiert, und sie war in meinem Bibelkreis. Eine kleine Gruppe, in der jeder jeden kennt.«

»Warum hat sie sich Ihrer Meinung nach der Kirche zugewandt?«

»Da kann ich nur Vermutungen anstellen. Aber es ist nicht ungewöhnlich, dass junge Menschen aus schwierigen Familienverhältnissen Halt in der Kirche suchen.«

»Kommt Annabelle denn aus schwierigen Familienverhältnissen?«

»Ich meine das ganz allgemein. Unsere Gespräche zur Konfirmationsvorbereitung haben ihr jedenfalls gutgetan. Danach habe ich versucht, eine Jugendgruppe aufzubauen, doch bis auf Annabelle blieben die meisten nach ein paar Treffen fern. Da habe ich ihr den Bibelkreis für Erwachsene vorgeschlagen. Zuerst dachte ich, sie würde nur ein Mal kommen, die anderen sind schließlich um einiges älter. Aber Annabelle schien gerade das zu gefallen. Sie ist ... sie ist nicht wie die anderen in ihrem Alter.«

Charlie bat ihn, das näher auszuführen.

»Sie wirkt reifer und nachdenklicher. Wenn sie spricht, hört man ihr zu. Sie ist ganz einfach ... intelligent.«

Charlie erkundigte sich nach den anderen Teilnehmern aus dem Bibelkreis.

Insgesamt seien es sechs, sagte Hannes. Als Charlie die Namen wissen wollte, fügte er rasch hinzu, dass seiner Meinung nach niemand aus der Gruppe etwas mit Annabelles Verschwinden zu tun habe.

»Warum sind Sie sich da so sicher?«, wollte Anders wissen.

»Es sind alles über siebzigjährige Frauen.«

»Selbst wenn sie nicht verdächtig sind«, erläuterte Charlie, »könnten sie etwas wissen, das uns weiterhilft.«

Sie holte Notizblock und Stift aus der Tasche und bat Hannes, die Namen der Teilnehmerinnen aufzuschreiben.

»Haben Sie sich auch allein unterhalten, Sie und Annabelle?«, fragte sie, als Hannes ihr den Block zurückgab.

»Ab und zu.«

»Haben Sie da über etwas Besonderes mit ihr gesprochen?«

»Darüber darf ich nichts sagen.«

»Ich denke, Sie verstehen, wie wichtig es ist, alles zu erfahren, was uns bei der Suche nach ihr hilft.«

»Sie verstehen hingegen sicherlich, was absolute Schweigepflicht bedeutet? Außerdem muss ich mich jetzt entschuldigen«, er warf einen raschen Blick auf die Uhr. »Morgen habe ich eine Beerdigung, die ich noch vorbereiten muss.«

»Nur eins noch«, sagte Charlie. »Wo waren Sie in der Nacht von Freitag auf Samstag?«

»Was wollen Sie damit sagen?«, fragte Hannes. »Glauben Sie, dass ich ...«

»Diese Frage stellen wir allen, mit denen wir sprechen«, unterbrach ihn Charlie. »Das dürfen Sie nicht persönlich nehmen.«

»Das tue ich auch nicht. Ich bin nur etwas überrascht. Ich war den ganzen Abend und die ganze Nacht zu Hause.«

»Kann Ihre Familie das bezeugen?«, fragte Charlie.

»Nein, sie waren in Stockholm bei Verwandten. Ich hatte am Sonntag sehr früh einen Gottesdienst und musste deshalb hierbleiben.«

»Na, was habe ich gesagt«, meinte Anders, als sie wieder im Auto saßen. »Hast du ernsthaft geglaubt, dass wir aus einem Pfarrer etwas herausbringen würden?«

»Das haben wir doch.«

»Ach ja?«

»Ja, das mit den schwierigen Familienverhältnissen.«

»Das hat er doch ganz allgemein gesagt.«

»Himmel noch mal, so hat er es aber ganz bestimmt nicht gemeint.«

»Aber das ist doch trotzdem nichts Neues«, sagte Anders. »Wir wissen doch schon das mit ihrer überbehütenden Mutter und ...«

»Er trinkt«, unterbrach ihn Charlie. »Ich glaube, der Pfarrer trinkt.«

»Wie kommst du darauf?«

Charlie wusste nicht recht, was sie darauf sagen sollte. Zum einen hatte sie diesen unverkennbaren Geruch nach Ethanol gerochen, als sie ihm die Hand gegeben hatte, doch das musste nicht auf ein Alkoholproblem hindeuten. War es etwas in seinem Blick? Die leicht gerötete Nase mit den geplatzen Äderchen?

»Es ist nur so ein Gefühl«, antwortete sie schließlich.

»Macht ihn das irgendwie verdächtig?«

»Natürlich nicht, aber du weißt so gut wie ich, wie Alkohol das Urteilsvermögen beeinflusst.«

»Nicht so gut wie du«, zog Anders sie auf.

»Es gefällt mir jedenfalls nicht, dass er kein Alibi hat.«

Charlie zog den Notizblock hervor und las die Namen, die Hannes aufgeschrieben hatte: Inez Gustavsson, Gunlis Andersson, Anna-Britt Estberger, Marit Höglund, Rita Oksanen. »Vielleicht hat sie den Damen gegenüber irgendetwas erwähnt«, sagte sie. »Irgendjemand muss auf jeden Fall mit ihnen sprechen.«

»Ist das wirklich so wichtig? Mir kommt es ein wenig weit hergeholt vor. Sollten wir uns nicht näher mit den Partygästen beschäftigen?«

»Es schadet nichts, sich mit den Frauen zu unterhalten.« Charlie rief Micke an und gab ihm die Namen der Bibelkreisteilnehmerinnen durch. Sie bat ihn, deren Nummern herauszusuchen und kurze Gesprächstermine mit ihnen zu vereinbaren.

»Mit einer habe ich erst gestern gesprochen«, erwiderte Micke. »Gunlis Andersson. Sie ist meine Großmutter. Eins kann ich jetzt schon sagen: Wenn sie irgendetwas von Bedeutung wüsste, hätte sie es mir längst erzählt.«

»Dann nimm Kontakt mit den anderen auf«, bat Charlie abschließend.

Eine andere Zeit

Rosa sagt, sie hätte sich mehr als alles andere eine Schwester gewünscht. Sie hat sogar zu Gott darum gebetet.

»Und jetzt«, sagt sie und streichelt Alice über die Wange, »könnte man fast glauben, dass es ihn gibt.«

»Gott gibt es nicht«, erwidert Alice.

»Das wissen wir nicht«, sagt Rosa und verpasst ihr einen Klaps auf den Oberarm.

Alice schlägt zurück.

Rosa verpasst ihr einen weiteren Klaps, härter diesmal. Schon bald wälzen sich die beiden im Gras.

»Ergibst du dich?«, fragt Rosa atemlos. Sie sitzt auf Alice' Bauch und drückt ihre Arme und Hände mit den Knien auf den Boden.

»Ich ergebe mich«, sagt Alice lachend.

»Du weißt, dass ich die Stärkere bin?«

»Das weiß ich.«

»Eins ist sicher.« Rosa beugt sich vor, und ihre Haare kitzeln Alice im Gesicht. »Wenn dir jemand wehtut, wird er seine Strafe bekommen. Ich meine es ernst, Alice, er wird seine Strafe bekommen.«

Rosa hat vor nichts Angst, nicht einmal vor den Mofajungs, die immer viel zu nahe an sie heranzufahren. Sie spuckt ihnen nach und zeigt ihnen den Mittelfinger. Einmal hält einer von ihnen an, schiebt das schwarze Visier nach oben und schreit Rosa an, dass man sie zur Strafe mit einem schlaffen Schwanz durchvögeln sollte.

»Dich und deine Hure von Mutter, euch beide sollte man mit einem schlaffen Schwanz durchvögeln«, schreit er.

Alice sieht zu Rosa und wartet auf den Ausbruch.

Doch statt sich auf ihn zu stürzen oder gegen das Mofa zu treten, lacht

Rosa nur.

Was war das denn für eine Drohung? Sollte sie jetzt Angst haben, oder was?

»So lächerlich«, sagt Rosa, während sie davonspazieren. »Als ob ich vor so etwas Angst hätte.«

Alice nickt, auch wenn sie kaum verstanden hat, worum es geht.

»Mit einem schlaffen Schwanz kann man nicht vögeln.« Rosa boxt sie in die Seite. »Das weiß doch jedes Kind.«

Kapitel siebzehn

»Ich fahre schnell zum Kiosk«, verkündete Charlie, als sie beim Motel ankamen. »Ich brauche Zigaretten.«

»Warum hast du vorhin nicht gesagt, dass ich vorbeifahren soll?«, fragte Anders.

»Weil ich da nicht dran gedacht habe.«

Vor dem Kiosk lungerten einige Jugendliche herum. Dieselben wie bei ihrer Ankunft? Charlie hielt an. Als sie aus dem Wagen stieg, sah sie, wie ein Junge ein Mädchen schubste. Sie ging zu der Gruppe.

»Alles in Ordnung?«, fragte sie.

Die Jugendlichen starrten sie stumm an.

»Ich habe gefragt, ob alles in Ordnung ist«, wiederholte sie schärfer und musterte dabei den Schubser.

»Was geht Sie das an?«, blaffte ein anderer, größerer Junge.

Charlie holte ihre Dienstmarke hervor.

»Wir haben nur Spaß gemacht«, sagte der Schubser unwirsch. »Hat die Polizei nichts Wichtigeres zu tun, als sich in einen Spaß einzumischen?«

»Fandest du das auch lustig?«, fragte Charlie das Mädchen und erkannte, dass die Kleine zu denen gehörte, die in der Nacht von Annabelles Verschwinden bis in die frühen Morgenstunden im alten Dorfladen gewesen waren.

Das Mädchen zuckte mit den Schultern. Sie war betrunken, wie Charlie jetzt auch merkte.

»Komm, ich fahre dich heim.«

»Lassen Sie sie in Ruhe«, sagte der Schubser. »Es ist besser, wir kümmern uns um sie.«

»Nein, ich bringe sie nach Hause«, beharrte Charlie.

Das Mädchen zuckte wieder mit den Schultern und folgte ihr

widerstandslos.

»Du heißt Sara, nicht wahr?«, sagte Charlie, als sie im Auto saßen.

»Woher wissen Sie das?«

»Du warst an dem Abend von Annabelles Verschwinden auf der Party.«

»Ja, aber darüber habe ich schon mit Ihren Kollegen gesprochen. Ich habe nichts gesehen, mir ist nichts aufgefallen.«

»Keinem ist etwas aufgefallen, aber es ist trotzdem etwas passiert.«

Saras Handy klingelte. Sie suchte eine Weile danach in ihrer Tasche, fand es jedoch nicht.

»Wo wohnst du?«, fragte Charlie.

Sara nannte eine Adresse, die Charlie wiedererkannte.

»Bekommst du Ärger mit deinen Eltern?«, fragte sie.

»Mein Vater«, erwiderte Sara und hickte. »Nein, es wird keine Probleme geben. Er hat wahrscheinlich nicht mal gemerkt, dass ich nicht zu Hause bin. Ein Säufer«, erklärte sie. »Er sagt immer nur, dass ich nicht zu Fremden ins Auto steigen darf.« Sie lachte. »Damit meinte er hoffentlich nur fremde Typen.«

Sara wohnte in einem braunen Backsteinhaus. In einem Fenster leuchtete ein Adventsbogen. Charlie dachte an die Weihnachtsgardinen, die im letzten Jahr in dem Haus in Lyckebo hingen.

»Soll ich mit dir reingehen?«, fragte sie.

»Nicht nötig«, antwortete Sara. »Das schaffe ich allein.«

Aber sie blieb angeschnallt sitzen.

»Ein schönes Lied«, sagte sie und nickte in Richtung Autoradio, aus dem gerade Alphavilles »Forever Young« ertönte. »Aber mit einem so elend traurigen Text.«

Charlie stimmte ihr zu. Der Text war wirklich traurig.

Eigentlich richtig schrecklich, fügte Sara hinzu. Denn wer will schon für immer jung sein? Sie konnte sich nichts Schlimmeres vorstellen. Alle Erwachsenen, die sich nach ihrer Jugend zurücksehnten, mussten die Zeit verdrängt haben oder waren schlicht und ergreifend dämlich. Wieder lachte sie. Charlie stimmte in das Lachen ein, ja, sie sei derselben Meinung. Sie habe die Zeit damals nicht vergessen, und sie könne sich wirklich nichts

Schlimmeres vorstellen, als für immer jung zu sein.

»Irgendwie wünsche ich mir fast, ich wäre sie«, sagte Sara plötzlich und legte eine Hand auf den Türgriff.

»Wer?«

»Annabelle.«

»Warum?« Charlie betrachtete sie aufmerksam.

»Weil sie es von hier weggeschafft hat. Egal, wo sie jetzt ist, sie ist nicht mehr hier.«

»Kennst du sie gut?«

Sara schüttelte den Kopf. Annabelle gab sich nicht mit jüngeren Mädchen ab.

»Bist du sicher, dass ich nicht mit reingehen soll?«

»Ganz sicher.«

»Dann nimm wenigstens meine Karte«, sagte Charlie und suchte in ihrer Tasche nach ihren Visitenkarten.

»Was soll ich damit?«

»Vielleicht brauchst du sie noch. Wenn dir noch etwas zu dem Abend einfällt, egal was, oder ... wenn du über etwas anderes sprechen willst.«

»Okay.« Sara nahm die Karte, die Charlie ihr reichte, drehte und wendete sie zwischen den Fingern, bis sie schließlich ausstieg und auf das Haus zuing.

Charlie verfolgte ihre unsicheren Schritte im Rückspiegel, die dünnen Beine in den kurzen Shorts. Kurz kam es ihr vor, als ginge sie selbst den Weg entlang, hinein ins Chaos. Am liebsten hätte sie die Autotür aufgerissen und Sara nachgerufen, dass alles gut werden würde, aber wie sollte sie so etwas versprechen? Das Jugendamt, dachte sie, als sie zurück zum Motel fuhr. Ich werde das Jugendamt informieren. Auch wenn das wahrscheinlich keinen Unterschied machte. Zumindest nicht, wenn man dort immer noch so arbeitete wie früher, als sie selbst die Unterstützung gebraucht hätte. Es ist alles gleich geblieben, dachte sie. Nichts hat sich verändert.

Kapitel achtzehn

Fredrik trank einen großen Schluck Whisky. Er dachte an die irritierenden Fragen der Polizisten. Waren sie ihrer Tochter gegenüber je gewalttätig? Manche Streits zwischen Nora und Annabelle waren aus dem Ruder geraten, und er hatte dazwischengehen und die beiden trennen müssen, damit sie einander nichts antaten. Hätte er das der Polizei sagen müssen? Nein, entschied er, das würde sie nur auf dumme Gedanken bringen. Aber Mutter und Tochter hatten am Tag von Annabelles Verschwinden gestritten. Das zumindest hatte er der Polizei erzählt. In Gedanken ging er noch einmal den Freitag durch. Er hatte Überstunden gemacht und war erst um sechs von der Arbeit gekommen. Das Abendessen war fertig, als er nach Hause kam. Nora wirkte aufgewühlt, daran erinnerte er sich, aufgewühlt und zerstreut. Er hatte sie gefragt, ob sie und Annabelle gestritten hatten, und Nora hatte erzählt, dass sie sich uneinig waren, wann Annabelle daheim sein sollte. Kurz darauf hatte sie entdeckt, dass ihr Kleid fehlte. Nichts Ernstes also.

Fredrik trank noch einen Schluck. Was wusste er eigentlich über seine Frau?

Sie hatte keine direkten Verwandten, hatte sie gesagt, als er sie endlich zu einem gemeinsamen Konditoreibesuch überredet hatte, damals, vor so vielen Jahren, nur eine Pflegefamilie in Mariestad, zu der sie den Kontakt abgebrochen hatte.

Warum?

Darüber wollte sie nicht reden.

Und wie hatte es sie nach Gullspång verschlagen?

Wegen der billigen Mieten. Er hatte gelacht und gesagt, bei ihm sei es genauso gewesen. Dann hatte er versucht, ihr noch mehr zu entlocken, aber sie hatte nur noch zurückhaltend und schließlich gar nicht mehr auf seine Fragen geantwortet. Sie wollte in die Zukunft blicken und nicht

zurück.

Als Fredrik nur ein Jahr später um ihre Hand angehalten hatte, wusste er immer noch nicht viel mehr über Noras Vergangenheit. Damals hatte es ihn kaum gestört. Doch später war ihm klar geworden, dass man entgegen Noras Meinung einen so entscheidenden Teil seines Lebens nicht einfach vergessen konnte. Nachts wachte er von ihren Alpträumen auf, den wild um sich schlagenden Händen, den Schreien. Wenn er sie fragte, was sie geträumt hatte, antwortete sie, sie könne sich nicht erinnern. Wenn Fredrik ihr dann von den Schlägen und den Schreien erzählte, zuckte sie nur mit den Schultern und sagte, dass sie schon seit ihrer Kindheit sehr lebhaft Träume hatte.

Fredrik dachte an Noras Freude, als sie in das Haus gezogen waren. Alles war schief und krumm, aber sie schien es nicht zu sehen.

Hier, Fredrik, kann ich, glaube ich, glücklich werden.

Aber war sie das jemals gewesen?

Kapitel neunzehn

»Hungrig?«, fragte Erik, als Charlie wieder im Motel war. »Ihr Kollege sitzt da drüben.« Er deutete auf Anders, der an einem Fenstertisch saß. »Setzen Sie sich, dann bringe ich das Essen.«

Als Anders eine Bemerkung machte, wie lange Charlie unterwegs gewesen war, fiel ihr auf, dass sie die Zigaretten vergessen hatte.

»Ich habe ein betrunkenes Teenagermädchen heimgefahren«, sagte sie zur Erklärung. »Sara Larsson, die Dreizehnjährige, die auch auf der Party war. Was?«, fügte sie hinzu, als sie Anders' Miene sah.

»Eine betrunkene Dreizehnjährige«, antwortete Anders. »Ein Kind. Das ist so tragisch.«

Charlie stimmte ihm zu. Es war wirklich schrecklich.

»Hast du etwas Neues erfahren?«

»Sie war ziemlich betrunken, aber wir sollten noch einmal mit ihr sprechen.«

»Wir müssen mit allen noch mal sprechen«, meinte Anders und verstummte, als sich zwei weitere Gäste am Nebentisch niederließen. Er sah Richtung Küche und fragte sich, warum sie keine Speisekarte bekamen und wie Erik wissen konnte, was sie essen wollten.

»Ich nehme an, es gibt nur ein Gericht«, sagte Charlie. »Zumindest war es so, als ich noch hier gewohnt habe.«

Sie hätte das Essen gern mit aufs Zimmer genommen, um an dem Fall weiterzuarbeiten. Außerdem musste sie ein leichtes Panikgefühl unterdrücken. All die Menschen im Raum. Sie erkannte niemanden, fragte sich aber bei jedem Gesicht, ob es nicht vielleicht doch ein Bekannter aus der Vergangenheit war.

Anders sprach über den Sommer, seine Ferienpläne, die sich jetzt zum Missfallen seiner Frau verschoben. Sie wollte im Juli zu ihren Eltern nach Torekorp fahren und dann weiter zu ihrer Schwester, und jetzt wurde alles

dadurch verkompliziert, dass sie die Reise aufteilen mussten und ...

War es denn wichtig, fragte Charlie, in welchen Wochen sie wegfuhr, wenn sie doch sowieso in Elternzeit war?

Anders antwortete ausschweifend, dass ihr Aufenthalt sich dann nicht mehr mit den Ferien der Schwiegereltern überschneide und dass Maria sich auf etwas Entlastung und Zeit für sich gefreut hatte und ...

Sie wurden von einer Frau mit Notizblock in der Hand unterbrochen, die sich mit einer Entschuldigung zu ihnen an den Tisch stellte. Sie wollte nur ein paar Fragen zu den Ermittlungen stellen.

»Kein Kommentar«, erwiderte Anders knapp.

»Aber ich ...«

»Wie gesagt, kein Kommentar. Kommen Sie wie alle anderen zur Pressekonferenz.«

»Ich weiß aber nichts von einer Pressekonferenz.«

»Das erfahren Sie dann zum gegebenen Zeitpunkt«, entgegnete Anders.

Die Journalistin wandte sich hoffnungsvoll an Charlie, doch als sie merkte, dass sie dort auch nicht mehr herausbringen würde, drehte sie sich um und ging.

»Eins ist sicher«, sagte Anders. »Die Geier werden über uns herfallen, wenn wir den Fall nicht lösen.«

»Was ihr gutes Recht ist.«

Anders sah auf die Uhr. »Wir sind erst seit sieben Stunden hier.«

»Ich sage nur, dass wir das hier besser nicht verkacken sollten.«

»Du redest wie ein Teenager.«

»Ich rede, wie ich will«, sagte Charlie. »Und dir«, fuhr sie fort, als Erik mit zwei großen Tellern mit Pommes frites, Rindersteak und Sauce béarnaise zu ihrem Tisch kam, »viel Spaß mit den Kohlenhydraten.«

»Es ist trotzdem seltsam«, sagte Anders mit Blick auf seinen Teller, »dass es keine Auswahl gibt. Irgendeinen Salat müsste es doch als Alternative geben?«

»Absolut«, stimmte ihm Charlie zu und erwähnte nicht, dass alle, die hier in diesem gottverlassenen Nest jemals so etwas wie eine Speisekarte angeboten hatten, pleitegegangen waren. So war es zumindest zu ihrer Zeit gewesen.

»Ich sehe schwarz«, sagte er.

»Ich hoffe, du meinst deine Diät«, bemerkte Charlie trocken.

Vorne an der Bar schien sich der örtliche Stammtisch zu versammeln.

»Was haben die mit ihren Armen gemacht?«, fragte Anders und nickte in Richtung Bar. »Messerstechereien?«

Charlie warf einen Blick auf die nackten Unterarme der Männer, die von Schnitten übersät waren.

»Die arbeiten alle in der Sperrholzfabrik«, erklärte sie. »Das ist der größte Arbeitgeber im Ort.«

»Gibt es keine Schutzkleidung?«

»Doch, aber es wird im Sommer verdammt heiß da drin. Die Verletzungen holen sie sich beim Zuschneiden des Holzes.«

»Ich dachte, dafür gäbe es Maschinen.«

»Klar, aber die müssen immer noch von Menschen bedient werden.«

Anders sah wieder zur Bar. »Ich würde niemals ... Ich meine, sich in einer Fabrik verstümmeln lassen ...«

»Nicht jeder hat eine Wahl.«

»Die hat man immer.«

»Das sagen nur Menschen, die unter glücklichen Voraussetzungen auf die Welt gekommen sind.«

»Aber trotzdem, man kann doch immer ...«

»Nein«, erwiderte Charlie bestimmt, »das ist Unsinn.«

Sie aßen schweigend. Charlie schaute durch die schmutzigen Fenster. Die Sonne schien noch immer, obwohl es fast neun Uhr war. Auf den Grasflächen zwischen dem Motel und dem Schmelzwerk stand noch der Goldregen mit seinen gelben Blüten. Als Kind hatte sie einmal einen Ast mit Blüten abgerissen und sie in den Mund gesteckt. Betty hatte ihr schreiend die Kiefer auseinandergezwungen und ihr befohlen, auszuspucken. Spucken oder sterben. Als Charlie dann wegen der Schmerzen im Mund weinte, sagte sie: *Das musste ich doch machen, sonst wärest du gestorben. Aber vielleicht willst du das ja? Willst du das? Willst du sterben?*

Es spielte keine Rolle, dass Charlie später beteuert hatte, dass sie nicht sterben wollte, dass die Blüten einfach nur so ausgesehen hatten wie

Maiskörner. Betty machte daraus trotzdem die Geschichte von der jüngsten Selbstmordkandidatin der Welt. *Wenn ich nicht dabei gewesen wäre, pflegte sie zu sagen, wenn sie die Geschichte ihren Gästen erzählte, hätte das Kind den Goldregen wie Mais gegessen, und wie hätte das wohl geendet?*

Die Gespräche und das klappernde Besteck um sie herum vermischten sich zu einem dumpfen Hintergrundrauschen. Sie dachte an das Haus in Lyckebo, die blühende Wiese mit Kirschbäumen, Betty, die die Fenster aufriss und eine Schallplatte auf dem alten Plattenspieler abspielte, sodass sie zu einem alten Schlager von Ann-Christine Bärnsten mitsingen konnten:

*Lass uns Kirschen pflücken in meinem Garten,
Du und ich, wow wow wow.
Pflück alles, was du dich traust, in meinem Garten,
Nimm alles, was du willst.*

Charlie war so in Gedanken versunken, dass sie zusammenzuckte, als Jonas zwei große Schnapsgläser vor ihnen auf den Tisch stellte. Bevor sie protestieren konnten, war er schon zum nächsten Tisch gegangen.

»Hast du die bestellt?«, fragte Anders.

Charlie schüttelte den Kopf, und Anders rief nach Jonas. Da lag wohl ein Missverständnis vor.

»Die gehen aufs Haus«, antwortete der junge Mann, »wenn man etwas isst. Und wegen des Fehlers mit der Buchung habe ich Ihnen extra große gebracht.«

Charlie sah ihm nach, als er durch die Schwingtüren in die Küche verschwand. Er wirkte gestresst, unbeholfen und nervös.

»Was denkst du?«, fragte sie und nickte Richtung Bar und Küche.

»Ich denke, dass wir später darüber sprechen sollten. Du hast es doch selbst gehört. Er war an dem Abend auf der Party, als Annabelle verschwand.«

»Wir wissen aber nicht genau, wann sie die Feier verlassen hat, die Aussagen dazu sind widersprüchlich.«

»Nein, da hat keiner der Jugendlichen den Überblick«, stimmte Anders zu. »Die meisten scheinen ja fast bewusstlos gewesen zu sein. Willst du den

trinken?«, fragte er, als Charlie das Schnapsglas nahm.

»Ich weiß ja nicht, wie es dir geht«, sagte sie und kippte die schwarze, likörartige Flüssigkeit in einem Schluck herunter, »aber ich schaue einem geschenkten Gaul nicht ins Maul.«

Anders' Handy klingelte. Er warf einen Blick auf das Display, stand auf und ging nach draußen. Charlie wusste, dass er eine Weile beschäftigt sein würde. Sein volles Schnapsglas stand noch auf dem Tisch und flehte geradezu darum, ausgetrunken zu werden. Ohne darüber nachzudenken, leerte sie es. Und wie auf ein unsichtbares Zeichen hin stand Jonas plötzlich wieder neben dem Tisch und fragte, ob er nachschenken solle.

Charlie schüttelte den Kopf. Sie war schließlich zum Arbeiten hier.

»Die Fehlbuchung tut mir leid«, sagte Jonas. »Ich hoffe, ich habe Ihnen damit keine allzu großen Probleme bereitet.«

Charlie blickte durch das Fenster nach draußen, wo Anders aufgebracht auf und ab ging, das Handy fest ans Ohr gedrückt.

»Mach dir keine Sorgen«, sagte sie. »So ein Fehler kann jedem passieren.«

Das Telefonat mit Anders' Frau dauerte länger. Charlie aß währenddessen weiter und surfte auf ihrem Mobiltelefon im Internet. Topthema der Titelseiten beider großer Abendzeitungen war die Suche nach Annabelle. Beim *Aftonbladet* war ein Bild der Schotterstraße zu sehen, die Annabelle wahrscheinlich in der Nacht ihres Verschwindens entlanggegangen war. Das Foto war in der Morgendämmerung aufgenommen worden, der Tau glitzerte auf den Zweigen. Charlie dachte, dass sicher nicht viele Menschen nachts einen einsamen Waldweg wählen würden, aber Annabelle hatte keine Angst vor der Dunkelheit. Charlie trank einen Schluck Wasser, und plötzlich kehrte die Übelkeit zurück. Sie stand auf und steuerte eilig auf die Toiletten zu. Bei den Damen stand eine Schlange, weshalb sie rasch zu den Herren schlüpfte, wo sie zum Glück allein war. Sie stürzte in eine Kabine, sperrte hinter sich ab, beugte sich über den nach Urin stinkenden Toilettensitz und erbrach ihr Abendessen. Normalerweise hatte sie keinen so lange andauernden und heftigen Kater. Da fiel ihr das Sertralin ein. Vielleicht war das schon eine Entzugserscheinung? Hatte sie gestern

überhaupt eine Tablette genommen? Den Rückanruf des Arztes hatte sie natürlich verpasst, und seither hatte sie vergessen, sich noch einmal zu melden. Morgen, dachte sie. Morgen kümmere ich mich darum.

Als sie aus der Kabine kam, traf ihr Blick im Spiegel über dem Urinal auf zwei braune, lächelnde Augen.

»Ich glaube, Sie haben sich verirrt.«

»Entschuldigung«, murmelte sie und schlüpfte rasch aus der Herrentoilette.

»Wo warst du?«, fragte Anders, als sie zum Tisch zurückkehrte.

»Auf dem Klo.«

»Geht es dir gut?«

»Ja, und selbst?«

»Daheim ist es etwas hektisch. Bauchweh. Maria glaubt, er hätte eine Kolik. Wir haben Tropfen dagegen, aber die helfen offensichtlich diesmal nicht. Er weint und schreit ohne Pause. Maria ist völlig fertig.«

»Ich würde wahnsinnig werden«, meinte Charlie.

»Sie auch«, erwiderte Anders. »Aber«, fuhr er fort und wischte sich den Mund mit der Serviette ab, »wer würde das nicht?«

Charlie blickte an Anders vorbei. Der Mann aus der Herrentoilette saß in der Ecke vor der kleinen Bühne und unterhielt sich mit einem gleichaltrigen Mann. Ab und zu warf er einen Blick in Charlies Richtung. Er war auf unauffällige Weise gut aussehend, was ihr gefiel. Seine Haare waren leicht gelockt, die Bartstoppeln ein paar Tage zu alt. Wäre sie nicht beruflich hier, wäre sie vermutlich zu ihm gegangen, doch bei der Arbeit riss sie keine Typen auf. Diese Regel hatte sie sich selbst auferlegt. Hugo sollte die einzige Ausnahme bleiben. Doch ohne diese Regel wäre er genau der Typ Mann, mit dem sie ihre unruhigen Nerven hätte beruhigen können. Sie musterte verstohlen sein Profil. Irgendwie kam er ihr bekannt vor. War er aus Gullspång? Sie glaubte es nicht, aber sicher war sie auch nicht. Wie alt war er? Fünfunddreißig? Jünger?

Er spürte ihren Blick, fing ihn auf, und sie glaubte darin ein Versprechen zu sehen, das Versprechen, dass er nicht Nein sagen würde, wenn sie ihre eigenen Grenzen ignorierte.

»Bist du satt?«, fragte Anders und deutete auf ihren Teller, auf dem noch die Pommes lagen.

»Ja. Du weißt schon, die Kohlenhydrate.«

»Man muss wirklich aufpassen, was man in deiner Gegenwart sagt.« Anders nahm sich ein paar Pommes frites von ihrem Teller. »Du vergisst einfach nichts.«

Charlie schob ihm den Teller hin. Er sollte sich ruhig bedienen, sie war satt.

»Kennst du hier eigentlich jemanden?«, fragte er, nachdem er ihren Teller leer gekratzt hatte.

»Es ist eine Ewigkeit her, dass ich hier gewohnt habe.«

»Wo lebt deine Mutter mittlerweile?«

»Sie ist tot.«

»Tot?«

»Ja, tot.«

»Warum hast du das nicht gesagt?«

»Du hast nicht gefragt.«

»Das habe ich sehr wohl. Ich habe dich gefragt, ob ihr engen Kontakt habt.«

»Und ich habe geantwortet, dass es lange her ist, dass wir uns gesehen haben«, erwiderte Charlie. »Das ist keine Lüge.«

»Manchmal könnte man wirklich denken, du hast Asperger, so wörtlich, wie du alles nimmst.«

»Das stimmt überhaupt nicht. Nur wenn ich es will. Das ist ein großer Unterschied. Wenn ich Asperger hätte, könnte ich diesen Job nicht machen.«

»Warum nicht?«

Charlie seufzte. »Du hast doch auch Psychologie studiert.«

»Nur ein Semester lang.«

»Manchmal frage ich mich, ob das überhaupt stimmt.«

»Warum?«

»Weil ...« Weil du nicht einmal die Grundlagen kennst, hätte sie am liebsten gesagt. »Du scheinst viel vergessen zu haben.«

»Ich war nicht besonders ehrgeizig. Damals hatte ich gerade Maria

kennengelernt und anderes im Kopf.«

»Die Liebe kann einen wirklich verblöden.«

Sie blickte wieder durch das Fenster, vor dem sich eine Gruppe Jugendlicher um einen selbst gebauten Traktor auf dem Parkplatz versammelt hatte.

»Was ist passiert?«, fragte Anders. »Mit deiner Mutter?«

»Das Übliche. Sie wurde krank und ist gestorben.«

Anders wollte wissen, an was sie erkrankt, wie sie gestorben war, wie alt Charlie da gewesen war, doch Charlie antwortete, dass sie nicht hier waren, um Geschichten aus ihrer Vergangenheit auszugraben, sondern um ein verschwundenes Mädchen zu finden.

»Das eine muss das andere nicht ausschließen.«

Ein Alleinunterhalter betrat die kleine Bühne bei der Bar. Er nahm das Mikrofon und sprach über den heutigen Sucheinsatz, an dem er selbst teilgenommen hatte. Er hoffte, dass sich ihnen am nächsten Tag genauso viele Menschen anschließen würden. Denn so viel stand fest: Sie würden weitersuchen, bis sie Annabelle gefunden hatten.

Ein Raunen ging durch den Raum. Natürlich würden sie weitersuchen. Ein Mann mittleren Alters hob sein Glas, senkte den Arm aber rasch wieder, weil es ihm wahrscheinlich unpassend erschien, in so einer Situation einen Toast auszusprechen.

Der Alleinunterhalter begann, einen bekannten Song zu spielen, »Living Next Door To Alice«. Anders verdrehte die Augen.

»Ich gehe schlafen«, sagte er.

»Ich komme gleich nach«, erwiderte Charlie. »Was denn?«, schob sie hinterher, als Anders ihr einen Blick zuwarf, dass sie ihn gefälligst begleiten sollte. »Darf ich vielleicht noch das Lied zu Ende hören?«

Eine Gruppe reichlich angeheiterter Frauen tanzte vor der Bühne, und als der Alleinunterhalter zum Refrain kam, stimmten alle mit ein: *Alice, Alice. Who the fuck is Alice?*

Zwei junge Männer betraten das Lokal, und alle sahen ihnen nach, als sie zur Bar gingen. Charlie erkannte ihre Gesichter von den Bildern auf dem Whiteboard im Polizeirevier. Der breitschultrige blonde Junge war der Fabrikbesitzersohn Svante Linder, und neben ihm stand Annabelles Ex-

Freund William Stark. Jonas, der hinter der Bar beschäftigt war, wickelte rasch eine Bestellung ab und reichte seinen Freunden je ein Bier, für das er kein Geld nahm.

Charlie musterte Jonas. Er sah wirklich nervös und angespannt aus. Vielleicht hatte er Angst, dabei erwischt zu werden, wie er Freigetränke ausgab. Oder Erik wusste davon und hatte nichts dagegen?

Eine Frau in den Vierzigern stand plötzlich vor Charlie und sagte, dass sie gerne ihren Tisch zur Seite schieben würden, weil die Leute tanzen wollten. Sie hatten die Tanzfläche nicht wie sonst freigeräumt, weil sie davon ausgegangen waren, dass in der gegenwärtigen Situation niemandem danach war, aber offensichtlich hatten sie sich getäuscht.

»Reicht der Platz denn nicht auch so?«, fragte Charlie.

Die Frau meinte, dass sie da eher an sie dachte, weil die Leute sonst gegen den Tisch und auch sie selbst rempeln würden.

»Das sind diese verdammten Lakritzshots. Ich habe meinem Mann schon gesagt, dass wir damit aufhören sollen, aber er weigert sich.«

»Sie sind also Eriks Frau?«

Sie nickte und stellte sich als Linda vor.

»Ein Familienunternehmen ist etwas Schönes«, bemerkte Charlie.

»Nein, ist es nicht. Ich würde am liebsten zurück in die Stadt ziehen. Ich komme ursprünglich aus Skövde, aber Erik will hier nicht weg. Er sagt, hier können unsere Kinder sicher aufwachsen, und bisher hatte er da auch recht. Aber jetzt ... jetzt bin ich mir nicht mehr so sicher, seit Annabelle verschwunden ist. Sind Sie schon weitergekommen? Haben Sie irgendeine Spur?«

»Darüber darf ich nicht sprechen.«

»Natürlich.« Linda lachte. »Das weiß ich doch. Wir machen uns nur alle so große Sorgen. Ein furchtbares Gefühl. Alles deutet ja darauf hin, dass ... ihr jemand was angetan hat. Keiner glaubt noch, dass sie freiwillig verschwunden ist.« Sie senkte die Stimme und beugte sich näher zu Charlie. »Es ist schrecklich, dass der Täter vielleicht einer von uns ist, jemand, dem ich Bier ausschenke und mit dem ich mich an der Bar unterhalte.«

»Haben Sie einen konkreten Verdacht?«, fragte Charlie.

»Nein, dann hätte ich die Polizei schon informiert. Ich denke nur daran, dass um das Mädchen herum immer Unruhe herrschte.«

»Wie meinen Sie das?«

»Genau, wie ich es sage. Die Male, die sie hier war, gab es immer Streit.« Linda sah zu Svante Linder und William Stark, die an einem Tisch saßen, der bis vor Kurzem noch besetzt gewesen war. »Wo das Mädchen ist, ist das Drama nicht weit.«

»Können Sie das näher ausführen?«

»Sie flirtet viel, Jungs und erwachsene Männer werden von ihr angezogen wie die Fliegen vom Misthaufen und plustern sich dementsprechend auf und wetteifern um ihre Aufmerksamkeit.«

»Wenn Sie an etwas Bestimmtes denken, sollten Sie es uns mitteilen«, erwiderte Charlie.

Linda schüttelte den Kopf. Sie hatte nichts zu sagen.

»Ist es in Ordnung, wenn wir den Tisch einfach etwas zur Seite schieben? Sie können gern noch sitzen bleiben«, fragte sie stattdessen.

»Ich gehe sowieso gleich«, meinte Charlie. »Solange setze ich mich an die Bar.«

Sie bestellte ein Bier, drehte sich auf dem Barhocker um und ließ den Blick durch den Raum schweifen. Es kam ihr vor, als befände sie sich bei Sturm auf einem Schiff. Alle schwankten im Stehen oder hielten sich beim Gehen an der Wand fest. Bei Svante Linder und William Stark saßen mittlerweile weitere junge Männer. Wie war eigentlich die Dynamik in der Gruppe? Waren sie Freunde, Konkurrenten, Feinde? Hatte einer von ihnen in einem Moment der Eifersucht, des Wahnsinns oder reiner Bösartigkeit Annabelle umgebracht?

Charlie sah auf die Uhr, es war kurz vor elf. Sie sollte wirklich ins Bett gehen. Sie stand auf und ging Richtung Tür, stieß jedoch nach wenigen Metern mit dem Mann aus der Herrentoilette zusammen.

»Gehst du schon?«, fragte er.

Charlie nickte. Sie würde gehen. Es war ein langer Tag gewesen.

»Bist du auch bei Missing People?«

»Ja«, erwiderte Charlie, ohne nachzudenken.

»Johan«, sagte er und reichte ihr die Hand.

»Lisa.« Als sie ihm in die Augen sah, war da immer noch irgendetwas Bekanntes, doch der unverkennbare Stockholmer Akzent beruhigte sie. Sie wollte ihm gerade eine gute Nacht wünschen, als sie die Schachtel Marlboro in seiner Brusttasche sah. Bevor sie darüber nachdenken konnte, hörte sie sich auch schon fragen, ob sie eine Zigarette haben könne.

Johan gab ihr die Packung und ein Feuerzeug.

»Willst du etwa hier drinnen rauchen?«, fragte er, als sie sich die Zigarette anzündete.

»Das machen die anderen doch auch.« Charlie blickte hinter sich, wo mehrere Leute ungeniert qualmten.

»Ich gehe jedenfalls raus«, sagte Johan. »Mir wird schlecht, wenn ich drinnen rauche.«

Charlie folgte ihm nach draußen auf die kleine Eingangstreppe. Der Wind hatte gedreht, es roch nicht mehr nach der Papierfabrik, sondern lieblich nach Flieder.

»Bist du von hier?«, fragte sie.

»Stockholm. Und du?«

»Ebenfalls.«

»Ich habe dich heute während des Sucheinsatzes gar nicht gesehen.«

Charlie dachte, dass sie diesem Mann nicht ihre üblichen Lügen hätte erzählen sollen. Das hier war kein Flirt in einer Bar, weshalb sie auch nichts erfinden musste. Was tat sie da eigentlich?

»Na ja, wir sind ja ziemlich viele.«

Johan nickte. Er fand es großartig, dass sich so viele dem Suchtrupp angeschlossen hatten, zusammen mit dem ganzen Ort. Jeder engagierte sich. »Aber sie scheint nicht hier in der Umgebung zu sein«, sagte er, »außer sie liegt im See.«

»Der keinen Grund hat.«

»Wie bitte?«

»Ich meine damit, dass das dauern wird«, antwortete Charlie etwas deutlicher. »Dieser See ... ist sehr, sehr tief.«

»Was glaubst du?«, fragte Johan und sah sie direkt an. »Was glaubst du, wonach wir suchen? Eine Leiche oder ...«

»Ich weiß es nicht, aber es sieht leider nicht gut aus.«

»Gestern früh habe ich ihren Vater gesehen. Er wollte bei der Suche helfen, aber dafür ging es ihm viel zu schlecht. Ich verstehe gut, dass er dabei sein will. Ich würde wahnsinnig werden, wenn ich nur daheim sitzen und warten könnte.«

Johans Handy klingelte. Er entschuldigte sich, dass er den Anruf annehmen müsse, und marschierte Richtung Parkplatz davon.

Charlie ging zurück ins Gebäude und auf die Damentoilette, in der laut kichernde Frauen aller Altersstufen herumstanden.

Aus der Leitung kam nur kaltes Wasser. Charlie hielt ihre Handgelenke unter den Strahl und betrachtete sich im Spiegel. Ein Gespenst, dachte sie. Ich sehe aus wie ein verdammtes Gespenst.

»Charline!«, ertönte plötzlich eine vertraute Stimme hinter ihr. »Ich dachte zuerst, ich hätte zu viel Schnaps getrunken, aber du bist es wirklich!«

Charlie drehte sich um.

»Susanne?«

»Zwanzig Kilo älter. Gott, bist du es wirklich, Charlie? Ich habe dich an der Bar gesehen, und irgendwie bist du mir bekannt vorgekommen, aber ich hätte nie gedacht ... Aber jetzt sehe ich deine Augen und die Narbe«, sie deutete auf Charlies Schläfe. »Verdammt, Charlie. Bist du also doch zurückgekommen.«

Kapitel zwanzig

»Weißt du eigentlich, wie sehr ich dich vermisst habe, Charline Lager?«, sagte Susanne. Sie waren in den Speiseraum zurückgegangen und saßen an einem Tisch an der Wand.

»Gleichfalls«, erwiderte Charlie und spürte, dass es stimmte. Sie hatte Susanne vermisst, das Gefühl, einen Menschen im Leben zu haben, der so viel über sie und ihre Vergangenheit wusste. Sie hatte ihre Gespräche vermisst, wie sie zusammen gelacht hatten, wenn es eigentlich überhaupt nichts zum Lachen gab.

»Wenn du mich so vermisst hast, hättest du ja mal von dir hören lassen können«, meinte Susanne lächelnd. »Keine Angst«, fügte sie hinzu, als sie Charlies Gesichtsausdruck sah. »Ich verstehe, dass du wegmusstest. Einen Neuanfang machen.«

»Ich hätte mich melden sollen«, sagte Charlie entschuldigend. »Ich weiß nicht, warum ich es nicht getan habe.«

Schweigend saßen sie da, als ob beide über die langen Jahre nachdenken mussten, die vergangen waren.

»Und jetzt?«, fragte Susanne. »Warum bist du jetzt hier? Bist du bei Missing People?«

Charlie sagte ihr die Wahrheit.

»Du bist Polizistin?« Susanne lächelte, ja, doch, das könne sie sich gut vorstellen. Dann wurde sie ernst.

»Das ist schrecklich«, sagte sie, »das mit Annabelle. Ich verstehe nicht, wie ein Mensch einfach so spurlos verschwinden kann.«

»Es gibt immer Spuren.«

»Ich hoffe wirklich, dass ihr sie findet. Ich mag mir gar nicht vorstellen, wie es den armen Eltern geht.«

»Kennst du sie?«

Susanne schüttelte den Kopf. Sie wusste, wer Fredrik und Nora Roos

waren, aber sie waren älter als sie. »Willst du eigentlich einen Schnaps?«, fragte sie schließlich. »Auf die alte Freundschaft?«

Charlie warf einen sehnsüchtigen Blick Richtung Bar und antwortete, dass das sehr verlockend klänge, aber sie sei schließlich zum Arbeiten hier und ...

»Einer geht immer«, sagte Susanne entschieden, und bevor Charlie Einwände erheben konnte, hatte ihre alte Freundin sich schon zur Bar durchgedrängt und kam mit zwei bis zum Rand gefüllten Gläsern mit Sahnehäubchen zurück.

»Ich fasse es nicht«, sagte sie, »ich fasse es einfach nicht, wie sie das so hinkriegen.« Sie hielt das Glas in die Höhe und zeigte, wie der heiße Kaffee sich mit dem italienischen Kräuterlikör Galliano vermischte. »Weil sie den Alkohol nicht im Systembolaget kaufen, sondern schwarz von irgendeinem Lastwagen. Ich würde wer weiß was wetten, dass das hier nur gefärbter Wodka ist, sonst würde das nicht so aussehen. Aber egal«, fuhr sie fort und schob das andere Glas zu Charlie. »Im Magen kommt ja sowieso alles zusammen.«

»Es ist eine Ewigkeit her, dass ich Hot Shots getrunken habe.«

»Dann wird es ja Zeit. Prost!«

»Prost.«

Sie tranken ihre Gläser in einem Zug leer und bestellten noch zwei weitere.

»Und wie geht es dir so?«, fragte Charlie schließlich.

»Hm, wo soll ich anfangen?«, antwortete Susanne und wischte sich ein wenig Sahne mit dem Handrücken vom Mund. »Es ist ganz schön viel Wasser den Fluss hinabgeflossen, um es mal so auszudrücken.«

»Wie geht es deinen Eltern?«

»Mein Vater ist tot.«

Charlie drückte ihr Beileid aus, doch Susanne sagte, dass es zu erwarten gewesen war. Sie wunderte sich, dass er überhaupt so lange gelebt hatte. Sein Tod war allerdings nicht nur negativ gewesen, weil im gleichen Atemzug ihre Mutter aufgehört hatte zu trinken. Es war eher so, als hätte sie ein Elternteil dazugewonnen und keins verloren.

»Ich glaube, von der alten Truppe ist nur noch Mama übrig.« Sie zählte

die Namen der Leute auf, die früher immer in Lyckebo gefeiert hatten und jetzt tot waren.

Charlie dachte, dass Susanne dabei den allerersten Toten vergaß. Mattias.

»Ich lege manchmal eine Blume auf Bettys Grab«, erzählte ihre alte Freundin. »Wenn ich sowieso bei Papa bin.«

»Danke«, sagte Charlie. Sie warf wieder einen Blick zur Bar und versuchte, nicht an ihre Arbeit zu denken.

»Deine Mutter war schwere Alkoholikerin, aber wenigstens hat sie die Leute zum Lachen gebracht. Alle haben immer gelacht, wenn Betty in der Nähe war. Darauf trinken wir. Auf Betty.«

»Prost.« Charlie hob das Glas und suchte verzweifelt nach einem neuen Gesprächsthema. »Bist du verheiratet?«, fragte sie schließlich.

Susanne nickte. Ja, das war sie.

»Jemand, den ich kenne?«

Susanne schüttelte den Kopf und sagte, er sei zugezogen.

»Kinder?«

»Vier«, antwortete Susanne und hielt vier Finger in die Höhe. »Alle Jungen.« Sie zuckte mit den Schultern, als ob allein schon das Geschlecht ein Nachteil wäre. »Und du, hast du Kinder?«

»Nein.«

»Gute Entscheidung.«

»Ich bin auch nicht verheiratet«, fügte Charlie rasch an, bevor Susanne sie danach fragen konnte.

»Noch besser. Ich kenne niemanden, der glücklich verheiratet ist. Und auch wenn es furchtbar klingt – Kinder werden total überschätzt.«

Charlie lachte und sagte, dass sie das schon lange vermutete, aber als Kinderlose konnte sie das schlecht sagen.

»Auch nicht als Mutter«, meinte Susanne. »Vor allem nicht als Mutter.« Sie begann, von ihren Söhnen zu erzählen und dass sie sie noch ins Grab bringen würden. Sie prügeln sich, schrien und stritten die ganze Zeit. Ohne Wein und Beruhigungsmittel würde sie es nicht schaffen. Ja, sie wusste, dass man darüber eigentlich nicht laut sprechen durfte, vor allem nicht über die Beruhigungsmittel, aber sie machte keinen Hehl daraus. So

war es nun mal.

»Vielleicht habe ich mich deshalb so gut mit dir verstanden«, sagte Charlie. »Hier war keiner so wie du.«

»Gleichfalls.« Susanne lächelte. »Gleichfalls, Charlie Lager.«

Eine Weile sahen sie sich schweigend an. Charlie dachte daran, wie sie und Susanne einander geschworen hatten, niemals mit dem Trinken anzufangen. Sie hatten im Schneidersitz in der Schaukel, die an der Eiche in Lyckebo befestigt war, gesessen und sich geschworen, niemals Kinder zu bekommen, niemals zu trinken und niemals so zu werden wie ihre Eltern. Damals hatten sie tatsächlich geglaubt, es zu schaffen, doch die Gene oder die Umwelt, oder was auch immer der Haupteinfluss war, hatten sich durchgesetzt. Schon bevor sie aus Gullspång weggegangen war, hatte es angefangen. Erst die Reste aus den Gläsern bei den Feiern in Lyckebo und dann die Partys im alten Dorfladen, wo sie sich unglaublich beliebt machten, wenn sie Schnaps und Wein mitbrachten. Nach ihrem ersten Rausch konnte sie Bettys Liebe zum Alkohol nachvollziehen. Denn das Gefühl, dieses herrliche Gefühl, wenn alles still und ruhig in einem wurde ... das hatte sie vom ersten Moment an geliebt.

»Das Leben hat sich anders entwickelt, als ich es mir vorgestellt hatte«, sagte Susanne.

»Tut es das nicht immer?«

»Vielleicht.« Susanne trank noch einen Schluck. »Aber es war schön, als man noch träumen konnte.«

Charlie nickte, ja, sie verstand, was ihre alte Freundin meinte.

»Hör auf«, sagte Susanne plötzlich zu einem Mann, der an sie herangetreten war und ihr eine Hand auf die Schulter legte. »Zieh Leine, Svenka.«

»Warum bist du eigentlich immer so schlecht gelaunt?«, fragte besagter Svenka.

»Vielleicht weil du nicht kapiert, dass du mich nicht ständig anfassen sollst.«

»Aber wir können uns doch wenigstens ein bisschen unterhalten?«

»Ich war gerade auf dem Weg zur Bar.«

»Und was wolltest du holen?«

»Hot Shots«, antwortete Susanne. »Mehr Hot Shots für mich und meine Freundin.«

»Arne!«, rief Svenka einem Mann an der Bar zu. »Arne! Bring noch zwei Hot Shots mit!«

Susanne sah zu Charlie und verdrehte die Augen.

»Na also«, sagte Svenka, als die Schnapsgläser gebracht wurden. »Jetzt darf ich mich vielleicht zu euch setzen?«

»Wir führen gerade ein Gespräch unter vier Augen«, entgegnete Susanne.

»Wer ist denn deine kleine Freundin?«, fragte Svenka und musterte Charlie mit alkoholvernebeltem Blick. »Gehörst du zur Suchmannschaft?«

»Ja, kann man so sagen«, antwortete Charlie.

»Sie ist Polizistin«, erklärte Susanne, »insofern stimmt das tatsächlich.«

Svenka riss die blutunterlaufenen Augen auf und beugte sich über den Tisch. Es sei wirklich dringend nötig, dass der Ort Verstärkung bekäme, sagte er eindringlich. Ob sie schon oben auf dem Skärven gewesen wären und die Kanaken verhört hätten, die da oben hausten?

»Was meinst du damit?«, fragte Charlie.

»Ich will damit nur sagen, wenn ich bei der Polizei wäre, würde ich da anfangen.« Svenka leerte sein Glas.

»Dann ist es ja gut, dass du kein Polizist bist«, konterte Susanne.

»Euch ist doch sicher klar«, fuhr er fort, ohne Susanne zu beachten, »dass es einer von den Niggern gewesen sein muss. Denkt nur an die ganzen Fahrräder, die verschwunden sind, seit sie hier leben. Darüber musst du gar nicht lachen, Susanne. Bis zu den Neunzigern wurden hier keine Fahrräder gestohlen, so viel ist sicher.«

»Was für ein Mist«, erwiderte Susanne. »Hier wurden schon immer Fahrräder geklaut.«

»Und denkt nur daran, was mit der Pizzeria passiert ist«, fuhr Svenka ungerührt fort.

»Wir wissen nicht, wer sie abgefackelt hat.«

»Keiner der alteingesessenen Einwohner jedenfalls. So viel ist sicher.«

»Er belästigt nicht nur Frauen«, sagte Susanne und schlug erneut seine Hand weg, die diesmal auf ihrem Schenkel gelandet war, »sondern ist auch

noch Rassist.«

»Das bin ich überhaupt nicht. Aber es stimmt doch, dass es nichts Gutes gebracht hat, seit die Jugos hier alles eingenommen haben. Und als dann letztes Jahr auch noch die Somalier kamen ... Ich will damit nur sagen, kein Wunder, dass so was passiert.« Er legte einen Portionsnussbeutel auf den Tisch. »Ich sage nur, wenn das meine Tochter wäre ... Wenn sie verschwunden wäre, dann hätte ich schon den ganzen verdammten Skärven in die Luft gesprengt.«

»Würdest du sie so zurückbekommen?«, fragte Susanne. »Durch ein Bombenattentat?«

»Vielleicht nicht«, meinte Svenka. »Aber Auge um Auge. Steht sogar in der Bibel.«

Susanne lachte und erwiderte, dass ebenso in der Bibel stand, dass man die andere Wange hinhalten solle, und dass es einfach total krank war, unschuldige Menschen in die Luft zu sprengen, aber Svenka hörte gar nicht zu, sondern sprach einfach weiter. Von dem Gesindel da oben auf dem Berg und dass es ja wohl sonnenklar war, dass einer von denen Annabelle überfallen und ihre Leiche irgendwo entsorgt hatte.

»Jetzt ist es aber genug«, sagte Charlie schließlich.

»Genug?« Svenka warf ihr einen Blick zu. »Du hast gut reden. Hast sicher eine Wohnung irgendwo in einer guten Gegend von Stockholm, musstest nicht seit den Neunzigern mit Jugos, Somaliern und anderem Abschaum leben.«

»Sie kommt von hier«, warf Susanne ein. »Sie ist Bettys Tochter. Betty Lagers Tochter.«

Svenkas streitlustiger Blick verschwand, und er betrachtete sie auf eine Art, die sie immer verabscheut hatte. Nach all den Jahren in Stockholm hatte sie vergessen, wie ätzend dieser Blick war.

»Jetzt sehe ich es«, sagte Svenka. »Ich sehe, dass du Bettys Mädchen bist ... deine Mutter ... was für eine Frau. Hier in der Gegend spricht man immer noch von ihren Feiern.«

»Das kann ich mir denken«, erwiderte Charlie trocken. »Das wundert mich wirklich nicht.«

»Erinnerst du dich an mich?«

Charlie schüttelte den Kopf. Nein, das tat sie nicht. Wie sollte sie sich auch an jeden Verrückten und jeden Säufer erinnern, der in dem Haus in Lyckebo ein und aus gegangen war.

»Bist du zum ersten Mal hier seit ... Ich meine, wie lange ist es her, dass du weggezogen bist?«

»Bald zwanzig Jahre.«

»Zwanzig Jahre ... verdammt, wie die Zeit vergeht. Es kommt mir vor, als sei es gestern gewesen ...«

»Du, Svenka«, schaltete sich Susanne ein, »deine Kumpel warten auf dich.« Sie deutete zur Bar, wo sich eine laute Männergruppe versammelt hatte.

»Ja, ja, das sehe ich«, erwiderte er mürrisch. »Aber glaubt mir«, er hob einen Finger und sah Charlie dabei an. »Glaubt mir, wenn ich sage, dass ihr euren Mann da oben auf dem Skärven findet.«

»Im Moment suchen wir nur nach dem Mädchen«, sagte Charlie.

Sie sahen Svenka nach, als er zu seinen Freunden wankte.

»Ich kann mich nicht erinnern, dass er früher in Lyckebo war«, meinte Charlie schließlich. »Überhaupt nicht.«

»Alle Männer waren irgendwann mal in Lyckebo«, erklärte Susanne.

»Dass ich früher hier gelebt habe ... erzähl das bitte nicht weiter. Ich will einfach nur ... Ich will mich auf den Fall konzentrieren und nicht mit irgendwem über Betty sprechen.«

»Das verstehe ich«, erwiderte Susanne. »Aber ehrlich gesagt, glaube ich sowieso nicht, dass dich jemand wiedererkennen wird. Du warst ja seit deiner Jugend nicht mehr hier.«

»Du hast mich wiedererkannt.«

»Das ist nicht das Gleiche.«

»Und Svenka?« Charlie nickte in Richtung Bar. »Er kann die Klappe ganz bestimmt nicht halten.«

»Svenka ist ein Säufer. Morgen weiß er nicht mal mehr, dass er hier war.«

»Netter Typ übrigens. Richtig sympathisch und reflektiert.«

Sie lachten.

»Er klingt schlimmer, als er ist«, meinte Susanne. »Dabei ist er nur ein

verwirrter kleiner Versager.« Sie schwieg und blickte zur Tanzfläche. »Wie die meisten von uns hier.«

Jener Tag

»*Heute ist Mama gestorben. Vielleicht auch gestern, ich weiß es nicht*«, zitierte Kalle, als Annabelle hereinkam.

»Du bist zu spät«, sagte er.

Annabelle nickte.

»Du warst gestern auch schon zu spät, und bei der Unterrichtsstunde davor warst du gar nicht da.«

»Ich war krank.« Himmel, warum musste Kalle es auch so genau mit der Anwesenheit nehmen. Warum gab er sich nicht wie die meisten anderen Lehrer mit ihren guten Noten zufrieden?

»Darüber sprechen wir später. Ich habe gerade begonnen, aus einem Roman vorzulesen«, sagte Kalle. Dann, an die Klasse gewandt: »Kann jemand Annabelle erzählen, aus welchem Buch ich gerade zitiert habe?«

Alle schwiegen. Kalle seufzte. Es war unwahrscheinlich, dass keiner es sich gemerkt hatte.

»*Der Fremde*«, antwortete Annabelle schließlich. »*Der Fremde* von Albert Camus.«

Kalle nickte, ja, das stimmte. Eine bekannte Einleitung zu einem bekannten Buch. Es zu kennen, gehörte zur Allgemeinbildung. Deshalb war es besonders traurig, dass sich offensichtlich keiner den Titel gemerkt hatte.

Annabelle setzte sich. Kalle räusperte sich und begann von Neuem. »*Heute ist Mama gestorben. Vielleicht auch gestern, ich weiß es nicht. Ich habe ein Telegramm vom Heim bekommen: ›Mutter verstorben. Beisetzung morgen. Hochachtungsvoll.*«

Annabelle dachte an ihre Mutter. Wenn sie stürbe, wäre es ziemlich wahrscheinlich, dass sie auch die Zeit durcheinanderbringen würde. Sie hatte schon immer ein unglaublich schlechtes Zeitgefühl gehabt. Aber wäre sie traurig? Sie bekam ein schlechtes Gewissen, als ihr klar wurde, dass sie

es nicht wusste. Vielleicht wäre sie sogar erleichtert. Vielleicht bin ich ja eine Psychopathin, dachte sie. Genauso abgestumpft wie dieser Mersault. Sie versuchte sich damit zu trösten, dass es möglicherweise gar nicht so verwunderlich war, wenn man bedachte, wie sehr ihre Mutter ihr Leben beeinträchtigte. In letzter Zeit war es noch schlimmer als sonst, weil sie nie genau sagte, wo sie sich aufhielt. Sie wollte auf jeden Fall verhindern, dass ihre Mutter plötzlich auftauchte und eine Szene machte, wenn sie sich mit ihm traf.

Kalles monotone Stimme, die von der Textanalyse sprach, die sie schreiben sollten, wurde zu einem dumpfen Hintergrundgeräusch. Annabelle sah aus dem Fenster und dachte an das erste Mal mit ihm. Es war beim ersten Tanz des Frühjahrs im Pub. Sie hatte zu viel getrunken und sich an den See gesetzt, um wieder nüchtern zu werden. Da war er zu ihr gekommen und hatte ihr angeboten, sie nach Hause zu fahren.

Zuerst dachte sie, er wolle nur nett sein, dass sie ihn nie würde verführen können. Umso verwunderter war sie, als er ihre Hand, die sie auf sein Bein gelegt hatte, nicht wegschob. Sie hatte ihn gebeten, irgendwo anzuhalten, und das hatte er getan.

Dass die Unterrichtsstunde vorbei war, merkte Annabelle erst, als Rebecka mit den Fingern vor ihrem Gesicht schnipste. Als sie auf den Flur traten, rief ihre Mutter an.

Annabelles erster Impuls war, den Anruf nicht anzunehmen, doch dann dachte sie, dass sie es besser schnell hinter sich bringen sollte, weil ihre Mutter sonst keine Ruhe geben würde. Es war sogar schon vorgekommen, dass sie in der Schule aufgetaucht war, wenn sie nicht schnell genug eine Antwort erhielt.

»Ja«, meldete sie sich daher widerwillig.

»Ich habe die Mitteilung bekommen, dass du nicht im Schwedischunterricht warst.«

Annabelle seufzte. Kalle hatte ihre Abwesenheit also doch notiert.

»Ich war nur ein bisschen zu spät.«

»Warum?«

»Weil ... ich einfach etwas zu spät gekommen bin. Du, ich kann gerade

nicht sprechen, ich muss zur nächsten Stunde.« Seufzend beendete sie das Gespräch, ohne sich zu verabschieden.

Rebecka trat neben sie.

»War das Mami?«, fragte sie und legte den Kopf schräg. »Hat Mamilein wieder angerufen?«

»Sehr lustig.«

»Ich begreife nicht, wie sie das aushält, die ganze Zeit hinter dir herzutelefonieren?«

»Was weiß denn ich«, antwortete Annabelle. »Aber du weißt doch, dass sie ...« Sie verstummte und überlegte, was sie sagen sollte. Wie war ihre Mutter eigentlich? Hypernervös? Geisteskrank?

»Du darfst heute Abend garantiert nicht weggehen.«

»Das ist mir egal. Ich muss raus.«

»Willst du es mir jetzt sagen?« Rebecka öffnete ihr Schließfach und fluchte, als ein Buch herausfiel.

»Was sagen?«

»Wer es war. Jetzt, wo Schluss ist.«

»Wir reden heute Abend darüber«, erwiderte Annabelle. »Ich verspreche, es dir heute Abend zu erzählen.«

»Okay. Aber ich muss dir auch etwas sagen. Versprich, dass du nicht böse bist.«

Annabelle nickte und dachte, dass sie ziemlich sicher wütend werden würde, denn das wurde man immer, wenn man versprach, es nicht zu werden.

»Es geht um William«, sagte Rebecka. »William Stark«, fügte sie hinzu, als Annabelle sie nur wortlos anstarrte.

»Ich weiß, wer das ist.«

»Das weiß ich auch, aber warum sagst du nichts?«

»Erzähl weiter.«

»Wir haben ... er hat mich angerufen, weil er so traurig war, als du ... und wir haben uns getroffen und ... Bleib stehen! Verflucht noch mal, Bella, renn doch nicht einfach weg!«

Kapitel einundzwanzig

Der Alleinunterhalter legte eine Pause ein und ging zur Bar. Die jungen Männer an Svantes und Williams Tisch unterhielten sich lautstark.

»Du weißt, wer das ist, oder?«, fragte Susanne und nickte in die Richtung der Jugendlichen.

»Ja«, antwortete Charlie. »Wie kommst du jetzt darauf?«

»Man merkt, dass du schon lange nicht mehr hier warst.« Susanne lächelte. »Du glaubst doch nicht ernsthaft, dass man eine Gruppe Jugendlicher verhört, nachdem ein Mädchen verschwunden ist, und niemand bekommt Wind davon? Hast du vergessen, wie schnell sich hier Gerüchte verbreiten?«

Charlie schüttelte den Kopf. Nein, sie hatte nicht vergessen, wie rasch hier im Ort Gerüchte oder Wahrheiten die Runde machten.

»Was weißt du über sie?«, fragte sie.

»Keiner von ihnen ist ein Schwiegermuttertraum«, meinte Susanne. »Schau einfach zu.« Gerade erhob sich Svante und legte William aggressiv die Handflächen auf die Brust.

Erik war rasch zur Stelle und griff ein. Er und Svante fixierten sich eine Weile, dann schüttelte Erik den Kopf und ging zur Bar zurück.

»Es wundert mich, dass er hier ist«, sagte Susanne. »Ich dachte, Erik hätte ihm Hausverbot erteilt, aber das traut er sich wahrscheinlich nicht.«

»Warum?«

»Svantes Vater gehört die Sperrholzfabrik.«

»Verstehe.«

»Erik ist keine große Leuchte, aber sicher schlau genug, um sich auszurechnen, dass niemand auf seiner Seite wäre, wenn er Svante rauswirft. Keiner will seinen Job in der Fabrik verlieren.«

Charlie sah wieder zu Svantes Tisch. Annabelles Freunde. War es nicht ganz schön gefühlkalt, abends in der Kneipe zu sitzen und zu trinken,

während eine Freundin spurlos verschwunden war? Oder brauchte man genau das nach einem Tag in der Menschenkette im Wald?

Susannes Handy klingelte. Sie entschuldigte sich und nahm den Anruf an. »Ja doch, ich komme gleich, ich habe nur eine alte Freundin getroffen und ... Ja, ich weiß, dass ich das gesagt habe, und nein, nur ein Glas. Okay, bin ja schon unterwegs.« Sie verdrehte die Augen in Charlies Richtung. »Dir ist aber schon klar, dass du die Kinder nicht allein zu Hause lassen kannst.«

»Dein Mann?«, fragte Charlie, als Susanne das Gespräch beendete.

Diese nickte.

»Er wollte mich abholen, allerdings weniger aus Aufmerksamkeit als vielmehr aus Bequemlichkeit. Er will nicht, dass ich zu spät daheim bin, weil er sich sonst morgen früh allein um die Kinder kümmern muss. Verdammst, ich will noch nicht gehen.«

Dann bleib doch, hätte Charlie am liebsten gesagt.

»Ruf mich an!« Susanne hob eine Hand.

»Ich habe deine Nummer nicht.«

»Stimmt.«

Susanne bat um Charlies Nummer, tippte sie ins Handy und ließ es einmal klingeln.

Charlie saß noch eine Weile am Tisch, nachdem ihre alte Freundin gegangen war. Als sie ihr Telefon aus der Tasche zog, um Susannes Nummer abzuspeichern, sah sie, dass Hugo zweimal versucht hatte, sie anzurufen. Was glaubte er eigentlich? Dass sie ihn decken würde, falls seine Frau sich bei ihr meldete? Ihr wurde immer klarer, was für ein verdammter Mistkerl er war.

Der Alleinunterhalter war mittlerweile zurück auf der Bühne und sang über die Baumwollfelder in Louisiana. Bei dem Lied musste Charlie wieder an Lyckebo denken. Betty, die die Musik lauter machte und verlangte, dass alle tanzen. Charlie dachte an die Namen der Partygäste von damals, die Susanne aufgezählt hatte. Sie hatte nur noch verschwommene Erinnerungen an die Menschen, die in Lyckebo ein und aus gegangen waren. Nur Mattias sah sie noch deutlich vor sich. Sein Gesicht hatte sie nie vergessen können.

Mattias war in dem Sommer in Lyckebo aufgetaucht, in dem Charlie zwölf Jahre alt wurde. Ein Freund, so stellte ihn Betty vor. Ein Freund, der in Schwierigkeiten war und Hilfe brauchte, und wozu hatte sie denn ein so großes Haus. Anfangs hatte Mattias noch im Gästehaus geschlafen, doch als es im Herbst kalt wurde, war er direkt in Bettys Schlafzimmer umgezogen, und um Weihnachten herum verkündete Betty, dass er bleiben würde.

Charlie verstand die Welt nicht mehr. Hatte Betty nicht immer gesagt, ihr Haus sei eine Burg, die sie niemals mit einem Mann teilen würde?

Aber Betty sagte, Mattias sei nicht wie andere Männer, dass Charline es verstehen würde, wenn sie ihm nur eine Chance gäbe.

Ich bin mir sicher, dass du ihn eines Tages genauso sehr mögen wirst wie ich.

Anders war noch wach, als Charline aufs Zimmer kam. Er hatte die beiden Betten so weit wie möglich auseinandergezogen.

»Ich dachte schon, du wirst als Letzte rausgekehrt«, sagte er, bevor er sich umdrehte, damit sie sich nach dem Zähneputzen bis auf Unterhose und T-Shirt ausziehen und ins Bett legen konnte.

Charlie musterte die Kreuzstichbilder mit Liebessprüchen an den Wänden. Auf einem stand: *Die Liebe ist das Größte*, und darüber: *Die Liebe ist geduldig und gut*.

Charlie murmelte etwas, und Anders fragte: »Was hast du gesagt?«

»Ich habe gesagt, dass hier der ganze verfluchte Korintherbrief an den Wänden hängt.«

Anders wunderten die Liebessprüche nicht, schließlich war das hier die Hochzeitssuite.

»Wenn ich jemals heiraten sollte, darf niemand aus dem Korintherbrief lesen«, knurrte Charlie, »so viel ist sicher.«

Was war denn so schlimm daran, wollte Anders wissen. Warum fühlte sie sich von so schönen Worten über die Liebe provoziert? Außerdem würde sie ja sowieso nie heiraten, oder?

»Habe ich das gesagt?«, fragte Charlie.

»Du hast gesagt, dass du nicht an die Ehe glaubst.«

»Das ist nicht dasselbe. Wer glaubt denn heute überhaupt noch an die Ehe?«

»Du bist zynisch.«

»Und du naiv.«

Charlie suchte eine bequeme Position. Die Bettwäsche roch leicht nach Rauch, obwohl sie frisch gewaschen war, und das Kissen war zu flach.

»Was machst du?«, fragte Anders, als sie wieder aufstand.

»Nach einem zweiten Kissen suchen.«

Da sie keines fand, legte sie ihre zusammengerollte Strickjacke auf das Kissen. Dann holte sie ihre Bücher hervor.

»Könntest du bald das Licht ausmachen?« Anders drehte sich um. »Es ist schon eins.«

»Ich kann nicht schlafen, wenn ich nicht noch ein paar Seiten lese.«

»Und ich kann nicht bei Licht schlafen.«

»Dann hast du ein Problem.«

Anders seufzte, warf die Decke von sich und stand auf.

»Was machst du?«, fragte Charlie.

»Ich muss mir etwas über die Augen legen. Ich habe seit drei Monaten nicht richtig geschlafen, und ...«

»Okay, okay, schon verstanden.« Sie legte ihr Buch beiseite und schaltete das Licht aus.

An Einschlafen war nicht zu denken. Der Druck auf der Brust war im Lauf des Tages stärker geworden, im Liegen war er fast unerträglich. Sobald sie die Augen schloss, war sie wieder in dem Haus in Lyckebo. Sie sah, wie die dünnen Gardinen vor dem Wohnzimmerfenster sich bauschten, Betty mit einem feuchten Handtuch über der Stirn auf dem Sofa.

Das Licht, Charline. Das Licht tut so weh.

Anders war schließlich eingeschlafen und wachte auch nicht auf, als Charlie die Lampe wieder einschaltete und ihr Buch erneut zur Hand nahm. Sie versuchte, sich auf den Text zu konzentrieren, vergeblich.

Das liegt an diesem Ort, dachte sie. Er ist schuld, dass ich es nicht länger verdrängen kann.

*Lass uns Kirschen pflücken in meinem Garten,
Ich für dich und du für mich.
Niemand sieht oder hört uns in meinem Garten,
das verspreche ich.*

Im Traum war sie wieder in Lyckebo. Im Garten blühten die Kirschbäume, die Katzen strichen um ihre Beine. Jemand saß auf der Schaukel. Betty? Mama?

Sie ging darauf zu, streckte die Hand aus, um Bettys Rücken zu berühren, doch da drehte sich die Schaukel, und es war nicht ihre Mutter, sondern Mattias.

Warum kommst du jetzt, Charline? Warum kommst du jetzt, wo alles zu spät ist?

Kapitel zweiundzwanzig

Der Speisesaal war beim Frühstück beinahe leer. Die Leute von Missing People hätten bereits um halb sechs gefrühstückt, sagte Erik.

»Heute wird es noch wärmer.« Er blickte aus dem Fenster. »Am Abend werden alle sehr durstig sein. Aber ich hoffe natürlich«, fügte er hinzu, als schämte er sich, unter diesen Umständen ans Geschäft zu denken, »dass man sie heute findet und alles endlich vorbei ist.«

Charlie bat Anders, schon mal zum Polizeirevier vorzufahren. Sie wollte zu Fuß gehen, etwas nachdenken, Zigaretten kaufen. Auch wenn sie am Abend zuvor eigentlich recht wenig getrunken hatte, brach ihr ständig kalter Schweiß aus, und ihr war schwindelig. Das sind Entzugserscheinungen, dachte sie. Ich brauche Sertralin. Sie hatte noch einmal bei ihrem Arzt angerufen und erfahren, dass ihr Rezept noch drei Monate gültig war und sie sich deswegen mit jeder Apotheke in Verbindung setzen konnte. Das würde sie heute im Lauf des Tages tun.

Als sie auf dem Revier eintraf, war die Stimmung gedrückt. Allen machte zu schaffen, dass sie mit den Ermittlungen keinen Schritt weitergekommen waren. Dass kein Hinweis, kein Verhör eine brauchbare Spur ergeben hatte.

»Ein Mädchen kann doch nicht einfach so verschwinden«, sagte Olof. Er ging mit der Kaffeetasse in der Hand auf und ab, ohne daraus zu trinken. »Wenn sie nicht freiwillig abgehauen ist, worauf im Moment nichts hindeutet ... Himmel, irgendwo muss sie doch sein.« Er blieb bei der großen Karte an der Wand stehen und deutete auf alle Bereiche, die man bisher durchsucht hatte. Das Moor am Ortsrand, die Wiesen, jede verlassene Hütte und jeden Stall im Umkreis von sechs Kilometern. Das Durchkämmen des Flusses und des Sees war ebenfalls ergebnislos geblieben.

»Der Fluss ist zu tief«, sagte Micke.

»Was spielt die Tiefe denn für eine Rolle?«, fragte Olof.

»Na ja, die können doch unmöglich den ganzen Fluss durchkämmen haben, vielleicht liegt sie trotzdem dort ...«

Olof unterbrach ihn und sagte, dass man natürlich noch nicht den ganzen Fluss abgesucht hatte, aber dass die Strömungen sie ziemlich sicher an die Dammschleusen geschwemmt hätten.

»Nicht automatisch«, wandte Micke ein. »Es gibt Sturzschächte und tiefe Unterwassergräben, sie könnten überall hängen geblieben sein.« Er wandte sich an Charlie und Anders. »Dort gibt es eine ganze verdammte Unterwasserlandschaft. Schon früher sind dort Menschen verschwunden.«

»Menschen?« Olof hob die Augenbrauen. »An wen denkst du?«

»Ich denke an ... Verflucht, wie hieß er noch, der Alkoholiker, der nie wieder aufgetaucht ist?«

Charlie bekam auf einmal keine Luft mehr. Erleichterung breitete sich in ihr aus, weil sich niemand an den Namen erinnern konnte.

»Das war vor einer Ewigkeit«, sagte Olof. »Warst du da überhaupt schon auf der Welt?«

Micke warf Olof einen gekränkten Blick zu. Doch, damals war er schon geboren gewesen. Und er hatte es nicht vergessen, weil seine älteren Brüder als Kinder immer davon sprachen, wenn sie beim Baden waren.

»Wenn sie im Fluss ist, dann finden wir sie«, bemerkte Olof entschieden. »Wenn dem so ist, ist es nur eine Frage der Zeit, und bis dahin kümmern wir uns weiter um die Verhöre.«

Sie besprachen, welche der Jugendlichen noch einmal genauer befragt werden sollten. William Stark, der Ex-Freund, gehörte dazu, der Grund dürfte allen klar sein. Außerdem Svante Linder, da dieser beim ersten Gespräch nicht sonderlich kooperativ gewesen war.

»Die beiden waren gestern Abend im Motel«, erzählte Charlie, »zusammen mit einigen anderen Jungs.«

»Gab es Streit?«, fragte Olof.

»Das nicht, aber sie wirkten sehr aufgebracht. Svante hat William geschubst.«

»Svante macht immer Schwierigkeiten«, erzählte Olof.

»Wir müssen alle noch einmal befragen«, sagte Charlie. »Aber zuerst möchte ich mit der besten Freundin sprechen, Rebecka Gahm.«

»Wir haben sie bereits zu dem Abend befragt, sie weiß auch nicht mehr als die anderen«, warf Micke ein.

»Aber wenn jemand etwas weiß, dann sie. Hast du etwas dagegen, dass wir uns noch mal mit ihr unterhalten?«

»Natürlich nicht. Ich dachte nur ...«

»Gut«, unterbrach ihn Charlie. »Hast du übrigens mit deiner Großmutter und ihren Freundinnen aus der Bibelgruppe gesprochen?«

»Ja, heute Morgen noch mit den letzten. Rentner«, sagte er und lächelte. »Endlich können sie ausschlafen und stehen doch beim Morgengrauen auf.«

»Und?«, drängte Charlie. »Hast du etwas Neues erfahren?«

»Nichts Besonderes, außer dass Annabelle sehr beliebt in der Gruppe ist. Alle Damen haben gesagt, sie sei neugierig, intelligent und belesen. Eine sehr ungewöhnliche junge Frau.«

Charlie hätte am liebsten gefragt, ob eine intelligente junge Frau denn etwas so Ungewöhnliches sei, doch sie hatte keine Zeit und auch keine Kraft mehr, Micke herauszufordern.

»Wann war das letzte Treffen?«

»Letzten Sonntag«, antwortete Micke.

»Ist ihnen da etwas an Annabelle aufgefallen?«

»Nein, dazu haben sie nichts gesagt.«

Charlie sah Annabelle vor sich, wie sie auf einem Stuhl vor dem Altar in der Kirche saß, in einem Kreis ergrauter Damen und dem Pfarrer. Sie sah sie in eine Diskussion vertieft vor sich, sah das Lächeln der alten Frauen und die bewundernden Blicke. Wer bist du, Annabelle? Wer bist du, und wohin bist du gegangen?

Eine andere Zeit

Es fasziniert Alice jedes Mal, wie die beiden Häuser, ihres und Rosas, von außen so gleich aussehen können und von innen doch so unterschiedlich sind. Bei Rosa gibt es Vorhänge statt Türen. Im Garten hängen Windspiele in den Bäumen, und in der Küche steht kein Esstisch. Essen bestellen sie in der Pizzeria an der Ecke.

Wie könnt ihr euch das leisten?, fragt Alice. Rosa sagt, dass sie einen Sonderpreis bekommen. Außerdem arbeitet ihre Mutter ja und verdient Geld. Sie ist Wahrsagerin und liest den Menschen aus den Karten ihre Zukunft. Es ist kaum zu glauben, wie viele Kunden ihre Mutter hat.

Bei Rosa im Badezimmer stehen braune Tablettendosen. Rosa zeigt Alice ihre Lieblingssorten, orangefarbene längliche Tabletten, die schwer zu schlucken sind. Sie sind magisch, sagt sie, weil man von denen ganz ruhig wird. Sie gibt Alice eine Tablette und schluckt selbst eine. Und Rosa hat recht, Alice wird ganz ruhig. Als ob sich eine weiche Baumwolldecke in ihrer Brust ausbreitet. Alice vergisst die schmerzenden Gelenke ihrer Mutter, den Vater, der nie zurückkommt, alles wird ganz warm und still. Was sind das für Tabletten?

Rosa zuckt mit den Schultern, sie weiß es nicht. Sie machen sie froh, das reicht doch?

Die Schreie von Rosas Mutter unterbrechen sie.

»Was ist los, Mama?« Rosa steht auf, läuft in den Flur und durch den rasselnden Perlenvorhang ins Schlafzimmer ihrer Mutter.

»Dieser Mann. Kannst du ihm bitte sagen, dass er gehen soll.«

Kurz darauf hört Alice einige deftige Flüche und sieht einen großen, verschwitzten Mann mit einem Handtuch um die Hüften im Flur.

»Verschwinde«, sagt Rosa. »Hau ab.« Sie wirft ihm seine Kleider vor die Füße.

Doch der Mann will nicht gehen. Er und Rosas Mutter hätten noch ein

paar Sachen zu besprechen. Außerdem will er sich in Ruhe anziehen. Aber Rosa sagt, wenn er nicht sofort verschwindet, ruft sie die Polizei.

»Geh zum Telefon, Alice!«, ruft sie Richtung Küche. »Ruf die Polizei an und sag, dass ein Einbrecher im Haus ist.«

Der Mann flucht erneut, rafft seine Kleider zusammen und flüchtet.

Nachdem Rosa die Haustür versperrt hat, geht sie in die Küche, öffnet das Fenster und schreit dem Mann hinterher, dass er seine widerliche Unterhose vergessen hat. Ob er sie haben wolle oder ob sie sie verbrennen kann?

Der Mann antwortet nicht, und Rosa wirft die weißgelbe Unterhose aus dem Fenster.

»Was auch passiert«, sagt sie, als sie und Alice dem davonrennenden Mann nachblicken, »was immer auch passiert, ich werde niemals einen Mann haben.«

»Und was ist mit Kindern?«, fragt Alice.

Das wusste Rosa nicht genau.

»Aber wie willst du Kinder bekommen ohne einen Mann?«

»Aber wie willst du Kinder bekommen ohne einen Mann?«, äfft Rosa sie verächtlich nach. »Wie dumm bist du eigentlich?« Man brauchte einen Mann höchstens ein paar Minuten, um ein Kind zu bekommen. Sie mussten nur ihre eigenen Mütter ansehen. Beide hatten Kinder, aber keinen Mann. »Und nein«, fährt sie fort, als Alice etwas sagen will, »fang jetzt nicht wieder mit deinem Vater auf den sieben Weltmeeren an. Ich habe deine Geschichten satt.«

Da steht plötzlich Rosas Mutter in einem roten Seidenmorgenrock in der Küche. Auf ihren Wangen ist schwarze Wimperntusche verschmiert. Sie streckt sich nach der Zigarettenpackung und flucht, als sie sieht, dass nur noch eine übrig ist. Rosa nimmt ihr Feuerzeug, Mama streicht sich die Haare hinters Ohr, steckt die Zigarette zwischen die Lippen, hält sie in die Flamme und zieht.

»Ich glaube«, sagt sie zu ihrer Tochter, »deine kleine Freundin sollte jetzt besser heimgehen.«

»Geh nach Hause, Alice«, befiehlt Rosa gehorsam. »Los, geh heim und glotz nicht so.«

Als Alice an diesem Abend nach Hause kommt, sitzt ihre Mutter im Flur auf dem Boden und versucht, mit ihren geschwollenen Fingern ihre Schuhe zu binden. Warum versucht sie es immer wieder, obwohl sie schon lange keine Knoten mehr knüpfen kann?

Alice fragt, wohin sie geht. Beugt sich hinunter, um zu helfen, doch ihre Mutter weist sie ab. Die Schuhe braucht sie nicht mehr. Sie wollte nach Alice suchen.

»Ich war nur bei Rosa«, sagt Alice.

Ja, das weiß sie, aber schließlich ist es schon spät. Sie muss ja nicht auch noch die Abende bei Rosa verbringen.

Alice fragt, was sie gegen Rosa hat, und ihre Mutter erwidert, dass sie ihr nicht traut. Es wäre schön, wenn sie sich andere Freundinnen suchen würde.

Alice denkt, dass ihre Mutter nur Rosas schlechte Seiten kennt: dass sie flucht und aufmüpfig ist und keinen Respekt vor Erwachsenen hat. Was weiß Mama schon von den Stunden, in denen sie und Rosa sich nachts aneinander wärmen, von den Spielen im Baumhaus und den Scherzen, die nur sie beide verstehen? Was weiß sie schon von Rosas geflüsterten Worten, dass sie mehr als Freundinnen sind, dass sie Schwestern sind und immer füreinander da sein werden?

Kapitel dreiundzwanzig

Eine Viertelstunde nach dem Anruf war Rebecka auf dem Polizeirevier. Sie war heute nicht in der Schule. Man hatte ihr angeboten, zu ihr nach Hause zu kommen, doch sie hatte gesagt, dass sie sowieso unterwegs war. Es gab nur ein kleines Problem, berichtete Adnan, als er zu Charlie und Anders ins Büro kam, um ihnen Bescheid zu sagen.

»Was für ein Problem?«, fragte Charlie.

»Sie hat ihre kleine Schwester bei sich.«

»Warum das?«

»Das habe ich nicht gefragt, aber ich nehme an, dass ihre Mutter nicht zu Hause ist.«

»Ist die Kleine nicht im Kindergarten?«

»Offensichtlich nicht.«

»Wie alt ist sie?«

»Drei, schätze ich.«

»Dann musst du dich um sie kümmern«, entschied Charlie.

»Aber ich wollte gerade losfahren und mich mit den Missing-People-Leuten abstimmen.«

»Das muss jemand anders übernehmen.«

Adnan murmelte etwas, während er sich umdrehte. Sie folgte ihm zum Empfang, wo Rebecka auf einem Sofa saß, die kleine Schwester auf den Knien.

»Ich wusste nicht, was ich mit ihr machen sollte«, sagte sie, als Charlie sich ihr vorstellte. »Im Kindergarten ist Planungstag, und unsere Mutter ist bei der Arbeit, und ich schaffe es gerade sowieso nicht, in die Schule zu gehen, weshalb ...«

»Möchtest du dir mit mir das Polizeiauto anschauen, während deine Schwester sich hier ein bisschen unterhält?«, fragte Adnan das kleine Mädchen.

»Geh nur, Noomi«, sagte Rebecka. »Schau dir das Polizeiauto an, ich komme dann gleich.«

Zögerlich ließ Noomi die Hand ihrer großen Schwester los und folgte dem Polizeibeamten.

Rebecka Gahm setzte sich auf die andere Seite des Schreibtisches. Sie war ungeschminkt und sah jünger aus als siebzehn Jahre.

»Schön, dass du so schnell kommen konntest«, begann Charlie das Gespräch.

»Natürlich. Ich will ja auf alle Fälle helfen, dass Annabelle gefunden wird. Aber ich weiß nicht, was ich noch sagen soll. Ich habe ja schon von dem Abend erzählt.«

»Ich wollte dich einfach persönlich kennenlernen«, erklärte Charlie. »Ich und mein Kollege«, sie nickte in Anders' Richtung, »kommen aus Stockholm.«

»Ich weiß. Beziehungsweise das hört man am Dialekt.«

Charlie lächelte und erklärte, wie ihre Arbeit aussah, und Rebecka hörte konzentriert zu.

»Wie lange seid ihr schon befreundet, du und Annabelle?«, fragte Charlie.

»Schon immer. Also auf jeden Fall seit dem Kindergarten.«

»Man könnte also sagen, dass du sie gut kennst?«

»Oh ja. Keiner kennt Bella so gut wie ich.«

»Wie ging es ihr an dem Abend?«

»Sie war betrunken.«

»Und davor?«

»Ich war auch schon nicht mehr nüchtern, als sie kam, aber da wirkte sie ziemlich ... aufgewühlt.«

»Hat sie einen Grund genannt?«

»Nein, oder vielleicht doch? Ich kann mich nicht mehr an alles erinnern.«

»Habt ihr nur Alkohol getrunken«, fragte Charlie, »oder auch noch etwas anderes eingeworfen?«

»Nur Alkohol«, antwortete Rebecka. Sie erwiderte Charlies Blick fest

und ohne zu blinzeln. Vielleicht hatte sie irgendwo gelesen, dass sich so Leute verhielten, wenn sie die Wahrheit sprachen.

»Weißt du, wann Annabelle die Party verlassen hat?«

»Nein, nicht genau. Aber ich habe sie gesehen, als sie ging. Ich wollte gerade eine Zigarette am Fenster rauchen und sah, wie sie raus auf den Weg gestolpert ist. Ich habe ihr nachgerufen, aber sie hat nicht geantwortet. Da bin ich nach unten gegangen, aber als ich rauskam, war sie schon weg. Ich habe sie nirgends mehr gesehen, obwohl ich ihr ein Stück nachgelaufen bin.«

»Warum bist du ihr nachgelaufen?«

»Warum? Weil sie betrunken war, natürlich. Sie war so voll, dass sie kaum gehen konnte, und ich dachte, dass sie vielleicht irgendwo im Gebüsch einschläft, dass sie es nicht allein nach Hause schafft und ... Ich hätte nicht zurückgehen sollen. Wenn ich sie doch nur eingeholt und nach Hause gebracht hätte, dann ...«

»So darfst du nicht denken«, sagte Anders.

»Aber genau das denke ich«, erwiderte Rebecka.

»In welche Richtung ist sie gegangen?«

»Den Schotterweg hinter Valls entlang, als ob sie nach Hause gehen wollte.«

»Ich habe gehört, dass ihr euch an dem Abend gestritten habt«, sagte Charlie. »Worum ging es da?«

Rebecka verdrehte die Augen. Sie hatte das mit William doch schon Olof und Adnan erzählt.

»Erzähl es mir noch mal«, bat Charlie.

»William ist jetzt mein Freund«, sagte Rebecka. »William Stark. Ich bin jetzt mit ihm zusammen, aber nur, weil Bella ihn nicht mehr wollte. Sonst hätte ich ihn mir nie geschnappt.«

Rebecka sprach von William, als wäre er ein Objekt ohne eigenen Willen. Charlie überlegte, ob Annabelle das auch tat, ob die beiden Freundinnen so über Jungs redeten.

»Magst du ihn denn?«, fragte sie. »William?«

»Was hat das denn damit zu tun?«

»Ich will nur wissen, ob du ihn magst.«

»Ja, natürlich, aber wir wollen jetzt nicht gleich heiraten oder so.«

»Hattest du vielleicht schon ein Auge auf ihn geworfen, als er noch mit Annabelle zusammen war?«

»Was wollen Sie damit sagen? Doch nicht, dass ich ...«

»Ich will gar nichts sagen«, unterbrach Charlie sie. »Ich frage nur.« Sie bemerkte, wie sich Rebeckas Gesichtsfarbe änderte, und da das Mädchen schon mal aufgebracht war, konnte sie genauso gut weiterfragen.

»Warst du eifersüchtig auf Annabelles und Williams Beziehung?«

Rebecka schüttelte den Kopf. Warum hätte sie eifersüchtig sein sollen? Und selbst wenn, ergänzte sie, würde sie Annabelle doch nie, niemals schaden. »Und außerdem tötet man doch niemanden, nur weil man eifersüchtig ist?«

»Doch«, erwiderte Charlie. »Das ist tatsächlich ein sehr verbreitetes Motiv, jemanden umzubringen.«

»Ich würde Bella nie wegen eines Jungen etwas antun«, betonte Rebecka. »Ich würde ihr überhaupt nie etwas antun. Verstehen Sie denn nicht, dass ich sie liebe, dass sie meine beste Freundin ist?«

Sie legte ihren Unterarm auf den Tisch und zeigte das Herz am Handgelenk. *Becka and Bella forever.*

»Es ist nicht so, wie Sie denken«, fuhr sie fort, als sie sah, dass Anders die roten Narben betrachtete, die senkrecht über die Tätowierung verliefen. »Jeder, der in der Fabrik arbeitet, sieht so aus. Meine Narben sind ein wenig schlimmer als die der anderen«, meinte sie seufzend, »weil ich immer daran herumkratze.«

»Ich dachte, du gehst noch in die Schule«, sagte Charlie.

»Das tue ich auch, aber ich verdiene mir am Wochenende manchmal etwas dazu.« Rebecka strich mit dem Finger über die Tätowierung. »Bella hat dieselbe. Wir haben sie letzten Sommer stechen lassen. Das hier auch.« Sie zeigte ihr anderes Handgelenk vor, auf dem ein dunkelblaues Semikolon zu sehen war. »Das war Annabelles Idee. Sie sagte, es bedeutet, dass unsere gemeinsame Geschichte noch nicht zu Ende ist, dass sie noch weitergeht.«

Rebecka holte ein Papiertaschentuch aus ihrer Tasche und schnäuzte sich lautstark. Offensichtlich versuchte sie, sich auf etwas anderes zu

konzentrieren als auf die Tränen, die beharrlich auf den Tisch tropften.

Charlie war auch zum Weinen zumute. Rebeckas trotzige Hoffnung bewirkte, dass sie ihre Gefühle nur schwer in Schach halten konnte. Bitte, lass diese Geschichte eine Fortsetzung haben. Lass sie hier nicht zu Ende sein.

»Warum war Schluss zwischen Annabelle und William?«, fragte Anders.

»Es hat wohl nicht funktioniert. Annabelle ist eigentlich nicht der Typ für eine Beziehung. Keine von uns ist das.«

»Sie hat also Schluss gemacht?«

»William sagt, sie hätten es gemeinsam entschieden, aber es ging wohl eher von Annabelle aus.«

»War sie traurig?«, fragte Charlie.

»Nicht besonders, zumindest hat sie es mir so erzählt.«

Charlie betrachtete Rebeckas Finger auf der Schreibtischplatte. Sie kaut an den Nägeln, bemerkte sie, als Rebecka an die Kette um ihren Hals mit dem schmalen Goldkreuz griff.

»Bist du gläubig?« Charlie nickte in Richtung der Kette.

»Nicht so richtig. Ich habe es zur Konfirmation bekommen.«

»Annabelle ist gläubige Christin.«

Rebecka lächelte. »Das ist doch nur eine Phase.«

Charlie fragte, was sie damit meinte.

»Ich meine, dass sie sich immer auf irgendetwas Neues stürzt, egal was. Sie will verschiedene Sachen erforschen, um zu sehen, was zu ihr passt. Beim nächsten Mal schließt sie sich vielleicht irgendeinem Wissenschaftsklub oder so was an.« Rebecka räusperte sich und sagte etwas leiser: »Wenn es ein nächstes Mal gibt.«

»Würdest du sie als leicht beeinflussbar bezeichnen?«

»Nicht leicht beeinflussbar«, antwortete Rebecka. »Überhaupt nicht. Annabelle ist ... klug. Sie lässt sich nicht in irgendeine Richtung drängen. Und sie ist neugierig. Sicher der neugierigste Mensch, den ich kenne.«

»Weißt du, ob Annabelle Accounts bei den sozialen Netzwerken hat, die nur Ausgewählte kennen?«

»Wie etwa ein Zweitprofil bei Facebook?«, fragte Rebecka. »Ich weiß, dass sie ein Profil hat, über das sie Leuten bei den Hausaufgaben geholfen

hat. Aber ich glaube nicht, dass sie noch aktiv ist. Sie fand das zu zeitaufwendig.«

»Inwiefern hat sie geholfen?«, fragte Charlie und tauschte einen raschen Blick mit Anders.

»Sie hat Aufsätze geschrieben und Hausaufgaben angefertigt.«

»Und was hat sie dafür bekommen?«

»Geld«, sagte Rebecka. »Geld, Alkohol oder Zigaretten.«

»Weißt du, unter welchem Namen das Profil läuft?«

»Retterin in der Not. Sehr passend, oder?« Rebecka schluckte einige Male hörbar und sah aus dem Fenster. Ihre Knie wippten nervös unter dem Tisch auf und ab.

»Ich gehe mal eine rauchen«, sagte Charlie, ohne Anders' skeptischen Gesichtsausdruck zu beachten. »Willst du mitkommen?«

Rebecka nickte und stand auf.

Sie gingen in den Garten hinter dem Gebäude. Zwei Kinder, die zu jung aussahen, um sich allein im Freien aufzuhalten, saßen in einer Sandkiste und gruben konzentriert im Sand. Charlie gab Rebecka eine Zigarette und zündete sich auch eine an.

»Ich schlafe nachts nicht mehr«, sagte Rebecka und nahm einen tiefen Zug. »Meistens bin ich draußen unterwegs und helfe bei der Suche. Daheim kann ich nicht schlafen, und wenn ich mal eindöse, dann träume ich nur von ihr.« Sie rieb sich das Gesicht mit dem Handrücken.

»Wovon träumst du?«

»Viel komisches Zeug. Dass wir wieder klein sind und in den Kindergarten gehen, dass wir uns in einem Boot verstecken, das im Spielzimmer stand. Bella und ich haben das oft getan, uns versteckt, wenn es ekliges Essen gab oder wir etwas angestellt hatten. Ganz hinten in dem Boot gab es eine kleine Nische, für die die Erzieherinnen zu groß waren. Sie haben uns bestochen, uns gedroht und uns ausgeschimpft, damit wir wieder rauskommen, aber wir haben sie ignoriert. Die Nische ist mittlerweile verschlossen. Als ich meine Schwester mal abgeholt habe, habe ich es gesehen.«

Beide schwiegen.

»Es ist so verflucht warm«, sagte Rebecka schließlich. »Wenn heute ein

normaler Tag wäre, dann wären Bella und ich nach Klein Rhodos gefahren. Eine Badestelle«, erklärte sie. »Nicht die Insel Rhodos natürlich.«

Charlie lächelte. »An einem normalen Tag wärt ihr doch sicher in der Schule?«

»Ja, klar.« Rebecka warf den Zigarettenstummel achtlos auf den Boden, trat ihn dann doch aus und hob ihn wieder auf. »Man weiß ja nicht, was die sich alles in den Mund stecken«, sagte sie mit Blick zu den Kindern im Sandkasten.

»Hier steht eine Abfalldose«, sagte Charlie. »Willst du noch eine?«

»Meinen Sie das eigentlich ernst?«, fragte Rebecka herausfordernd. »Sind Sie wirklich so nett, oder wollen Sie mich nur zum Reden bringen?«

»Willst du denn reden?«

Rebecka nickte und nahm sich noch eine Zigarette aus der Packung, die Charlie ihr hinhielt.

»Du hast gesagt, dass sie aufgebracht war«, meinte Charlie. »Kannst du dir vorstellen, weshalb? Über was für Dinge hat sich Annabelle normalerweise aufgeregt?«

»Bella wird leicht wütend«, antwortete Rebecka lächelnd. »Sie hat ein hitziges Temperament. Am schlimmsten ist es aber mit ihrer Mutter.« Rebecka beugte sich vor und ließ sich von Charlie Feuer geben. »Sie streiten viel. Bella sagt immer, dass Nora sie erstickt.«

»Was meint sie deiner Meinung nach damit?«

»Na, dass das kranke Kontrollbedürfnis ihrer Mutter sie so sehr einschränkt, dass sie keine Luft mehr bekommt.«

»Wie empfindest du Nora?«

»Wie ich sie empfinde?«

»Ja.«

»Dass sie psychisch krank ist. Dass mit ihr irgendetwas ganz und gar nicht stimmt.«

»Wie verhält sie sich dir gegenüber?«, fragte Charlie.

»Sie mag mich nicht so recht, denke ich. Sie findet wahrscheinlich, dass ich einen schlechten Einfluss auf ihr kleines Mädchen habe.«

»Und, hast du das?«

»Wenn, dann sind wir das gegenseitig.« Rebecka zog an der Zigarette.
»Sie müssen wissen, dass niemand Einfluss auf Annabelle hat. Sie macht nur, was sie will. Sie ist taff.«

»Hat sie Feinde?«

»Nicht direkt Feinde, aber es gibt schon Leute, die sie nicht mögen. Ich glaube, weil sie klug ist, weil sie sich nicht kleinmacht. Für so etwas kann man hier schon gehasst werden.«

»Denkst du da an jemand Bestimmtes?«

»Ganz allgemein. Aber sie hat sich oft mit Svante Linder gestritten. Obwohl eher sie ihn zu hassen scheint als umgekehrt.«

»Haben sie sich an dem Abend gestritten?«

»Nicht mehr als sonst, denke ich. Aber ich war ja nicht die ganze Zeit bei ihr, sondern oben ... mit William.«

Hinter ihnen trat Adnan mit Rebeckas Schwester ins Freie. Das kleine Mädchen war verweint.

»Sie will nach Hause«, sagte Adnan.

Rebecka setzte sich Noomi geübt auf die Hüfte; die Kleine vergrub das Gesicht am Hals der großen Schwester. Rebecka streichelte ihren Rücken und sagte, dass sie jetzt nach Hause gehen und Pfannkuchen mit Marmelade und Sahne machen würden.

Wie eine Mutter, dachte Charlie. Wie eine Mutter, die ihr Kind tröstet.

Adnan verschwand wieder im Gebäude.

»Wenn Sie noch etwas wissen wollen, rufen Sie an«, sagte Rebecka zum Abschied und drehte sich um.

»Rebecka«, rief Charlie hinter ihr her. »Was ist Annabelle deiner Meinung nach zugestoßen?«

»Was ich glaube?« Rebecka blieb stehen, drehte sich um und sah Charlie an. »Ich hoffe, dass sie einfach abgehauen ist. Ich jedenfalls hätte das bei dieser anstrengenden Mutter getan. Dauernd rufe ich sie an und schreibe ihr SMS und hoffe, dass sie antwortet, dass sie sagt, sie sei abgehauen. Dass sie am Leben und okay ist.«

»Aber es ist schon fast eine Woche vergangen.«

»Das weiß ich. Ich sage ja nur, dass ich es hoffe. Jetzt muss ich aber mit meiner Schwester nach Hause. Ich melde mich, wenn mir noch etwas

einfällt.«

Rebecka setzte sich das kleine Mädchen auf die Schultern, und es begann zu lachen. Charlie sah den beiden nach, bis sie um die Hausecke verschwunden waren, dann ging sie wieder hinein.

»Etwas Neues herausgefunden?« Micke tauchte wie aus dem Nichts hinter Charlie auf. Er lachte, als sie aufschrie. Er hätte nicht gedacht, dass sie so leicht zu erschrecken sei.

»Ich habe dich nur nicht gehört«, verteidigte sich Charlie. »Ich muss noch einmal allein mit Nora Roos sprechen«, erklärte sie dann.

»Du glaubst also trotzdem, dass Nora ...«

»Ich glaube gar nichts, aber wir müssen genauer wissen, was in der Familie vor sich geht, warum Nora ihre Tochter so kontrollieren will, warum ... du verstehst schon. Kannst du bei Facebook ein Profil namens ›Retterin in der Not‹ überprüfen? Annabelle hat es als Plattform genutzt, um gegen ein Entgelt die Hausaufgaben anderer Schüler zu übernehmen.«

»Okay.«

»Und mach bitte auch einen Termin mit William Stark aus. Ich muss mit ihm sprechen.«

»Jetzt?«

»In einer Stunde. Ich muss nur noch etwas erledigen.«

»Was ist mit dem Mittagessen?«, fragte Micke. »Wir haben gesagt, dass wir uns vom Motel was liefern lassen.«

»Ich esse nachher irgendetwas.«

Kapitel vierundzwanzig

Die Hitze schlug Charlie entgegen, als sie das Polizeirevier verließ. Sie knöpfte den oberen Blusenknopf auf und ging die Hauptstraße entlang Richtung Arztpraxis und Apotheke. Sie dachte an Anders' negativen Blick auf den Ort, auf das Schmelzwerk, das die Stadt verschandelte, auf den Geruch von der Papierfabrik, den man heute kaum wahrnahm. Er hat etwas verpasst, dachte sie, denn wenn wie jetzt die Vögel sangen und das Wasser rauschte und es nach Blumen und Gras roch, war es wirklich schön hier. Genau die Art von Idylle, von der die Zeitungen in ihren albernen Artikeln schrieben. Aber heiß war es wirklich. Sie bereute, Jeans angezogen zu haben, aber die Kleider, die sie eingepackt hatte, waren viel zu kurz. Sie überlegte, ob es den Billigläden am Stadtrand noch gab. Wenn es weiter heiß bliebe, musste sie sich ein paar neue Kleider kaufen.

Sie ging an dem alten Haus vorbei, in dem früher die Konditorei gewesen war. Betty und sie hatten dort ab und zu gegessen, wenn Betty ihren Lohn bekommen hatte.

Such dir aus, was du willst, Liebling. Nein, nicht den flachesten Kuchen, du Langweilerin. Nimm was Größeres. Dann gab Betty immer ein Vermögen an der alten Jukebox aus, die mitten im Raum stand.

Wünsch dir was, Liebling. Egal was, nur nichts Trauriges.

Früher hatte sich Charlie immer für sie geschämt, weil sie so laut sprach und sich so hektisch bewegte. An solchen fröhlichen Tagen in der Konditorei konnte es passieren, dass Betty die Leute am Nebentisch in ein Gespräch verwickelte und die anderen Gäste sich gestört fühlten. Und wenn sie zu lange mit den anderen sprach, bat Charlie ihre Mutter, doch aufzuhören und sich nicht ständig überall einzumischen. Doch Betty lachte nur und sagte, dass sie überhaupt nicht lauschte, sondern sie einfach alle Gespräche im Raum hörte, was sollte sie denn dagegen tun? Sie konnte schließlich auch nichts dafür, dass sie Unwichtiges nicht ausblenden

konnte.

In diesem Punkt unterschieden Betty und sie sich. Genau das war nämlich ihre Stärke, das Unwichtige auszublenden und sich auf das Wesentliche zu konzentrieren, alles Unnötige zu verdrängen. Früher zumindest hatte sie das gut gekonnt, bevor sie einen Idioten in ihr Leben gelassen hatte. Sie hoffte, dass diese Fähigkeit bald wieder zurückkam. Die Therapeutin, die Wörter wie Selbstmedikation und ungesunde Bindungen liebte, glaubte, dass ihre Fähigkeit, Menschen und Stimmungen zu lesen, reiner Überlebensinstinkt war. Charlie hatte diese Fähigkeiten entwickelt, weil sie dazu gezwungen war. Weil sie einer unbeständigen und labilen Mutter ausgeliefert war. Vor allem dieses Unvorhersehbare war besonders schädlich für ein Kind, sagte die Therapeutin. Man war ständig auf der Hut.

Bei der Apotheke angekommen, fluchte Charlie, als sie die Öffnungszeiten las: Montag bis Freitag zwischen elf und vierzehn Uhr. Wie war das möglich? Das Sertralin allein wird nicht reichen, dachte sie. Ich werde auch ein Schlafmittel brauchen, etwas, das mich aufputscht, und etwas, das diesen furchtbaren Druck auf der Brust löst. Susanne! Sie holte ihr Handy aus der Tasche.

Susanne antwortete nach dem ersten Läuten. Im Hintergrund waren schreiende Kinder zu hören.

»Charlie, bist du das?«

»Ja.«

»Alles in Ordnung?«

»Ich brauche deine Hilfe.«

»Warte kurz.«

Charlie hörte, wie Susanne das Telefon zur Seite legte und mit einem Kind schimpfte.

»Steh auf, hörst du, was ich sage? Nein, er will nicht, dass du auf seinem Gesicht sitzt, verstanden? Also los, hoch mit dir. Entschuldige, ich musste einschreiten, bevor sie sich gegenseitig umbringen. Wie kann ich dir helfen?«

»Könnte ich kurz bei dir vorbeikommen?«

»Aber natürlich. Ich muss dich allerdings warnen. Hier sieht es aus, als

hätte eine Bombe eingeschlagen, und die Kleinen sind daheim, weil sie gestern ein bisschen Fieber hatten.«

Ein kläffender Rauhaardackel empfing Charlie an der Tür. Susanne schob ihn zur Seite und umarmte ihre alte Freundin.

»Willkommen im Zirkus. Ich hoffe, dass du später nicht gleich das Jugendamt informierst.«

Susanne wohnte immer noch in ihrem Elternhaus, doch es hatte sich gewaltig verändert. Die Wände und Böden waren weiß gestrichen, Küche und Wohnzimmer gingen ineinander über.

»Die offene Wohnlösung«, seufzte Susanne, als Charlie die Umbauten kommentierte. »Hält den Lärm nicht gerade ab.«

In der Küche stapelte sich das Geschirr, und auf dem Boden waren überall Spielsachen verstreut. Zwei etwa fünfjährige Jungen rannten in den Raum, umrundeten die Kücheninsel, schlitterten über den Teppich und waren wieder verschwunden, bevor Charlie sie begrüßen konnte.

»Super erzogen, nicht wahr?«, sagte Susanne und lächelte.

»Zwillinge?«

Susanne nickte. Doppelte Freude, doppelte Arbeit.

»Wie heißen sie?«

»AD und HS.«

»Das stimmt überhaupt nicht, Mama«, meldete sich einer der Jungen zu Wort, der zurückgekommen war. »Wir heißen Tim und Tom!«

»Ich weiß«, meinte Susanne, als sie Charlies Gesichtsausdruck bemerkte. »Aber ich habe ihren Vater die Namen aussuchen lassen. Ich fürchte, ich war nach der Geburt noch etwas weggetreten. Die anderen beiden sind in der Schule«, erzählte sie weiter, »wenn sie heimkommen, wird es hier noch lauter. Und bald fangen auch die verdammten Sommerferien an. Manchmal frage ich mich ernsthaft, wie ich das schaffen soll.«

»Ich hätte es nie geschafft«, meinte Charlie lächelnd.

»Ach was, klar doch.«

»Sind die Bilder von dir?« Charlie deutete auf eine Wohnzimmerwand.

Susanne nickte. Alle Bilder an den Wänden waren von ihr. Sie wollte damit nicht angeben, sondern ... Na ja, weil sie sich anderen

Wandschmuck einfach nicht leisten konnten.

»Bei solchen Gemälden«, sagte Charlie, »braucht man doch auch nichts anderes.«

»Du musst nicht ...«

»Das weiß ich. Aber ich meine es ernst. Erinnerst du dich, dass ich dir schon immer gesagt habe, dass du eines Tages Künstlerin werden würdest?«

»Ich bin weit davon entfernt, Künstlerin zu sein«, antwortete Susanne. »Ich widme dem Ganzen viel Zeit, aber ich verdiene nichts damit.«

Charlie blieb vor dem Bild einer Wiese mit einem blumenpflückenden Mädchen stehen und sagte, dass es sicher nur eine Frage der Zeit wäre, bis sie eines Tages entdeckt würde.

Susanne lachte. Es gab wohl keinen ungeeigneteren Wohnort als Gullspång, um entdeckt zu werden. Wer sollte sie hier schon finden?

»Das klingt, als ob du im neunzehnten Jahrhundert lebst«, sagte Charlie. »Noch nie was von sozialen Medien gehört? Du solltest dir einen Blog einrichten, einen Instagram-Account, wo du deine Bilder postest und deine Vernissagen ankündigst und ...«

»Man merkt, dass du schon lange in Stockholm wohnst. Hier läuft das anders.«

»Du hast es ja noch nicht einmal versucht. Ich finde es nur traurig, dass niemand deine Bilder zu sehen bekommt.«

»Es gibt Schlimmeres.« Susanne setzte Wasser auf. »Ich habe leider nur Pulverkaffee, ich hoffe, das ist okay.«

»Natürlich«, antwortete Charlie und setzte sich aufs Sofa. »Ich kann sowieso nur kurz bleiben.«

Einer der Jungen – Tim? – fuchtelte mit einem Holzsword vor seinem Bruder herum.

»Lass die Waffe fallen«, sagte Charlie gespielt streng, und der Junge, der offensichtlich noch zu klein für Ironie war, gehorchte und brüllte nach seiner Mutter.

»Was ist denn los, Tim?«, fragte Susanne, die mit zwei großen Tassen Kaffee und einem Teller mit Gebäck ins Wohnzimmer kam.

»Die Frau hat mit mir geschimpft«, schniefte Tim. »Sie hat mir mein

Schwert verboten.«

»Da hat sie auch ganz recht«, sagte Susanne. »Er schlägt andere damit nur«, erklärte sie an Charlie gewandt. »Du hast genau richtig gehandelt.«

»Sie hat mir gar nichts zu sagen!«, wehrte sich Tim.

»Weißt du was?« Susanne ging vor ihrem Sohn in die Knie. »Das hat sie durchaus. Sie darf sagen, dass man andere Leute nicht schlägt, weil sie nämlich Polizistin ist.«

Der Junge riss die Augen auf und sah von seiner Mutter zu Charlie.

»Du siehst gar nicht aus wie eine Polizistin«, sagte er schließlich. »Bei der Polizei hat man doch eine blaue Uniform.«

»Das stimmt, aber wir tragen nicht alle eine.«

Das interessierte Tim nicht weiter, er wollte wissen, wo sie ihre Waffe aufbewahrte, ob sie Kinder ins Gefängnis warf, ob sie ...

»Nur neugierige kleine Jungs«, unterbrach ihn Susanne, »die steckt sie direkt ins Gefängnis.« Sie lachte, als Tim seinen Bruder an der Hand nahm und die beiden davonrannten.

Charlie wusste, dass sie eigentlich darauf hinweisen sollte, dass man Kindern keine Angst vor der Polizei machen sollte, aber ihr war auch klar, dass das ihre einzige Chance war, ungestört mit Susanne zu reden.

»Wie geht es voran?«, fragte ihre Freundin. »Werdet ihr sie finden?«

»Früher oder später findet man sie immer«, antwortete Charlie. »Zumindest die meisten«, korrigierte sie sich.

»Am Leben? Du musst nicht antworten, ich weiß, dass du nicht über die Ermittlungen sprechen darfst.«

»Im Moment weiß ich nicht mehr als du.«

»Annabelle Roos«, sagte Susanne. »Das Mädchen war oft im Motel, abends.«

»Ich weiß. Eigentlich komisch, dass sie dort herumhängt. Sie ist doch erst siebzehn.«

Susanne lachte. Siebzehn, sechzehn, fünfzehn, in Gullspång ging man etwas trinken, wenn man Lust dazu hatte, das musste Charlie doch noch wissen. Eine rot gestreifte Katze sprang auf ihren Schoß und suchte nach einem bequemen Platz.

»Na, leg dich schon hin, Poki, so ist's gut, dann kann ich dich

streicheln.«

Die Katze begann zu schnurren.

Charlie streckte die Hand aus und kraulte das Tier hinter dem Ohr.

»Kannst du dich an die ganzen Katzen draußen in Lyckebo erinnern?«, fragte Susanne. »Wie viele hattet ihr eigentlich?«

»Viele. Betty hat sich ja nie um Kastration gekümmert, sie waren alle miteinander verwandt.«

Susanne lachte, ja, so war das wohl. Die Albinokatze, die einem auf Schritt und Tritt gefolgt war, zum Beispiel, die war wirklich seltsam gewesen.

»Auf jeden Fall.« Charlie sah auf die Uhr. Sie musste zurück zum Revier. »Du, ich hätte da eine Frage.«

»Ja?«

»Ich schlafe schlecht zurzeit, und jetzt habe ich meine Tabletten daheim vergessen, und die Apotheke hat zu ... hast du vielleicht etwas, das mir beim Schlafen helfen könnte?«

Susanne setzte die Katze auf den Boden und stand auf. Natürlich hatte sie was, ihr Tablettenvorrat war riesig.

»Komm mit«, sagte sie.

Charlie folgte ihr die Treppe hinauf ins Obergeschoss. Susanne schob einen Wäschekorb zur Seite, und sie bahnten sich ihren Weg durch Spielsachen und Kleiderstapel.

»Ich habe alles weggesperrt«, sagte Susanne, als sie im Badezimmer waren. Sie stellte sich auf einen Hocker und holte einen Schlüssel von einem weißen Medizinschrank. »Man kann in diesem Haus nicht vorsichtig genug sein.«

»Was für eine Auswahl«, meinte Charlie, als sie den Inhalt des gut bestückten Schrankes sah.

»Ich bestelle alles im Netz. Das sollte ich dir als Polizistin vielleicht nicht erzählen, aber was zum Teufel soll man denn machen, wenn der Arzt einem so selten ein Rezept ausstellt und die Apotheke öfter geschlossen als geöffnet hat? Ich hoffe, du verstehst das.«

Charlie lächelte. Ja, sie verstand es.

Susanne reichte ihr eine Packung Imovane. Dann suchte sie noch ein

wenig weiter und förderte eine Packung Sobril zutage. »Bitte schön, einmal Schlaf- und einmal Beruhigungstabletten. Nimm die auch mit. Ich habe genug.«

»Ist das hier Sertralin?«, fragte Charlie und deutete auf ein Döschen, das sie wiedererkannte.

»Ja.« Susanne holte die Dose hervor. »Brauchst du das auch?«

»Ich habe meins daheim vergessen, und ohne werde ich ganz schön zittrig.«

»Das glaube ich sofort.« Susanne warf einen Blick in die Dose und sah, dass sich nur noch vier Tabletten darin befanden.

»Das reicht. Morgen hat die Apotheke ja wieder auf.«

Susanne sagte, dass sie sich da nicht so sicher sein sollte, denn mit den Öffnungszeiten nahm man es in Gullspång nicht immer so genau. Es musste nur jemand krank sein, und schon war wochenlang geschlossen. Wie gesagt, hier in der Gegend fand man andere Lösungen.

Auf dem Weg zum Polizeirevier rief Charlie Anders an und sagte, dass sie sich ein wenig verspäten würde. Anders antwortete, dass das kein Problem sei, da William Stark sowieso nicht herkommen wollte.

»Warum?«

»Er hat wahrscheinlich Angst vor dem Gerede, dass die Leute glauben, er hätte etwas mit Annabelles Verschwinden zu tun.«

»Dann fahren wir zu ihm nach Hause«, sagte Charlie. »Ich komme gleich.«

»Was machst du in der Zwischenzeit?«

»Nur etwas überprüfen.«

Nachdem sie das Gespräch beendet hatten, ging Charlie weiter zum alten Dorfladen. Groß und weiß thronte er auf dem Hügel auf der anderen Flussseite. Auf der Brücke blieb sie stehen und beugte sich über das Geländer. Als sie hinunter auf die schwarzen Tiefen blickte, kam es ihr unwirklich vor, dass sie früher einmal von hier aus ins Wasser gesprungen war. Sie und Susanne waren zwölf gewesen. In einer Sommernacht waren sie mit dem Rad von einem ausgefertigen Fest in Lyckebo geflohen und hatten auf der Brücke beschlossen, dass sie jetzt baden wollten. Als

Susanne den Abhang zum Ufer hinunterstolperte, hatte Charlie lachend vorgeschlagen, von der Brücke zu springen.

Sie hatten an dem Brückengeländer gestanden, die grünen Dammschleusen vor sich. Dort würden sie landen, sagte Susanne, wenn plötzlich die Strömung einsetzte. Die Turbine würde sie zermalmen. Ein schrecklicher Tod.

Charlie erwiderte, dass die Strömung dort ganz schwach war, und dass sie bei starker Strömung schon weit vor der Turbine ertrunken wären. Außerdem war der Tod durch Ertrinken die schönste Todesart.

Woher sie das wissen wollte?, fragte Susanne. Hatte sie schon mal mit einem ertrunkenen Menschen gesprochen?

Sie hatten noch eine Weile diskutiert, bis Charlie näher an Susanne heranrückte, ihren Arm nahm und sprang – ohne selbst genau zu wissen, was sie da tat.

Sie konnte sich immer noch an das Flattern im Magen erinnern, das Gefühl, niemals unten anzukommen, und dann die Kälte an den Füßen, der Sog, der sie nach unten zog, der Wunsch, nachzugeben und zu versinken.

Die Absperrbänder bewegten sich im leichten Wind, als sie zu Valls' Dorfladen kam. Die vergilbten Titelseiten in den Fenstern waren so verblichen, dass sie nicht mehr zu entziffern waren.

Charlie ging näher heran. Sie dachte an das erste Mal, als sie und Susanne sich hierhergewagt hatten. Wie alt waren sie da gewesen? Zwölf? Dreizehn? Auf dem Fest in Lyckebo hatte niemand bemerkt, dass sie jede ein Bier mitgenommen hatten und abgehauen waren. Das Bier hatten sie getrunken, bevor sie bei Valls angekommen waren, und lachend waren sie in den alten Verkaufsraum geschwankt, um festzustellen, dass die Party im Obergeschoss stattfand. Damals hatten dort noch alte Waren herumgestanden: Mehlpackungen, Konserven und steinharte alte Bonbons in Gläsern. Mittlerweile schien nichts mehr da zu sein.

Der Haupteingang war verschlossen. Charlie ging in den Garten auf der Rückseite des Hauses, setzte sich auf die alte Bank beim Pavillon und zündete sich eine Zigarette an. Sie blickte hinauf zu einem Fenster im obersten Stockwerk und erinnerte sich, wie damals ein Mädchen versucht hatte, von dort hinunterzuspringen. Es hatte schwankend auf dem

Fensterbrett gestanden und geschrien, dass niemand sie vom Springen abhalten sollte. Dann, als alle, die sich hinter ihr versammelt hatten, den Atem anhielten, war sie zurück ins Zimmer geklettert und hatte sich weinend durch die Menge gedrängt und war die Treppe hinuntergerannt. Doch Charlie hatte auch schöne Erinnerungen an diesen Ort. Sie dachte daran zurück, wie sie und Susanne zusammen mit einigen älteren braun gebrannten Jungs auf der Veranda gesessen hatten. Sie hatten Gitarre gespielt, den Sommer 1969 besungen und zugesehen, wie die Sonne über dem Fluss aufging. Charlie zog an ihrer Zigarette und ließ den Blick über den zugewucherten Garten schweifen und wünschte sich, dass der Ort zu ihr spräche. Was war hier vor knapp einer Woche passiert? Sie ging zum Hintereingang, der mit einem provisorischen Schloss versperrt war. Sie rief Micke an und bat ihn, mit dem Schlüssel vorbeizukommen, weil das Schloss ja wahrscheinlich von ihnen angebracht worden war.

Micke bestätigte das und fragte, was sie dort tat. Bei ihm klang wirklich jede Frage wie ein Vorwurf. Charlie versuchte, ihren Ärger zu verbergen.

»Komm bitte einfach mit dem Schlüssel vorbei.«

»Ich schicke Adnan. Und übrigens – ich bin nicht dein Sekretär.«

Charlie beendete das Gespräch. Nach zehn Minuten kam Adnan mit dem Schlüssel. Er bot an, mit hineinzugehen, doch sie sagte, das sei nicht nötig. Sie wolle sich nur etwas umsehen.

»Pass bei der Treppe auf«, warnte sie Adnan. »In der Mitte fehlt ein Brett.«

Das weiß ich, dachte Charlie, jetzt fahr endlich.

Ein vertrauter schaler Geruch nach Party schlug ihr entgegen, als sie das Gebäude betrat. Der Boden klebte, und ihre Schuhe machten schmatzende Geräusche beim Laufen. Alles wie früher, dachte Charlie, als sie die geschwungene Treppe hinaufblickte. Die Tapete hatte sich an einigen Stellen gelöst, die weiße Wand war mit Kritzeleien übersät. *Wenn du ficken willst, ruf mich an*, gefolgt von einer Nummer. *Why drink and drive, when you can smoke and fly?*, war da schon etwas tiefsinniger. Außerdem gab es rassistische Sprüche wie etwa, dass ein Schwein, das in einem Stall geboren war, immer ein Schwein blieb. Charlie trat näher, um alle Kritzeleien mit ihrem Handy zu fotografieren. Da sah sie die kleineren, mit einem

dünneren Stift geschriebenen Wörter, die zur Hälfte von einem Tapetenfetzen verdeckt waren.

*It was many and many a year ago,
In a kingdom by the sea,
That a maiden there lived whom you may know
By the name of Annabel Lee;
And this maiden she lived with no other thought,
Than to love and be loved by me.*

Das ist kein Zufall, dachte Charlie, nachdem sie die Zeilen gelesen hatte. Weder Zufall noch Schicksal. Wer schrieb ein Gedicht von Edgar Allan Poe an die Wand des inoffiziellen Jugendtreffs? Sie war so in Gedanken bei dem Gedicht, dass sie beinahe in das Loch getreten wäre, wo das Brett in der Treppe fehlte.

Die Küche sah noch so aus wie früher. Es roch nach Zigarettenqualm und Alkohol. Charlie ging zu dem Tisch vor dem Fenster. Die Holzplatte war mit Hunderten Einstichen übersät. Das Messerspiel, dachte Charlie. Man legt die gespreizte Hand auf den Tisch und sticht mit dem Messer in die Fingerzwischenräume. In der Mitte der Platte war ein dunkler Fleck. Charlie versuchte sich zu erinnern, was Olof zu der technischen Untersuchung gesagt hatte. Auf dem Tisch waren Blutspuren gesichert worden. Warum hatte sie nicht an das Messerspiel gedacht, als sie auf dem Revier darüber gesprochen hatten?

Als sie weiterging, stieß sie auf ein großes Aquarium. Erst als sie direkt davorstand, sah sie die auf einem Stein sitzende Schildkröte. Das Wasser war braun und trübe von Zigarettenstummeln und Abfall. Charlie konnte den Blick nicht von der Schildkröte abwenden. Lebte sie noch? Beinahe wünschte sie dem Tier, dass es tot war, da öffnete es plötzlich die Augen und sah sie an. Warum hatten sich die Techniker nicht darum gekümmert?

»Was denn noch?«, fragte Adnan, als sie ihn anrief.

»Wem gehört die Schildkröte im Dorfladen?«

»Woher soll ich das denn wissen? Ich wusste bis jetzt nicht einmal, dass dort eine Schildkröte wohnt.«

»Das tut sie, und sie könnte es sehr viel besser haben.« Charlie fischte

einen Zigarettenstummel aus dem Wasser. »Das Wasser stinkt fürchterlich.«

»Und was soll ich jetzt dagegen tun?«

»Treib jemanden auf, der sie holt und sich um sie kümmert.«

»Findest du wirklich, dass wir unsere Arbeitskraft darauf vergeuden sollen?«

»Das muss ja kein Polizist sein«, antwortete Charlie. »Du kennst doch den halben Ort, ruf einfach irgendjemanden an.«

»Na gut«, willigte Adnan ein. »Ich schaue, was ich machen kann.«

Sie setzte ihren Gang durch die Zimmer fort. Die Möbel waren noch dieselben wie früher. In den hohen Fenstern standen die vertrauten staubigen Plastikblumen, die von der Zeit und vom Sonnenlicht ausgebleichen waren. Sie ging ins nächste Stockwerk, in das Zimmer, in dem Fredrik William und Rebecka gefunden hatte, und das vermutlich immer noch Fickzimmer genannt wurde. Sie trat ans Fenster und sah auf den schmalen Weg vor dem Haus hinunter. »Was ist nur mit dir passiert, Annabelle?«, flüsterte sie. »Wohin bist du gegangen?« Wenn ich siebzehn und betrunken gewesen wäre, dachte sie, wohin wäre ich dann gegangen? Sie versuchte, sich an ihr junges Ich zu erinnern, das Gefühl von zu viel Alkohol und aufgewühlten Emotionen heraufzubeschwören. Wohin wäre sie gegangen? Nach einer Weile kam sie zu dem Schluss, dass sie geblieben wäre, weitergetrunken und sich danebenbenommen hätte. Aber Annabelle ist nicht ich. Annabelle ist ... Sie rekapitulierte, was sie bisher über das Mädchen wussten. Annabelle war eine intelligente, zielstrebige junge Frau auf der Suche. Vielleicht doch nicht so anders als ich, dachte Charlie, vor allem nicht, wenn man ihr aufbrausendes Temperament bedachte (wenn das stimmte) und die Liebe zum Alkohol. Und ich ... ich hätte eine Party nur verlassen, wenn etwas wirklich Schlimmes geschehen wäre. War es Annabelle auch so gegangen?

Kapitel fünfundzwanzig

»Da bist du ja«, sagte Anders, als Charlie auf dem Polizeirevier eintraf.

»Warst ganz schön lange unterwegs.« Er ging zum Kühlschrank. Micke und Adnan grinsten, als er seine Sojamilch herausholte.

»Was wolltest du eigentlich beim alten Dorfladen, Charlie?«, fragte Micke.

»Ich wollte mir das Haus einfach selbst ansehen«, antwortete sie knapp.

»Was ist, fahren wir jetzt zu William Stark?«

»Ist er nicht noch in der Schule?« Anders blickte auf die Uhr.

»Könnte ihn bitte jemand anrufen und das überprüfen?« Charlie nickte Adnan zu, der sein Handy nahm, aufstand und den Raum verließ.

»Hast du Annabelles zweites Profil auf Facebook gefunden?« Charlie sah Micke an.

»Ja«, erwiderte dieser. »Aber ›Retterin in der Not‹ ist seit acht Monaten nicht mehr aktiv. Außerdem ist dort nichts Bemerkenswertes zu finden, nur ein Haufen verzweifelter Jugendlicher, die Hilfe bei den Schularbeiten brauchten und sich nur durch Schummeln zu helfen wussten.«

»Keine schrägen Kommentare oder Drohungen?«

»Nichts.«

»Übrigens, das Blut in der Küche des Dorfladens ...«, sagte Charlie.

»Das kann von einem Spiel kommen.«

»Was meinst du?«, fragte Olof.

»Das Messerspiel«, erklärte Charlie und legte die Hand mit gespreizten Fingern auf den Schreibtisch. »Ihr wisst schon, man hackt mit einem Messer in die Fingerzwischenräume. Der Tisch in Valls' Küche ist übersät mit solchen Einstichen.«

»Das Messerspiel?«, fragte Micke ungläubig. »Gibt es das immer noch?«

Adnan kam zurück und verkündete, dass William Stark zu Hause war und sie zu ihm fahren konnten.

»Wo wohnt er?«, fragte Anders.

»Ribbingsfors.« Micke wollte ihnen umständlich den Weg erklären, wurde jedoch von Charlie unterbrochen, die auf ihr Navigationsgerät verwies. Ihr gefiel die Vorstellung, dass wieder Menschen in Ribbingsfors lebten. Ein so schöner Ort durfte nicht vergessen werden und verfallen.

»Das Messerspiel?«, fragte Anders, als sie im Auto saßen. »Warum kenne nur ich das nicht? Was habt ihr sonst noch auf den Partys hier getrieben? Aufeinander geschossen? Russisch Roulette statt Stille Post?«

Charlie lachte. Sie dachte an all die Mutproben, wer sich am weitesten auf der Klippe bei den Dammschleusen nach vorne zu beugen wagte, das Ohnmachtsspiel.

»Wir haben uns auch gegenseitig ohnmächtig werden lassen«, erzählte sie.

»Wie habt ihr das angestellt?«

»Wir haben uns gegenseitig die Luft abgedrückt, bis wir umgekippt sind, ganz einfach.«

»Und warum?«

»Weil es ein großartiges Gefühl ist, kurz bevor man die Besinnung verliert, und wenn man später aufwacht, sieht man die Welt für kurze Zeit etwas anders.«

»Entschuldige«, sagte Anders, »aber das klingt völlig krank. Du kannst wirklich froh sein, dass du den Absprung aus diesem Kaff geschafft hast. Wahrscheinlich wärest du jetzt nicht mal mehr am Leben, wenn du geblieben wärest.«

Charlie wollte schon sagen, dass sie vermutlich wirklich nicht überlebt hätte, dass daran aber dann ganz sicher nicht die Mutproben schuld gewesen wären.

»Habt ihr auch irgendetwas weniger Destruktives gemacht?«, fragte Anders. »Und euch nicht gegenseitig verletzt?«

Charlie dachte an die Abende mit Susanne, die Gespräche am Wasser, Susannes Hände in ihrem Haar, die Sonnenuntergänge. Nein, sie hatten sich nicht nur gegenseitig verletzt. Es hatte auch andere Dinge gegeben.

Zum Beispiel?, wollte Anders wissen.

»Die Gemeinschaft«, antwortete Charlie. »Liebe, Wärme.«

Anders lachte, verstummte jedoch, als er sah, dass sie es ernst meinte.

»Ich nehme an«, sagte er schließlich, »dass ein Stockholmer wie ich das nicht so ganz verstehen kann.«

»Richtig. Gut, dass du wenigstens das verstanden hast.«

Sie fuhren auf die Landstraße, und Charlie sah, dass es den Billigladen noch gab.

»Kannst du hier kurz rausfahren?«, bat sie.

Anders fragte nach dem Grund, und Charlie antwortete wahrheitsgemäß, dass sie viel zu warme Sachen mitgebracht hatte und dünnere Kleidung brauchte.

»Dann mach aber schnell«, mahnte Anders.

Fünf Minuten später war sie zurück, in einem dünnen, knielangen Rock mit Blumenmuster und einem weißen Rippentop.

»Hübsch«, sagte Anders, als sie einstieg. »Sehr hübsch sogar.«

»Halt die Klappe«, erwiderte Charlie. »Etwas Besseres hatten sie nicht.«

»Dann verstehe ich nicht, wie sie sich überhaupt halten können.«

»Nicht jeder hat deinen edlen Geschmack.«

»So wird es wohl sein.« Anders ließ den Motor an. »Ribbingsfors – was ist das eigentlich?«

»Ein altes Gut außerhalb von Gullspång, auf dem Frans G. Bengtsson gewohnt hat.«

Anders sah sie fragend an.

»Frans G. Bengtsson, Autor von *Die Abenteuer des Röde Orm* und ...«

»Ich weiß schon, wer das ist.«

»Warum siehst du mich dann so an?«

»Weil ich nicht wusste, dass er dort gewohnt hat. Wieso steht das nirgends?«

»Vielleicht, weil du so wenig liest?«, erwiderte Charlie lächelnd. Sie dachte an Ribbingsfors. Wie es wohl jetzt aussah? Als sie Kind war, hatte der alte Gutshof mit den riesigen Flügeln leer gestanden. Kühe waren über die Veranda spaziert, manchmal sogar in den ausladenden Salon, in dem früher große Einladungen für die feinen Herrschaften in der Gegend gegeben wurden. Nur der linke Flügel war damals halbwegs benutzbar

gewesen, in dem noch Frans G. Bengtssons alter Schreibtisch stand. Manchmal kamen Touristen vorbei, alte Frauen und Männer mit Thermoskannen, die auf den Spuren des berühmten Schriftstellers wandelten und die tausend Jahre alte Eiche auf der Rückseite sehen wollten. Es heißt, Bengtsson habe große Teile von *Die Abenteuer des Röde Orm* auf einer Bank unter dem Baum geschrieben. Dieser Platz war auch einer von Charlies Lieblingsplätzen gewesen. Wenn es daheim zu chaotisch war, fuhr sie mit dem Fahrrad dorthin. Manchmal hatte sie ein Buch dabei oder einen Notizblock, oft saß sie jedoch einfach auf dem Boden und blickte in das weit verzweigte Blätterwerk hinauf. Einmal hatte sie zwei ältere Frauen erschreckt, die in der Dämmerung auf dem Grundstück herumgewandert waren und sie für ein Gespenst gehalten hatten.

»Was tust du denn hier ganz allein?«, hatten sie gefragt.

Charlie hatte geantwortet, dass sie hier saß und nachdachte.

Ob sie das nicht lieber zu Hause tun wollte, hatte eine der beiden Frauen gefragt. Sie würde sich noch erkälten, eine Blasenentzündung holen ...

Aber zu Hause hatte Charlie nie ihre Ruhe. Betty spielte zu laute Musik, kam ständig in ihr Zimmer und wollte mit ihr Walzer tanzen. Das Interesse ihrer Tochter für Bücher hatte sie nie verstanden.

Warum liest du nur so viel, Schatz?

Weil es mir gefällt, hatte Charlie immer geantwortet und machte sich gar nicht erst die Mühe, das Gefühl zu beschreiben, wenn sie in andere Welten abtauchte, in denen die eigene Wirklichkeit ausradiert war und man jemand anders sein konnte.

»Stimmt das denn?«, fragte Anders.

»Was meinst du?«

»Na, dass Frans G. Bengtsson hier gewohnt hat.«

»Ja, warum sollte ich da lügen?«

»Aber ausgerechnet hier?«

Charlie sah ihn an und antwortete, dass das Anwesen wunderschön sei und jeder, der nicht blind oder einfach nur dumm war, das sehen könne.

»Ganz ruhig«, erwiderte Anders. »Ich habe nur gefragt, wie es ihn hierher verschlagen hat.« Sie hatten die lange Birkenallee erreicht, die zu dem alten Gutshof führte.

»Die Liebe«, sagte Charlie. »Die Liebe hat ihn hierhergebracht.«

Jener Tag

Doppelstunde Geschichte. Annabelle wusste, dass sie sterben würde, wenn sie nicht fliehen konnte. Sie stand langsam auf und formte das Wort »Klo« in Richtung des Lehrers.

Als sie auf der Toilette war, kam eine SMS von Rebecka. Die Lieferung ist eingetroffen, schrieb sie. Svante wartete auf dem Parkplatz hinter der Turnhalle. Ob sie sie wohl abholen könnte? Sie hatten nicht mehr miteinander gesprochen, seit Rebecka von ihrer Beziehung mit William erzählt hatte, sondern nur stumm nebeneinander im Unterricht gesessen. Die SMS wirkte daher vor allem wie ein Kontaktversuch. Rebecka war sonst nicht der Typ, der sich davor drückte, aus dem Unterricht zu verschwinden, um so etwas Wichtiges zu erledigen.

Annabelle seufzte und tippte »ok« als Antwort. Svante wollte sie als Allerletztes sehen, aber andererseits brauchte sie den Alkohol. Und ihre beste Freundin.

Sie ging hinaus auf den Parkplatz. Aus dem orangefarbenen BMW mit laufendem Motor dröhnte laute Musik. Das Fahrerfenster war heruntergekurbelt, und Svante lächelte ihr entgegen.

»Lange nicht gesehen.«

Sie nickte.

»Hübsches Shirt«, sagte er und grinste.

Annabelle warf einen Blick auf das T-Shirt, in dem sie geschlafen hatte, und entgegnete, dass er die Klappe halten sollte.

»Du siehst in allem gut aus«, fuhr Svante fort.

Annabelle dachte, dass sie niemand anderen kannte, der ein Kompliment wie eine Beleidigung klingen lassen konnte.

»Hast du den Alk?«, fragte sie.

»Möchtest du dich nicht erst bedanken?«

»Hast du den Alk? Vielen Dank.«

»Für das Kompliment, meine ich.«

»Ich habe es ein bisschen eilig. Eigentlich sollte ich im Unterricht sitzen.«

»Oh, ich habe ganz vergessen, dass du ja so ein tüchtiges kleines Schulmädchen bist.«

»Na ja, ich hätte später gern einen Job.«

Svante sagte, da solle sie sich mal keine Sorgen machen. Er würde ihr direkt nach dem Abitur eine Stelle in der Fabrik organisieren. Oder auch schon vorher, wenn sie das wollte.

»Super«, erwiderte Annabelle, um Svante nicht mit der Antwort zu provozieren, dass sie sich auf gar keinen Fall die Unterarme in der Sperrholzfabrik aufschlitzen würde.

Svante beugte sich über den Beifahrersitz.

»Hier«, sagte er und hielt ihr eine Tüte mit klirrendem Inhalt hin.

Als sie danach greifen wollte, zog er sie zurück.

»Was?«, fragte Annabelle.

»Rebecka hat nicht bezahlt.«

»Das machen wir später.«

»Oder ich bekomme einen Kuss.« Svante grinste wieder. »Was denn?«, sagte er, als sie den Kopf schüttelte. »Weißt du, was das hier im Systembolaget kosten würde?«

»Lieber bezahle ich.«

»Du, Bella, wenn ich du wäre, würde ich aufpassen.« Er stellte die Tüte mit dem Alkohol wieder auf den Beifahrersitz.

»Keiner von meinen Eltern arbeitet bei deinem Vater«, erwiderte Annabelle. »Damit kannst du mir also nicht drohen. Ich bin nicht von dir abhängig.«

»Natürlich bist du das. Viel mehr, als dir bewusst ist.«

»Das stimmt nicht.« Annabelle drehte sich um und wollte gehen.

»Du willst das Zeug also nicht?«, rief Svante hinter ihr. »Rebecka hat doch schon bezahlt. Ich habe dich nur aufgezogen.«

Annabelle antwortete ihm nicht einmal.

»Hast du es am üblichen Ort deponiert?«, flüsterte Rebecka, als Annabelle sich wieder auf ihren Platz neben sie setzte. »Nicht im Schrank, oder?«

- »Ich habe den Stoff nicht bekommen.«
- »Was zum Teufel soll das heißen?«
- »Er ist ein Arschloch. Ich habe den Alk nicht mitgenommen.«
- »Aber ich habe doch schon bezahlt!« Rebecka starrte sie wütend an.
- »Ich organisiere uns was anderes.«
- »Und was?«
- »Wart's ab, ich kümmere mich darum.«

Kapitel sechsundzwanzig

Als sie auf den Kiesplatz vor dem Haus einbogen, pfiff Anders anerkennend. Was für ein Anwesen! Charlie dachte an das, was Micke ihnen über die Familie Stark erzählt hatte. Sie waren von Kristinehamn hergezogen. William war das einzige Kind und besuchte das Abschlussjahr am Gymnasium. Seine Mutter war vor einigen Jahren gestorben, er lebte hier mit seinem Vater. Laut Micke war die Familie seit Generationen vermögend und konnte sich Ribbingsfors und die notwendigen Restaurierungen des gesamten Hauptgebäudes samt Seitenflügeln leisten.

Eine Frau in den Dreißigern öffnete die Tür.

»William?«, sagte sie, als die Polizisten nach dem Jungen fragten. »Der ist ausgegangen. Runter zum See.«

»Sind Sie ...?« Charlie wusste nicht, wie sie die Frage formulieren sollte.

»Ich bin seine Stiefmutter«, erklärte die Frau lächelnd. »Kristina. Sie wollen wahrscheinlich mit Williams Vater sprechen. Stefan!«, rief sie über die Schulter ins Haus. »Du hast Besuch. Die Polizei.«

Ein durchtrainierter Mann in Sportkleidung kam in die Diele und begrüßte Charlie und Anders. Er wollte gerade zum Joggen aufbrechen, sagte er, als ob er seine Aufmachung entschuldigen wolle.

»Wir sind hier, um mit Ihrem Sohn zu sprechen«, sagte Charlie, »aber er ist offensichtlich nicht da.«

»Er wollte nur runter zum Steg«, erklärte Stefan. »Er geht immer an den See, wenn es ihm schlecht geht, und in der derzeitigen Situation ... Sie verstehen schon.«

»Können wir uns dann kurz mit Ihnen unterhalten?«, fragte Anders.

Stefan nickte. »Darf ich Ihnen auf der Terrasse eine Tasse Kaffee anbieten?«

Die Aussicht von der Terrasse verschlug Charlie den Atem. Die Szenerie, die sich vor ihr ausbreitete, war wie ein Gemälde. Das zwischen den

Trauerweiden glitzernde Wasser, die Farbenpracht der Butterblumen, Wiesenkerbel und Lupinen auf den Wiesen. Und dann natürlich die Eiche. Die riesige tausendjährige Eiche.

»Über die Aussicht kann man sich wirklich nicht beklagen«, sagte Stefan. Er bedeutete ihnen, sich auf den Rattansesseln niederzulassen.

Kristina kam kurz darauf mit einem Tablett aus dem Haus. »Latte Macchiato«, erklärte sie, als sie es auf dem Tisch abstellte und sich neben Stefan setzte. »Wir mussten uns so einen Kaffeeautomaten kaufen, weil man hier in der Gegend ja mindestens vierzig Kilometer fahren muss, um etwas anderes als Filterkaffee zu bekommen.«

»Kristina«, sagte Stefan müde, »ich glaube nicht, dass die beiden hier sind, um sich über Kaffee zu unterhalten.«

»Wir sind hier, um über Annabelle zu sprechen«, erklärte Charlie. »Wussten Sie, dass sie und William eine Beziehung hatten?«

Stefan nickte. Natürlich hatten sie das gewusst. Annabelle war öfter bei ihnen gewesen. Das war absolut kein Geheimnis.

»Aber die beiden sind nicht mehr zusammen«, sagte Kristina. »William war untröstlich über die Trennung.«

»Du musst jetzt nicht gleich übertreiben.« Stefan warf seiner Frau einen Blick von der Seite zu. »Er war ein paar Tage niedergeschlagen. Dann hat er sich wieder gefangen.«

»Wie würden Sie Annabelle beschreiben?«, fragte Charlie.

Stefan und Kristina tauschten einen raschen Blick.

»Wir haben nicht so viel mit ihr gesprochen«, sagte Stefan schließlich. »Die beiden sind meistens für sich geblieben. Sie waren in seinem Zimmer und haben Musik gehört und ... na ja, was Jugendliche eben so machen.«

»Annabelles Eltern wussten nichts von der Beziehung«, bemerkte Charlie.

»Oh?«, antwortete Stefan. »Das ist seltsam.«

»Wir haben keinen Kontakt mit der Familie«, erklärte Kristina. »Die Eltern bleiben für sich.«

Charlie trank einen Schluck Kaffee und wandte den Blick wieder zum Wasser. Sie dachte an Annabelles Eltern, an das Haus am Ortsrand, wie einsam die beiden zu sein schienen.

Als sie ihren Kaffee ausgetrunken hatten, gingen Charlie und Anders hinunter zum Wasser. Ein gemähter Weg führte durch die Wiese zum Steg. William saß mit dem Rücken zu ihnen am äußersten Ende.

»Verdammt, haben Sie mich erschreckt!«, sagte er, als er merkte, dass er nicht allein war.

»Du wusstest doch, dass wir kommen würden«, entgegnete Charlie, »und hättest das Haus nicht verlassen müssen. Wir wollen dir noch einige Fragen zu Annabelle stellen.«

»Dann fragen Sie schon«, erwiderte William und schaute wieder übers Wasser. »Aber beeilen Sie sich, ich will dann den anderen wieder beim Suchen helfen.«

»Du und Annabelle«, sagte Charlie, »wart eine Weile zusammen?«

William sah sie an. Diese Frage hatte er doch schon vor ein paar Tagen beantwortet. Machte sich die Polizei keine Notizen, damit sie dieselben Fragen nicht immer wieder stellen musste?

»Das war als Einleitung zu unserem Gespräch gedacht, aber ich kann auch gleich zur Sache kommen. Warum habt ihr euch getrennt?«

Anders' Handy klingelte. Er warf einen Blick aufs Display und bedeutete Charlie, dass er den Anruf annehmen musste. Er entfernte sich einige Schritte.

»Also, warum habt ihr euch getrennt?«, wiederholte Charlie ihre Frage.

»Weil alles den Bach runterging.« William spuckte ins Wasser.

»Warum?«

»Keine Ahnung. Es hat einfach nicht funktioniert. Das passiert ja manchmal, und nein«, fuhr er fort, »ich bin kein eifersüchtiger Psychopath, falls Sie das glauben.«

»Dann würdest du das vermutlich nicht sagen.«

William fragte, was sie damit meinte, und sie erklärte, dass Psychopathen sich selten selbst als Psychopathen bezeichneten, dass es zu der Persönlichkeitsstörung gehörte, sich dessen nicht bewusst zu sein.

»Und, halten Sie mich für einen Psychopathen?«

»Ich kenne dich nicht.« Charlie zog sich die Schuhe aus und setzte sich neben ihn auf den Steg. »Bist du es?«

William lächelte. »Das würde ich dann wohl nicht zugeben.«

Der Junge ist nicht dumm, dachte Charlie.

»Hast du sie geliebt?«, fragte sie. »Hast du Annabelle geliebt?«

William zuckte mit den Schultern. Ja, wahrscheinlich schon. Sie hatten sogar darüber gesprochen, nach dem Abitur zusammenzuziehen, vielleicht in Stockholm oder Göteborg. Annabelle hätte sicher zu studieren angefangen, und er hätte sich einen Job gesucht. Das sollte in einer größeren Stadt ja kein Problem sein. Er würde so ziemlich alles machen, solange er nicht weiterlernen musste. Er hatte die Nase voll von der Schule. Jetzt erschien aber sowieso alles sinnlos, das Abitur, die Zukunft, die Party, denn wenn Annabelle etwas zugestoßen war, wenn man sie nur noch tot fand, dann hatte nichts mehr einen Sinn.

Charlie sagte, sie verstünde ihn, dass es gerade sicher vielen von Annabelles Freunden so ginge. Sie hoffte wirklich für ihn, dass er sein Abitur feiern konnte, ohne allzu überzeugend zu klingen.

»Ich vermisse sie jetzt schon«, sagte William. »Ich habe sie bereits vermisst, bevor sie verschwunden ist.«

»Verstehe. Hat dich die Trennung sehr mitgenommen?«

William nickte und bestätigte, dass es hart gewesen war.

»Habt ihr euch an dem Abend, an dem sie verschwunden ist, gestritten?«

»Nein, zumindest kann ich mich nicht daran erinnern.«

Charlie stellte daraufhin die Frage, ob er manchmal Probleme mit dem Gedächtnis hätte.

Williams Augen blitzten auf. Nein, hatte er nicht, jedenfalls nicht mehr als andere. Aber vielleicht hatte Charlie ja schon mal von dieser Wirkung von Alkohol auf das Gedächtnis gehört.

Oh ja, dachte Charlie und stellte danach die üblichen Fragen: Wie es Annabelle ging, ob sie an dem Abend traurig gewesen war, wann er sie zuletzt gesehen hatte und in welchem Zustand. Ob ihm irgendetwas Außergewöhnliches aufgefallen wäre. Doch sie erfuhr nichts Neues.

Es war sinnlos, weitere Fragen zu stellen, und ihr war klar, dass nur die Stille ihn vielleicht noch zum Reden bringen könnte. Sie ließ den Blick übers Wasser schweifen, wo Wasserläufer über die Oberfläche hüpfen, unter sich Schwärme von kleinen Fischen und den rötlich gewellten Sandboden.

Sie wollte gerade aufgeben, als William sich räusperte.

»Ich glaube, sie hat mit mir Schluss gemacht, weil sie einen anderen kennengelernt hat.«

»Warum denkst du das?«

»Ist das nicht immer so? Man findet einen Neuen und sägt den alten Freund ab?«

Charlie nickte und sagte, ja, so könnte es sein, aber man wurde auch aus anderen Gründen fallen gelassen.

»Jonas und Svante haben an dem Abend so was in der Art gesagt, dass ich ausgetauscht worden wäre. Jonas hatte Annabelle mit einem anderen Typen gesehen.«

»Hast du ihn gefragt, wer es war?«

William schüttelte den Kopf. Nein, hatte er nicht, er wollte es gar nicht wissen.

»Das hättest du uns gleich erzählen sollen«, sagte Charlie.

»Ich habe nicht mehr daran gedacht. Hier wird so viel geredet.«

»Du und Svante Linder – wie gut seid ihr befreundet?«

»Ziemlich gut, auch wenn Svante komisch wird, wenn er getrunken hat. Wir beide werden das, wenn ich ehrlich sein soll.«

»Ich habe gehört, dass ihr euch in der Motelbar wegen Annabelle geprügelt habt?«

William sah Charlie verwundert an, und sie erkannte, dass sie vielleicht ein wenig übertrieben hatte. »Und gestern«, fuhr sie dennoch unbeirrt fort, »sah es auch so aus, als hättet ihr ein Problem miteinander.«

»Ach, das war nichts«, sagte William, »nur Geplänkel. Ich weiß nicht mal mehr, worum es ging. Und wir haben uns nie wegen Annabelle geprügelt. Falls Sie das meinen, was am Wasserfalltag passiert ist ...«

»Wasserfalltag?«

»Wenn die Dammschleusen geöffnet werden. Da gibt es abends immer eine Party.«

Charlie wusste, was der Wasserfalltag war. Das Öffnen der Schleusen, die schäumenden Wassermassen, die sich über die Klippe ergossen. Sie hatte es als Kind oft gesehen. Aber sie wusste nicht, was an dem Abend vor ein paar Wochen geschehen war.

»Was ist da passiert?«, fragte sie daher.

»Nicht ich und Svante haben uns geprügel, sondern wir sind gemeinsam auf Erik losgegangen.«

»Erzähl weiter.«

»Er hat Annabelle betatscht. Es spielt keine Rolle, dass wir da schon auseinander waren, er soll seine verfluchten Finger von Mädchen lassen, die ihre Ruhe haben wollen. Das ist total respektlos.«

Charlie versuchte, sich nichts anmerken zu lassen. »Kommt das häufiger vor, dass Erik sich an junge Mädchen ranmacht?«

»Nicht, dass ich wüsste. An dem Abend hatte er viel getrunken und konnte am Ende kaum mehr ausschenken. Wie auch immer, Annabelle wird er jedenfalls nie wieder anfassen, das haben wir ihm ausgetrieben. Ich glaube, wir haben ihm ganz schön Angst eingejagt.«

Charlie konnte sich nicht erinnern, von dem Vorfall in den Verhörprotokollen gelesen zu haben. Wieso wusste sie nichts davon? Es musste doch viele Zeugen gegeben haben.

»Warum hat uns das bisher noch niemand erzählt?«

William zuckte mit den Schultern. Der Alkohol wahrscheinlich. Außerdem glaubte niemand, dass Erik etwas mit Annabelles Verschwinden zu tun haben könnte. Er war ein unbescholtener Familienvater, der es einen Abend lang hatte krachen lassen und seine Hände nicht bei sich behalten konnte.

»Woher weißt du, dass er so unbescholten ist?«

William zuckte wieder mit den Schultern. Er hatte eben diesen Eindruck. Erik war nicht der Typ, der junge Mädchen entführte.

»Gibt es jemanden in deinem Umfeld, auf den das eher zuträfe?«, fragte Charlie. »Jemand, der der Typ ist, der junge Mädchen entführt?«

»Ich verstehe nicht, was Sie damit sagen wollen.«

»Ich will damit sagen, dass man solche Typen oft nicht sofort erkennt.«

»Ja, vielleicht.«

»Die Entscheidung, was wichtig oder unwichtig ist, überlässt du besser von jetzt an der Polizei.«

»Klar.«

»Und wenn dir noch etwas von diesem oder einem anderen Abend

einfällt, was auch immer, ruf mich an.« Charlie gab ihm ihre Visitenkarte und stand auf.

Sie spürte Williams Blicke im Rücken, als sie davonging. Anders war nirgends zu sehen, weshalb sie annahm, dass er zum Wagen zurückgegangen war.

Was ist William Stark für ein Mensch?, dachte sie, als sie zurück zum alten Gutshof ging. Der verlassene, traurige Freund, der sich mit der besten Freundin der Ex tröstete, oder ging die Kränkung tiefer? Schwer zu sagen. Aber er hatte ein Alibi für die Zeit nach Annabelles Verschwinden. Er war bis zum Morgengrauen im alten Dorfladen gewesen.

Ihr Handy klingelte, auf dem Display erschien ein »H«. Sie wollte ihn eigentlich wegdrücken, doch stattdessen zuckte ihr linker Zeigefinger zu dem Button mit dem grünen Hörer.

»Was willst du?«, fragte sie.

Doch nicht Hugo meldete sich, sondern eine schluchzende Frau, die sich als Anna vorstellte, Hugos Frau.

»Was hast du dir dabei gedacht?«, fragte sie.

Charlie blieb stehen. »Was meinst du?«

»Ich will einfach nur wissen, wie jemand tickt, der ... Du wusstest doch, dass er verheiratet ist?«

Charlie hatte vorgehabt, die Unwissende zu spielen, aber dafür war es zu spät, weshalb sie bestätigte, dass sie es gewusst hatte. Aber das sei ja wohl Hugos Problem und nicht ihres.

»Es stimmt, was man über dich sagt«, sagte Anna. »Es stimmt, dass du völlig gewissenlos bist, dass du nicht ... Ich verstehe, dass Maria nicht will, dass du und Anders zusammenarbeiten. Ihn vögelst du wahrscheinlich auch?«

Charlies erster Impuls war, sie zur Hölle zu wünschen, doch dann beherrschte sie sich.

»Du kennst mich nicht«, erwiderte sie stattdessen.

»Ich weiß genug über Menschen wie dich. Einsam und verbittert, sie wollen das Glück anderer zerstören, die ...« Anna schluchzte, ehe sie fortfuhr. »Glaubst du, du bist die Einzige, mit der er sich vergnügt hat, wenn ihm langweilig war?«

»Ich glaube, dass du das besser mit deinem Mann klärst«, antwortete Charlie und beendete das Gespräch. Sie ging schneller. Verdammt, verdammt, verdammt. Sie versuchte, Annas Worte aus ihrem Gedächtnis zu löschen. *Glaubst du, du bist die Einzige?* Warum kümmerte es sie überhaupt? Sie hatte doch schließlich von Anfang an gewusst, dass sie die andere Frau war. Trotzdem wollte sie sich nicht vorstellen, dass es noch andere gegeben hatte, dass das, was sie mit Hugo gehabt hatte, nur Lust gewesen war. Sie dachte an seine übertriebenen Worte, wie schön und wunderbar sie doch war.

Nimm dich vor den Männern mit den großen Worten in Acht, hatte Betty immer zu ihr gesagt. *Männer, die große Reden schwingen, sind die schlimmsten. Sie können nett und sogar lustig sein, aber die meisten sind Idioten. Vergiss das nie, Charline.*

Charlie dachte an Anna. Wie ging es einem in einer solchen Beziehung? Warum blieb man? Und dann die Geliebte des Ehemanns anrufen? Das konnte sie nicht verstehen. Wenn Charlie je heiraten und dann betrogen werden sollte, würde sie um Himmels willen nie anrufen und sich auf diese Weise erniedrigen. Sie würde ihre Wut auf den Schuldigen richten, den Betrüger.

Und was ist mit deiner eigenen Schuld?, meldete sich eine leise Stimme in ihrem Kopf. Was hast du dir eigentlich dabei gedacht?

Anders stand beim Auto und wartete auf sie.

»Tut mir leid«, entschuldigte er sich, »das war Maria. Sam hat Fieber. Sie war mit ihm in der Notaufnahme, aber die Ärzte meinten, es wäre alles okay. Du verstehst, dass ich mit ihr reden musste, nicht wahr?«

Charlie nickte und sagte, ja, das verstehe sie. Dann schämte sie sich, weil sie dachte, dass Maria vielleicht übertrieb, um ihren Mann zu kontrollieren.

»Ich hoffe, dass er schnell gesund wird«, sagte sie schließlich.

Anders nickte und meinte, dass hohes Fieber bei Kindern nicht dasselbe war wie bei Erwachsenen, aber dass er trotzdem jederzeit für Maria erreichbar sein musste.

Also wie immer, dachte Charlie.

»Hast du etwas herausgefunden?«, fragte Anders, als sie im Wagen saßen.

»Ja, er hat gesagt, er hätte gehört, dass Annabelle einen neuen Freund hat. Jonas Landell hat ihm an dem betreffenden Abend erzählt, er hätte Annabelle mit einem anderen Typen gesehen. Wir müssen noch einmal mit ihm sprechen. Und mit Rebecka auch«, fügte sie hinzu. »Wenn sich herausstellt, dass Jonas die Wahrheit sagt, dass Annabelle wirklich jemanden kennengelernt hat, dann müssen wir mit Rebecka reden. Wir müssen sie fragen, warum sie uns diese Information vorenthalten hat.«

»Vielleicht weiß sie gar nichts davon.«

»Sie ist ihre beste Freundin«, sagte Charlie. »Natürlich weiß sie davon. Außerdem ist da noch Erik, der Motelbesitzer.«

»Was ist mit ihm?«

»William hat erzählt, er hätte Annabelle bei einer Feier vor einigen Wochen begrapscht. Es gab Streit, und Svante und William haben ihn überzeugend in die Schranken gewiesen.«

»Ich übernehme die Befragungen mit Adnan oder Micke«, beschloss Anders.

»Warum?«

»Weil du so aussiehst, als müsstest du dich ausruhen. Du bist leichenblass. Geht es dir gut?«

»Das ist nur der Kopf«, antwortete Charlie. »Mir ist ein wenig schwindelig.«

Anders sagte, dass er sie beim Motel absetzen würde, damit sie sich hinlegen könne. Charlie protestierte, er müsse es ja nicht gleich übertreiben. Die letzten Tage seien nur etwas anstrengend gewesen.

»Das verstehe ich.« Anders musterte sie. »Es muss ein komisches Gefühl sein, nach so langer Zeit wieder hier zu sein. Da kommen sicher viele Erinnerungen hoch?«

Charlie nickte.

»Vermisst du sie?«

»Wen?«, fragte Charlie, obwohl sie genau wusste, wen er meinte.

»Deine Mutter?«

»Ja. Ich vermisse sie sehr.«

»Du kannst gern weinen«, sagte Anders und legte ihr eine Hand auf den Arm, zog sie allerdings schnell wieder weg.

»Ich weiß«, erwiderte Charlie, »es ist nur ...«

»Was?«

»Es hilft nicht.«

Eine andere Zeit

Alice und Rosa spazieren an der alten Mühle auf dem Hügel vorbei. Groß, rot und mächtig wirft sie ihren langen Schatten auf die kleineren, scheunenähnlichen Gebäude an der Straße. Rosa macht am liebsten einen Bogen um den Gutshof, aber wenn sie baden wollen, müssen sie daran vorbei.

Benjamin sitzt mit seinem Bruder im Gras auf einer Decke. Er ist eine Klasse über ihnen. Rosa nennt ihn Vollidiot. Sie hasst ihn. Warum? Sie sagt, weil er ... albern ist, ein Idiot. Sie mag keine Idioten.

»Was glotzt du so, Vollidiot?«, schreit sie Benjamin an. Als er nicht antwortet, geht sie zu ihm und fragt, was er da liest.

»Nichts«, sagt Benjamin und klappt das Buch zu.

»Was hast du da um den Hals? Eine Kette?«

»Nein, das ist ein Monatsstein mit einer echten Perle.«

»Für mich sieht das aus wie eine Halskette.«

»Kette«, wiederholt John-John und fasst sich an den Hals, um den er eine ähnliche Kette wie sein Bruder trägt.

Rosa schüttelt den Kopf. Jungs mit Halsketten. Und was sollen überhaupt diese Monatssteine sein, davon hat sie ja noch nie gehört.

»Die haben wir von Papa bekommen«, erklärt Benjamin. »Das sind echte Perlen.«

»Das sind echte Perlen«, äfft Rosa ihn nach und sagt dann zu Alice: »Ich begreife nicht, wie man für kleine Kinder echte Perlen kaufen kann. Du etwa, Alice?«

Alice schüttelt den Kopf, denn sie versteht schon nicht, warum man überhaupt echte Perlen kauft.

Benjamin steht auf und sagt, dass er kein kleines Kind ist, sondern älter als die beiden Mädchen. Rosa erwidert, dass sie John-John gemeint hat.

Da tritt Benjamins Mutter auf die Treppe und schreit, dass sie sofort ihr

Grundstück verlassen sollen.

Rosa deutet auf die Erde und sagt, dass sie sich außerhalb der Grundstücksgrenze befinden, doch das ist Benjamins Mutter egal, und außerdem gehört ihnen auch der Grund außerhalb des Zauns, der ganze Weg bis hinunter zum See. Und Rosa soll sich so weit wie möglich von ihnen fernhalten.

Rosa steht wie versteinert da und starrt die Mutter des Vollidioten an. Alice ist es unangenehm, wie sich ihre Freundin verhält. Sie packt Rosa am Arm und versucht vergeblich, sie mit sich zu ziehen.

»Vielleicht sollte ich auch meine Mutter holen«, ruft Rosa wütend, worauf Benjamins Mutter entgegnet, dass das Fräulein Manner sicher daheim auf dem Rücken liegt und arbeitet und deshalb nicht kommen kann.

»Was wollen Sie damit sagen?«, ruft Rosa aufgebracht. »Was zur Hölle meinen Sie damit?«

»Du weißt ganz genau, was ich meine. Alle wissen doch, womit deine Mutter ihr Geld verdient. Sie könnte genauso gut ein Schild am Haus anbringen.«

»Hat Ihnen das Ihr Mann erzählt?«, fragt Rosa eisig.

Sie hat kaum den Satz zu Ende gebracht, als Benjamins Mutter auf sie zuschießt und ihr eine Ohrfeige verpasst.

»Weinst du?«, fragt Alice, als sie unten am Wasser sind. »Bist du traurig?«

Rosa schüttelt den Kopf. Sie scheint gar nicht zu merken, dass sie weint. Alice setzt sich neben sie.

»Kümmer dich nicht um diese Familie«, sagt sie. »Die reden doch nur Mist.«

Rosa schweigt und kratzt sich so fest an einem Mückenstich am Schienbein, dass dieser zu bluten beginnt. Dann dreht sie sich zu Alice und sagt, dass sie froh ist, dass sie beste Freundinnen sind, dass alles leichter ist, seit sie eine Schwester hat, dass sie einander gerettet haben.

Kapitel siebenundzwanzig

Charlie ging nach oben auf ihr Zimmer. Anders hatte recht, sie musste sich wirklich ausruhen. Sie legte sich aufs Bett, nahm ihr Handy und recherchierte Edgar Allan Poes Gedicht »Annabel Lee«.

Laut Wikipedia war es das letzte, das er geschrieben hatte. Das Motiv, der Tod einer hübschen jungen Frau, kehrte häufig in seinem Werk wieder.

Sie rief das Bild auf, das sie von der Wand im Dorfladen gemacht hatte. Die Schrift war ungelentk. Wer hatte die Zeilen geschrieben? Annabelle selbst?

Charlie scrollte weiter bis zu dem Bild der Telefonnummer an derselben Wand, die man anrufen sollte, wenn man vögeln wollte. Ohne nachzudenken, wählte sie sie. Es läutete dreimal, dann meldete sich eine Mädchenstimme mit »Hallo«.

Charlie erkannte die Stimme, konnte sie aber nicht zuordnen. »Mit wem spreche ich bitte?«, fragte sie.

»Mit Sara. Wer ist denn da?«

»Hier spricht die Polizei, Charlie.«

»Was wollen Sie?«

Charlie hörte den beunruhigten Unterton.

»Ich ... wollte nur mal nachfragen, wie es dir geht.«

»Gut. Danke, dass Sie mich gestern heimgefahren haben.«

»Keine Ursache.« Schweigen. Charlie wusste nicht, was sie noch sagen sollte. Ein Mann rief etwas im Hintergrund.

»Ich muss auflegen«, sagte Sara. »Bis bald vielleicht.«

Als Charlie aufwachte, brauchte sie mehrere Sekunden, um sich zu orientieren. Wie lange hatte sie geschlafen? Der Raum schwankte, als sie aufstand. Sie blickte auf ihr Handy und atmete auf, als sie sah, dass nur eine Stunde vergangen war. Sie rief Anders an.

»Wie geht es voran?«, fragte sie.

»Wir haben mit Jonas gesprochen. Er hat Williams Angaben bestätigt, dass Annabelle einen anderen kennengelernt hat.«

»Wen?«

»Das wissen wir immer noch nicht. Jonas hat sie mit jemandem zusammen gesehen, als er auf dem See war, aber aus weiter Entfernung. Er hat den Typen nicht erkannt. Sie waren auf einer Insel, Guldö oder so.«

»Gullö«, verbesserte ihn Charlie.

»Genau, so hieß sie. Annabelle hat er an ihren Haaren erkannt. Über den Mann konnte er nur sagen, dass er älter war, zumindest war das sein Eindruck.«

»Hat er Annabelle nicht gefragt, wer das war?«

»Doch, aber sie hat darauf geantwortet, dass er sich getäuscht haben muss, weil sie nicht auf der Insel gewesen wäre.«

»Und Erik?«

»Er sagt, dass der Alkohol schuld war, dass er Annabelles Signale wohl falsch interpretiert hat. Laut ihm war es keine große Sache.«

»Hat er ein Alibi für den Abend, an dem sie verschwunden ist?«

»Ja, er hat bis Mitternacht gearbeitet, und seine Frau hat bestätigt, dass er zwanzig Minuten später daheim war.«

»Na ja, was man so Arbeit nennt«, meinte Charlie. »Und seine Frau? Kann sie sich in der Zeit geirrt haben?«

»Sie sagt, sie sei sich sicher, da sie einen leichten Schlaf hat. Sie ist aufgewacht, als er nach Hause kam, und da war es zwanzig nach zwölf. In dem kurzen Zeitraum hätte er nichts tun können.«

»Aber sie ist seine Frau«, wandte Charlie ein. »Vergiss das nicht.«

Jener Tag

Endlich war der Unterricht zu Ende. Wie hatte sie die Stunden nur überstanden? Annabelle nahm eine Abkürzung über die Wiese und dachte an ein paar Zeilen, die sie gerade erst in *Jane Eyre* gelesen hatte:

Die Vernunft sitzt fest im Sattel, die Zügel in der Hand, und duldet nicht, dass die Gefühle ausbrechen und mit ihr in wilde Schluchten rasen.

Es war zu spät, stellte sie fest. Die Gefühle hatten bereits alles mit sich gerissen. Sie war auf dem Weg in die wilden Schluchten. Doch heute Abend wollte sie an etwas anderes denken. Sie bereute, dass sie Rebecka versprochen hatte, sie einzuweihen, weil sie am liebsten einfach alles vergessen hätte.

Sie war schon fast zu Hause, als ihr einfiel, dass sie sich um Alkohol kümmern musste. Rebecka würde sauer auf sie sein, wenn sie mit leeren Händen käme. Kurz überlegte sie, ob sie Svante anrufen und sich entschuldigen sollte. Er würde sofort kommen, und sie müsste sich keine andere Lösung überlegen. Sie blieb stehen, holte ihr Handy hervor und suchte Svantes Nummer, wählte sie jedoch nicht. Das war es nicht wert, beschloss sie.

Sie drehte um und ging wieder Richtung Ortschaft. Geld hatte sie keins, aber ihr würde schon eine Lösung einfallen.

Das war ihr erster Besuch im Dorfladen nach ihrem Treffen mit ihm dort. Sie bereute, dass sie ihn mit dorthin genommen hatte, denn jetzt würde sie dort auch alles an ihn erinnern. Warum hatten sie sich nicht wie sonst draußen getroffen? Weil das seiner Meinung nach zu riskant und es nur eine Frage der Zeit war, bis man sie entdecken würde. Nach dem Zwischenfall bei ihm daheim war er vorsichtiger geworden. Die letzten Male hatte er sie mit dem Auto abgeholt, sie waren über verschlungene

Waldwege gefahren, bis er irgendwann angehalten und die Sitze nach hinten geklappt hatte. Doch einmal hatte sie ihn mit in den alten Dorfladen genommen, an einem Nachmittag unter der Woche, weil sie sicher war, dass niemand sie stören würde. Er war noch nie dort gewesen.

Als sie die Tür öffnete, hatte er gezögert. Es war nicht richtig, sagte er, einfach in ein fremdes Haus zu gehen. Annabelle hatte ihm noch einmal erklärt, dass der Dorfladen niemandem gehörte und es auch niemand der Polizei melden würde, wenn sie hineingingen.

Am Fuß der Treppe blieb er stehen und las die Kritzeleien an der Wand. Er wollte etwas Schönes hinzufügen, als Gegengewicht zu den Hakenkreuzen und obszönen Beschimpfungen.

Sie gab ihm einen Stift aus ihrer Tasche. Schreib was, sagte sie. Schreib ein Gedicht für mich.

Er nahm den Stift und begann zu schreiben. Erst als er fertig war, durfte sie es lesen. Gefiel es ihr?

Annabelle hatte geantwortet, dass es ihr nicht gefiel, weil sie wusste, wie das Gedicht endete. Sie mochte keine tragischen Ausgänge.

Kapitel achtundzwanzig

Alle Polizisten waren auf dem Revier versammelt und niedergeschlagener Stimmung. Sie besprachen die neuen Erkenntnisse über den unbekanntem Mann, Annabelles potenziellen Liebhaber. Charlie sagte, seine Identifikation habe höchste Priorität. Sie wollte eine Liste aller Männer, mit denen Annabelle überhaupt je Kontakt hatte. Alle Bekannten der Familie, die Väter von Freunden und Freundinnen, Lehrer ... ja, einfach alle. Und sei es, um sie auszuschließen. Micke unterbrach sie und sagte, dass sie das bereits getan hätten. Sie hatten mit beinahe allen in Annabelles Umgebung gesprochen. Charlie entgegnete, dass sie den Kreis erweitern und gleichzeitig mehr in der Tiefe bohren mussten bei den Menschen im direkten Umfeld des Mädchens. Und die Alibis mussten noch einmal überprüft werden. Sie wusste nicht, wie sie weitersprechen sollte, ohne zu viel über sich zu verraten oder jemandem zu nahezutreten. Micke reagierte sofort.

»Willst du damit sagen, dass die Alibis hier nicht so zuverlässig sind wie an anderen Orten?«

»Ich meine, dass das hier eine sehr kleine Stadt ist, in der viele eng miteinander verbunden sind.«

Charlie konnte ein Augenrollen zu Anders nicht unterdrücken, bevor sie weitersprach.

»Vergesst nicht zu überprüfen, ob jemand ein zweites Telefon mit Prepaid-Karte hat. Habt ihr noch einmal mit Rebecka gesprochen?«

»Bisher haben wir sie nicht erreicht, aber ich rufe sie gleich noch mal an«, sagte Adnan.

»Gut, und sag, dass es wichtig ist, dass sie uns wirklich alles erzählen muss, was sie weiß.«

»Charlie«, schaltete sich Micke ein. »Das weiß er. Wir sind hier nicht total zurückgeblieben.«

»Und frag sie, ob sie diese Handschrift kennt«, fuhr Charlie fort, ohne sich um Mickes Einwand zu kümmern. Sie hielt ihr Handy hoch und zeigte ihnen das Bild von dem Gedicht, bevor sie es an Adnan weiterleitete.

Micke fragte, worum es sich handelte, und Charlie erzählte ihm, dass sie es an einer Wand im alten Dorfladen gefunden hatte.

»Ich dachte, für so etwas seien die Techniker zuständig«, meinte er.

»Dann haben sie ihre Arbeit nicht gut gemacht.«

»Und was wirst du jetzt tun?«

»Anders und ich fahren zu den Eltern.«

»Hältst du das für eine gute Idee?«, fragte Olof. »Ich meine, Nora ist völlig durch den Wind ... Ich weiß nicht, was es bringen soll, in dieser Situation zu ihr zu fahren.«

»Der Besuch gestern war sehr kurz. Irgendwas geht in dieser Familie vor ... Ich kann es nicht richtig in Worte fassen. Außerdem will ich mich ein wenig in Annabelles Zimmer umsehen.«

»Wir haben es durchsucht«, sagte Olof. »Kein Tagebuch oder andere Hinweise darauf, was passiert ist.«

»Ich weiß, aber ich würde es mir trotzdem gern selbst ansehen«, antwortete Charlie. »Anders und ich fahren hin, danach sprechen wir mit ihren Lehrern in der Schule. Micke, ruf bitte bei der Rektorin an und melde uns an.«

Fredrik Roos empfing sie in denselben Kleidern wie am Vortag. Charlie schickte rasch voraus, dass sie noch nichts gefunden hatten, sich aber gerne Annabelles Zimmer anschauen und noch ein wenig unterhalten würden.

Dieses Mal bot ihnen Fredrik keinen Kaffee an. Er führte sie in die Küche und fragte, was sie wollten.

»Das Verhältnis zwischen Nora und Annabelle und Noras etwas überbehütende Art ... Wissen Sie, was der Grund dafür sein könnte?«

Fredrik sah die beiden Polizisten an und erwiderte, dass er es nicht wüsste. Seine Frau war immer schon so gewesen, das hatte er ja bereits erzählt. Worauf wollten sie hinaus?

»Wir wollen nur wissen, ob Nora einen besonderen Grund hat zu glauben, dass jemand Annabelle etwas antun will.«

»Nein«, antwortete Fredrik. »Das hätte sie mir erzählt. Manche Menschen sind wahrscheinlich einfach ängstlicher und besorgter als andere.«

»Dann belassen wir es dabei«, sagte Charlie und stand auf. »Dürfen wir uns nun ein wenig in Annabelles Zimmer umsehen?«

Fredrik bat sie, leise zu sein, da Nora sich im Schlafzimmer ausruhte.

Auf der Treppe begegneten sie Pfarrer Hannes, der Jeans, Hemd und den Priesterkragen trug.

»Sie schläft«, sagte er und deutete nach oben. »Ich habe eine Weile bei ihr gesessen und wollte mir gerade einen Kaffee holen. Wenn sie aufwacht, möchte ich gern bei ihr sein, aber es wäre gut, wenn sie jetzt eine Weile schlafen könnte.«

»Wir werden leise sein«, versicherte Charlie.

Annabelles Zimmer war ganz in Rosa eingerichtet wie bei einem kleinen Mädchen. Über dem Bett hing ein weißer Stoffhimmel, auf dem Bettüberwurf saßen Puppen und Stofftiere säuberlich aufgereiht zwischen Kissen mit Spitzenbezügen. An der anderen Wand stand ein Schreibtisch, über dem eine Pinnwand mit Fotos hing. Charlie beugte sich vor, um besser sehen zu können. Die in die Sonne blinzelnde Annabelle auf einem Pferd. Annabelle, breit grinsend, mit großer Zahnlücke im Oberkiefer. Fredrik am Strand mit einer rundlichen, kleinen Annabelle, die gerade ein Eis aß. Auf den aktuelleren Bildern ein hübsches Mädchen mit rötlichen Haaren, die Arme um ebenso hübsche Freundinnen gelegt.

Charlie ging zum Bücherregal und las die Buchrücken: *Die Tribute von Panem*, *Zirkel*, *Alice im Wunderland*. Auf den oberen Regalen: *Wer die Nachtigall stört*, *Schuld und Sühne*, *Der Fremde*. Das Mädchen ist wirklich eine leidenschaftliche Leserin, dachte Charlie.

»Ist es nicht seltsam«, sagte sie, »dass jemand, der so viel liest, nicht selbst schreibt?«

Nein, das fand Anders nicht seltsam. Das eine führt nicht zwangsläufig zum anderen, meinte er.

»Oft tut es das aber.«

»Vielleicht hat sie einfach ein gutes Versteck. Oder sie schreibt alles in

ihr Handy.«

Charlie öffnete den Kleiderschrank. Einige Ketten an einem Haken an der Türinnenseite rasselten.

»Sie scheint einen mutigen Geschmack zu haben«, meinte Anders, als er die bunt gemusterten Kleider in allen möglichen Farben sah. Charlie sagte nichts und sah sich die Kleider eins nach dem anderen an. Sie würde Annabelles Geschmack nicht mutig nennen, sondern ... originell.

Anders durchsuchte die Schreibtischschubladen, in denen die üblichen Dinge lagen: Stifte, Radiergummi, ein Matheheft mit quadratischen Gleichungen.

Im Nachttisch fand sie eine Packung Ibuprofen und Kaugummi. Charlie kniete sich auf den Boden, hob die Matratze an und blickte darunter. Nichts.

Plötzlich stand Fredrik in der Zimmertür, einige Bücher in den Händen.

»Wie geht es voran?«, fragte er. »Haben Sie etwas Wichtiges gefunden?«

»Uns ist vor allem wichtig, uns ein genaueres Bild von Annabelle zu machen«, erwiderte Charlie.

»Könnten Sie mir vielleicht einen Gefallen tun?«

»Natürlich«, sagte Charlie.

»Ich dachte nur ... Also, wenn Sie die hier zurückbringen könnten, wäre das sehr nett.« Fredrik ging zum Schreibtisch und legte die Bücher dort ab.

»Nora und ich schaffen es einfach nicht, in die Stadt zu fahren.«

»Ich bin mir sicher, dass die Bibliothek Verständnis hat, wenn die Bücher etwas zu spät zurückgegeben werden«, sagte Anders.

»Wir bringen sie zurück«, versicherte Charlie. »Kein Problem. Wir wohnen ja im Motel, und von da ist es nicht weit zur Bibliothek.«

»Mir ist das mit dem Lesekreis noch eingefallen«, sagte Fredrik. »Wenn ich mich recht erinnere, wollte Annabelle in der Schule so etwas gründen, aber ich weiß nicht, ob sie es getan hat. Es ist sicher nicht leicht, dafür Mitglieder zu gewinnen.«

»Wir fragen in der Schule nach, ob dort jemand etwas weiß«, erwiderte Charlie. Als sie das Zimmer verließen, nahm sie die Bücher mit.

Die Tür zum Elternschlafzimmer war angelehnt, und sie hörten Nora

weinen. »Mein kleines Mädchen«, sagte sie schluchzend, »mein geliebtes kleines Mädchen.« Dann Hannes' Stimme: »Wir alle beten für sie, Nora. Deine Tochter ist ... sie ist ein ganz besonderes Mädchen.«

»Hol mir bitte noch etwas Wasser«, sagte Nora. »Ich brauche mehr Wasser und etwas, um schlafen zu können. Ich will nicht mehr wach sein.«

Hannes trat in dem Moment auf den Flur, als die beiden Polizisten die Treppe hinuntergehen wollten.

»Wie geht es ihr?«, fragte Charlie. »Wie hält sie sich?«

»Schlecht«, antwortete Hannes, »sehr schlecht.« Er wandte sich an Fredrik, der bei den Polizisten stand. »Sie möchte mehr Tabletten.«

»Sie liegen in der Küche, ich zeige es dir.«

»Dürfte ich kurz auf die Toilette?«, fragte Charlie. Fredrik nickte und deutete auf eine Tür auf der anderen Flurseite.

Als die anderen ins Untergeschoss gegangen waren, ging Charlie direkt zu Nora. Diese saß halb im Bett, das Gesicht gerötet und verweint, die Haare zerzaust. Sie reagierte nicht, als Charlie ins Zimmer kam.

»Frau Roos, ich müsste kurz mit Ihnen reden«, sagte Charlie und ging zum Bett. »Wissen Sie etwas über Annabelle, das Sie uns noch nicht erzählt haben?«

Nora schüttelte den Kopf.

»Man hat mir gesagt, dass Sie sich große Sorgen um sie machen. Gibt es dafür einen besonderen Grund?«

Keine Antwort. Charlie überlegte gerade, wie sie die Frage anders formulieren könnte, als Nora sich räusperte.

»Die Welt ist schlecht.«

»Wie meinen Sie das?«

»Das ist der Grund. Weshalb ich sie schützen will.«

»Denken Sie da an etwas Spezielles? Hat jemand Sie und Ihre Familie bedroht?«

Nora schüttelte den Kopf. Die Welt war einfach böse. Die Welt und die Menschen. Das war alles.

»Was hat Nora gesagt?«, fragte Anders, als sie im Wagen saßen. »Ich gehe davon aus, dass du nicht auf der Toilette warst.«

»Die Welt ist böse, ebenso die Menschen, und dass sie ihre Tochter davor schützen will.«

»Denkt sie dabei an etwas Spezielles?«

»Zumindest hat sie nichts gesagt. Die Kommunikation mit ihr ist nicht gerade einfach.«

»Auf jeden Fall gut, dass du es versucht hast.«

»Was hältst du von dem Pfarrer?«, fragte Charlie. »Könnte er der Liebhaber sein?«

»Der Pfarrer?« Anders sah sie von der Seite an.

»Ja, er ist ja nicht nur Geistlicher, sondern auch ein Mensch.«

»Da hätte er aber ganz schön viel zu verlieren, oder?«

»Genau das meine ich. Ich habe das Gefühl, dass er mehr weiß, als er bisher zugegeben hat. Wir müssen noch einmal mit ihm sprechen.«

Kapitel neunundzwanzig

Gullspångs Schulzentrum war in einem großen orangefarbenen Ziegelbau mit diversen Ausbauten und Nebengebäuden untergebracht. Charlie war auch auf diese Schule gegangen, war aber vor ihrem Abschluss nach Stockholm gezogen. Die Schule. Sie war eines dieser ungewöhnlichen Kinder gewesen, die die Schule geliebt hatten. Es hatte mit einer Grundschullehrerin mit warmen Knien und sanfter Stimme begonnen und war mit einem Lehrer weitergegangen, der sie zum Lesen ermuntert und ihr Matheübungen für die höheren Klassen gegeben hatte. Es spielte keine Rolle, dass Betty grundsätzlich die vierteljährlichen Lehrergespräche und die Elternabende vergaß, dass sie ihrer Tochter nie bei den Hausaufgaben half, Charlie war trotz alledem gut zurechtgekommen. *Sehr ehrgeizig*, hatte eine Lehrerin in der siebten Klasse sie genannt. *Außer dir selbst kann dich keiner aufhalten*, hatte sie noch hinzugefügt. Das stimmt nicht, dachte Charlie jetzt, es gab mehr Dinge, die sie aufhalten konnten, als das, was sie unter Kontrolle hatte. Sie dachte an Betty und Mattias, die sie oft unter der Woche nachts wach gehalten hatten. Wenn Betty nicht auf dem Klavier klimperte, spielte Mattias Gitarre. *Spiel was für mich, Liebling. Du bist der erste Mensch mit absolutem Gehör, den ich kenne*.

Der Geruch nach Fossilien, Steinen und Büchern schlug ihnen entgegen, als sie die schweren Doppeltüren des Gymnasiumtraktes aufstießen. Der Unterricht war zu Ende, die Gänge lagen still und verlassen da.

Die Direktorin empfing sie in ihrem Büro und erzählte, wie erschüttert alle Schüler waren. Im kleinen Gullspång kannte man so etwas einfach nicht. Verschwundene Kinder wurden immer gefunden, und alle kannten sich und ...

»Können Sie uns etwas über Annabelle sagen?«, fragte Anders rasch.

»Ich habe der Polizei bereits gesagt, dass Annabelle unsere beste Schülerin ist. Sie hat zwar in letzter Zeit einige Stunden geschwänzt und

kam öfter zu spät, aber sonst gibt es kaum etwas über sie zu sagen.«

»Das Schwänzen und Zuspätkommen«, fragte Charlie, »das kam erst in letzter Zeit vor?«

»Ich glaube schon, aber ich kann noch etwas weiter im System zurückblättern, wenn Sie wollen.«

»Wir brauchen darüber hinaus noch eine Liste all ihrer Lehrer«, bat Charlie.

»Natürlich.« Die Direktorin setzte sich an ihren Rechner und seufzte über das langsame Intranet der Schule. »Die Lehreramen sind abgekürzt, ich schreibe Ihnen die vollen Namen dahinter.« Sie drehte sich um, nahm ein Blatt Papier aus dem Drucker und begann zu schreiben. Charlie bat sie, das Alter hinzuzufügen. Die Direktorin blickte auf und sagte, dass sie dafür in den Arbeitsverträgen nachschauen musste.

»Dann tun Sie das bitte«, sagte Charlie. »Annabelles Vater hat etwas von einem Lesekreis erzählt, den sie gründen wollte. Wissen Sie darüber etwas?«

»Nein«, antwortete die Direktorin. »Aber fragen Sie doch mal unseren Bibliothekar, der müsste das wissen. Die Bibliothek liegt am anderen Ende des Flures. Ich glaube, er ist noch da. Wenn der Drucker nicht wieder streikt, bringe ich Ihnen gleich die Liste.«

Als sie zur Bibliothek gingen, bekam Anders eine SMS, und Charlie fiel ein, dass sie völlig seinen kranken Sohn vergessen hatte.

»War das Maria?«, fragte sie. »Geht es dem Kleinen besser?«

Anders nickte.

Die Bibliothek war leer, als sie eintraten. Charlie ging zum Ausleihtresen und drückte auf die kleine Klingel, die dort stand. Ein Mann kam mit einem Papierstapel unter dem Arm aus einem angrenzenden Zimmer.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte er.

Charlie betrachtete sein gut sitzendes hellblaues Hemd. Er sah ganz anders aus, als sie ihn sich vorgestellt hatte. Sie kannte nur Schulbibliothekarinnen mittleren Alters in bunten Kleidern mit großen Taschen und einige wenige magere männliche Exemplare mit schmalen Händen und Lesebrille. Der Mann vor ihnen war extrem gut gebaut und

etwa Mitte dreißig. Sein Handschlag war fest und selbstbewusst, als er sich ihnen als Isak Sander vorstellte.

»Könnten wir kurz mit Ihnen sprechen?«, fragte Charlie.

»Natürlich«, antwortete Isak. »Gehen wir in mein Büro, dort gibt es Stühle.« Er führte sie in einen Raum hinter der Ausleihtheke. Auf seinem Schreibtisch stand ein gerahmtes Bild, das vier blonde, fröhlich lachende Jungen zeigte.

Hier steckt er also, dachte Charlie. Susannes abwesender Ehemann. Sie hatte sich vorgestellt, dass er in irgendeinem Büro arbeitete, dabei war er Bibliothekar.

»Ich weiß nicht, wie ich Ihnen weiterhelfen kann«, sagte Isak. »Aber ich hoffe wirklich, dass Sie sie bald finden. Die ganze Stadt ist erschüttert von ihrem Verschwinden.«

»Wie gut kennen Sie Annabelle?«, fragte Charlie.

»Kennen? Sie ist Schülerin dieser Schule, eine der eifrigsten Bibliotheksnutzer, aber ich würde nicht sagen, dass ich sie kenne. Wir haben ab und zu über Bücher gesprochen, für den Lesekreis, den sie gegründet hat.«

»Den Lesekreis gibt es also tatsächlich?«, fragte Charlie.

»Ja«, erwiderte Isak.

»Wissen Sie, wer die anderen Teilnehmer waren?«

»Rebecka Gahm, William Stark und einige andere Mädchen. Manchmal war auch der Junge dabei, der im Motel arbeitet, Jonas.«

»Jonas Landell?«

»Ja, wenn er so heißt.«

»Der Lesekreis war also nicht nur für Schüler der Schule?«

»Nein«, antwortete Isak. »Ich sehe keinen Grund, jemanden auszuschließen, der über Bücher reden will, weil er nicht mehr auf unsere Schule geht.«

»So habe ich das nicht gemeint«, erklärte Charlie. »Aber es ist schon etwas ungewöhnlich, dass ein junger Mann, der die Schule beendet hat, dort einem Lesekreis beitrifft.«

»Es soll tatsächlich Jungen geben, die sich für Literatur interessieren«, erwiderte Isak und lächelte.

Natürlich, dachte Charlie. Aber noch wahrscheinlicher ist es, dass er sich für ein Mädchen in dem Lesekreis interessiert.

Die Glocke an der Ausleihtheke ertönte. Es war die Direktorin. Isak bat sie zu ihnen ins Büro.

»Hier ist die Liste mit den Namen und Geburtsdaten«, sagte sie. »Es sind nicht nur die Lehrer, sondern alle Mitarbeiter der Schule aufgeführt. Auch du, Isak.« Sie lächelte. »Sie und die Hausmeister, das Putzpersonal, einfach alle. Die eingekreisten sind Annabelles Lehrer«, erklärte sie, als sie Charlie die Ausdrucke reichte. »Und hier sind die Abwesenheitszeiten von Annabelle. In den letzten fünf Wochen hat es etwas zugenommen, was aber nicht ungewöhnlich ist, da im Frühjahr viele keine Lust mehr auf die Schule haben.«

Charlie bedankte sich und stand auf. »Wir melden uns, falls wir noch einmal mit Ihnen sprechen müssen«, sagte sie. »Und wenn Ihnen zu Annabelle noch etwas einfällt, egal was, rufen Sie uns bitte sofort an.«

Auf dem Weg zum Parkplatz las Charlie die Namen der Mitarbeiter. Annabelle hatte bei drei Männern Unterricht, von denen zwei schon fast im Rentenalter waren und einer in den Vierzigern. Sie überflog die Namen der Hausmeister und der übrigen Angestellten.

»Warte doch, bis wir im Auto sind«, sagte Anders, als sie stolperte.

Als sie im Wagen saßen, holte Charlie einen Stift aus der Tasche und markierte alle Personen, mit denen sie zuerst sprechen sollten.

»Der Schwedischlehrer Kalle ist am interessantesten«, meinte sie. »Er ist der jüngste von Annabelles männlichen Lehrern und unterrichtet das Fach, das sie am meisten interessiert.« Charlie nahm ihr Handy, rief Adnan an und bat ihn, Kalle sofort zu kontaktieren und einen Gesprächstermin zu vereinbaren.

»Was hältst du von dem Bibliothekar?«, fragte Anders, als sie vom Schulgelände fuhren. »Er scheint sich für dieselben Dinge zu interessieren wie Annabelle.«

»Ich kenne seine Frau«, antwortete Charlie. »Sie ist meine Jugendfreundin.«

»Okay, aber was hältst du von ihrem Mann?«

»Bisher gar nichts. Ich unterstreiche nur seinen Namen. Jonas Landell ist auffälliger. Was tut er in einem Lesekreis in der Schule?«

»Du hast doch selbst gehört, was der Bibliothekar gesagt hat. Manche Jungen interessieren sich durchaus für Bücher.«

»Du glaubst also nicht, dass er wegen Annabelle dabei ist? Dass er auch in sie verliebt ist?«

»Ich weiß es nicht«, gab Anders zu. »Aber bei seiner Vernehmung stellte sich heraus, dass er sie oft sieht und fast so etwas wie ihr Privatchauffeur ist. Er hat sie oft gefahren.«

»Wohin?«

»Wohin sie wollte, zu Freunden, manchmal hat er sie von der Schule abgeholt, zu Feiern im alten Dorfladen.«

»Aber hat er auch gesagt, was sie für eine Beziehung haben, was er für sie empfindet?«

»Er hat gesagt, dass sie nur Freunde sind. Sie war ja mit William zusammen.«

»Wir müssen ihn trotzdem nach dem Lesekreis fragen.«

Einige Stunden später, als alle im Besprechungsraum auf dem Polizeirevier versammelt waren, erzählte Adnan, dass Rebecka Jonas' Angaben bestätigt hatte. Annabelle hatte sich mit einem Mann getroffen. Rebecka hatte nichts gesagt, weil sie ihrer Freundin Stillschweigen versprochen hatte und um Nora nicht unnötig verrückt zu machen. Sie hatte fest damit gerechnet, dass Annabelle zurückkommen würde, dann hatte sie befürchtet, dass man sie der Lüge beschuldigen würde, wenn sie erst im Nachhinein davon erzählte. Zumal sie ja auch gar nicht wusste, wer der Mann war. Außerdem war es aus zwischen den beiden. Annabelle hatte versprochen, ihr an dem bewussten Abend vor ihrem Verschwinden alles zu erzählen, aber dazu war es nicht gekommen. Rebecka wusste nur, dass er älter war. Annabelle hatte einmal einen Kosenamen gesagt, an den Rebecka sich aber nicht erinnern konnte. Er fing mit R an und klang Englisch.

Micke hatte in der Zwischenzeit mit dem Schwedischlehrer Kalle gesprochen, der keine besondere Beziehung zu Annabelle hatte. Sie war die begabteste Schülerin, die er je gehabt hatte, aber sie standen sich nicht nahe

und hatten sich nie außerhalb der Unterrichtszeit getroffen. Außerdem hatte er ein wasserdichtes Alibi für die betreffende Nacht, da er mit seiner Mutter, die einen Schlaganfall erlitten hatte, in der Notaufnahme gewesen war.

»Reicht das als Alibi?«, fragte Micke an Charlie und Anders gewandt.

»Und was ist mit dem Gedicht?«, fragte Charlie und blickte zu Adnan.

»Sie konnte nicht sagen, wer es an die Wand geschrieben hat«, erklärte Adnan. »Sie hat auch die Handschrift nicht erkannt. Annabelles war es jedenfalls nicht. Warum hängst du dich so an dem Gedicht auf?«

»Das tue ich nicht«, antwortete Charlie. »Aber wer auch immer es geschrieben hat ... dieser Mensch dürfte tiefe Gefühle für Annabelle haben.«

»Warum das?«, fragte Adnan.

»Habt ihr es nicht gelesen?«

»Doch.«

Charlie seufzte und zitierte die zweite Strophe:

*I was a child and she was a child,
In this kingdom by the sea,
But we loved with a love that was more than love –
I and my Annabel Lee –
With a love that the winged seraphs of Heaven
Coveted her and me.*

Olof, Micke und Adnan sahen sie schweigend an.

»Warum hast du das Gedicht auswendig gelernt?«, fragte Adnan schließlich.

»Ich kann mir Texte einfach leicht merken. Auf jeden Fall erscheint es mir wichtig herauszufinden, wer es an die Wand geschrieben hat.«

»Ich dachte, wir suchen nach einem älteren Liebhaber«, meinte Micke. »Der dürfte dann aber wohl eher nicht unter den Leuten zu finden sein, die sich im alten Dorfladen herumtreiben?«

»Vielleicht ist es keiner der Jugendlichen«, sagte Charlie. »Vielleicht hat sich Annabelle dort heimlich mit ihrem älteren Liebhaber getroffen.«

»Ich kann nicht ganz folgen.«

»Wieso nicht?«, fragte Charlie. »Was ist eigentlich dein Problem?«

»Was denn?«, erwiderte Micke gespielt überrascht. »Ich sage doch nur, dass ich gerade nicht ganz folgen kann.«

Das wiederum ist nicht mein Problem, dachte Charlie genervt.

»Das klingt jedenfalls nicht nach einem älteren Mann, der das geschrieben hat«, fuhr Micke fort. »Ich meine die Stelle am Anfang, dass sie Kinder waren.«

»Das sollten wir sicher nicht wortwörtlich nehmen.« Charlie konnte sich nur mühsam beherrschen.

»Dann sollten wir uns sicher auch nicht so viel mit ein paar Worten an einer Wand beschäftigen.« Micke funkelte Charlie wütend an.

»Wie lief es in der Schule?«, schaltete sich Olof ein. »Habt ihr etwas Neues herausgefunden?«

»Annabelle hat öfter geschwänzt, außerdem haben wir eine Liste mit allen Lehrern und anderen männlichen Angestellten bekommen.« Charlie legte die Blätter auf den Tisch. »Ich habe alle markiert, mit denen wir reden müssen. Den Schwedischlehrer können wir streichen, aber einige andere fehlen uns noch. Wir müssen auch herausfinden, ob einer von ihnen ein Prepaid-Handy hat. Außerdem haben wir erfahren, dass Annabelle einen Lesekreis in der Schule gegründet hat, an dem sowohl William Stark als auch Jonas Landell teilnehmen. Ich glaube, wir müssen Jonas noch einmal zu seiner Beziehung zu Annabelle befragen. Könntest du das übernehmen?« Sie wandte sich an Adnan.

»Natürlich, ich spreche gleich mit ihm.«

»Hast du übrigens jemanden auftreiben können, der sich um die Schildkröte kümmert?«

»Ja, sie ist in guten Händen. Aber es besteht das Risiko, dass sie durch das Zigarettenwasser dauerhaften Schaden davongetragen hat«, sagte Adnan ernst.

Eine andere Zeit

»Eines Tages«, sagt Rosa und deutet auf das Haus auf dem Hügel. »Eines Tages werde ich es anzünden.«

Warum?

»Weil es die Sicht auf den See versperrt. Außerdem habe ich es satt, jedes Mal diesen Vollidioten zu sehen, wenn ich zum Baden gehe.«

Was hat Benjamin ihr denn eigentlich getan?

Er ist ein Feigling, ein Streber, ein Idiot. Rosa wünscht sich fast, dass er tot wäre. Und dann dieses Jammerkind ... John-John, was ist das überhaupt für ein alberner Name? Warum konnte er nicht einfach John heißen?

»Gehen wir baden?«

»Du sollst doch aufpassen«, sagt Alice und deutet auf Rosas Kopf, den ein Verband ziert, seit sie am Tag zuvor aus dem Baumhaus gestürzt ist. Sie soll sich ausruhen, hat der Arzt gesagt, weil sie sich wahrscheinlich auch eine Gehirnerschütterung zugezogen hat. Aber Rosa will nicht daheim sein. Sie sagt, wegen ihrer Mutter, weil die ihre Ruhe haben will.

»Am besten tauchen wir nur die Füße ein«, sagt Alice.

Doch Rosa erwidert, dass es nicht reicht, nur mit den Füßen einzutauchen, wenn es so unglaublich warm ist. Sie steht auf, rennt auf den Steg und taucht in den See. Als Alice am Stegrand ankommt, ist Rosa verschwunden. Selbst als das Wasser wieder glatt ist, kommt Rosa noch nicht zurück an die Oberfläche. Alice' Herz schlägt schneller. Da sieht sie Rosa auf dem Bauch im Wasser treiben, die Arme ausgebreitet, der Verband hat sich gelöst. Alice springt vom Steg. Als sie nur noch einen Schwimmzug von Rosa entfernt ist, dreht diese sich plötzlich um.

»Na, hattest du Angst?«, sagt sie und lacht. »Hast du nicht gemerkt, dass das nur Spaß war?«

Doch Alice lacht nicht. Sie deutet auf Rosas Kopf, an dem die Wunde

unter dem Pflaster wieder zu bluten angefangen hat.

Am Strand wickelt sie ihr Handtuch um Rosas Kopf.

»Du hattest doch nicht wirklich Angst, oder?«, fragt Rosa.

»Doch, hatte ich. Ich habe Angst bekommen, als du so lange unter Wasser warst.«

Rosa antwortet, dass sie das gut kann, lange unter Wasser die Luft anhalten. Sie braucht weniger Luft als andere Menschen.

»Wie fühlt es sich an?«, fragt Alice, als der Behelfsverband fertig ist.

»Gar nicht«, entgegnet Rosa. »Ich merke gar nichts.«

Kapitel dreißig

Sie ließen das Auto beim Polizeirevier stehen und gingen den kurzen Weg zum Motel zu Fuß. Sie wollten ein spätes Abendessen zu sich nehmen und dann schlafen gehen.

»Was tust du?«, fragte Anders, als Charlie stehen blieb und ihre Schuhe auszog.

»Ich will barfuß gehen«, sagte sie. »Als ich klein war, habe ich das immer gemacht, oft auch zur Schule. Ich war ein echtes Barfußkind, wie in Nils Ferlins Gedicht.«

»So langsam verstehe ich dich besser«, meinte Anders. »Du bist ein Hundemensch, ein Barfußkind ...«

Als sie in die Motelbar gingen, kam ihnen Erik entgegen. Er wedelte mit einem Schlüssel, den er Charlie in die Hand drückte.

»Gute Neuigkeiten«, sagte er, »es ist ein Zimmer frei geworden, sodass Sie nun jeder eins für sich haben.«

Charlie sah die Erleichterung auf Anders' Gesicht.

Sie beschlossen, zuerst nach oben zu gehen und das Zimmer zu beziehen und sich dann unten im Restaurant zu treffen.

»Schön, dass sich das geklärt hat, das erspart mir die Scheidung«, sagte Anders, als sie nach oben gingen. »Ich glaube nämlich, dass Maria etwas geahnt hat.«

»Eifersüchtige Menschen ahnen immer etwas.«

»Sie ist nicht eifersüchtig. Sie ist nur etwas ... besorgt.«

Charlie lachte und sagte, dass das eine schöne Umschreibung war.

In ihrem Zimmer warf sie die Reisetasche aufs Bett. Es lag im Stockwerk über der Hochzeitssuite, und an den Wänden hingen keine Bibelzitate über die Kraft der Liebe. Charlie stellte sich ans Fenster und blickte hinaus auf die Wiesen, die Wälder, das Wasser, bis hin zur Kirche. Wo bist du?, dachte sie. Wohin bist du gegangen, Annabelle?

Gab es da draußen jemanden, der es wusste?

Ihr Handy klingelte und riss sie aus ihren Gedanken.

»Ist da die Polizei?« Die Stimme klang tränenerstickt.

»Ja«, antwortete Charlie.

»Ich bin es, Sara, ich muss mit Ihnen reden.«

»Wo bist du?«

»Klein Rhodos ... die Badestelle, meine ich ...«

»Ich weiß, wo das ist«, sagte Charlie. »Ich komme sofort.«

Sie rief Anders an und informierte ihn, dass sie noch etwas erledigen müsse. In einer Stunde im Restaurant?

»Bis dahin bin ich verhungert«, sagte Anders. »Was musst du denn erledigen?«

»Das Mädchen treffen, das ich gestern nach Hause gefahren habe. Sara Larsson.«

»Warum?«

»Weil sie mit mir sprechen will.«

»Ich komme mit.«

»Das ist nicht nötig.«

»Du solltest zu solchen Treffen nicht allein fahren.«

»Ich fahre zu einem verzweifelten Teenager«, erwiderte Charlie, »und bitte versteh mich nicht falsch, aber ich glaube, dass ich hier alleine weiterkomme.«

Die Badestelle Klein Rhodos lag ein paar Kilometer außerhalb von Gullspång. Mit dem richtigen Rhodos hatte sie wenig gemein. Charlie ließ den Blick über die Umkleidekabinen schweifen, den Steg, die Schaukeln, den Grillplatz. Sara war nirgends zu sehen. Erst als sie zum Sprungturm hinaufschaute, sah sie das Mädchen am Rand des höchsten Sprungbrettes sitzen. Charlie kletterte eilig die Stufen des Turmes hinauf. Sara musste sie gehört haben, drehte sich aber nicht um.

»Sara?«, fragte Charlie hinter ihr. »Alles okay bei dir?«

Sara schüttelte den Kopf.

»Darf ich mich setzen?«

Sara rutschte zur Seite, um Charlie Platz zu machen.

»In meiner Erinnerung ist der Turm viel höher«, sagte Charlie.

»Wie?« Sara sah sie an.

»Ich habe früher mal hier gewohnt, aber als ich vierzehn war, bin ich weggezogen.«

»Ich werde auch von hier wegziehen«, antwortete Sara. »Dieser ganze Ort ... ist einfach zum Kotzen.«

»Ist etwas passiert?«

»Ja, das ist es, aber mein Leben wird zur Hölle, wenn ich es Ihnen erzähle.«

»Aber du willst es mir trotzdem sagen«, tastete sich Charlie langsam vor.

»Ja. Schlimmer kann es nicht werden. Mein Leben ist ja jetzt schon eine einzige Hölle.«

Charlie sah hinunter aufs Wasser. Die kleinen Wirbel unter ihnen deuteten darauf hin, dass die Strömung gerade eingesetzt hatte. Sie wollte Sara aufmuntern. Ihr sagen, dass das Leben voller Überraschungen war und nicht nur Schlechtes brachte. Sie wollte sagen, dass es Hilfe gab, dass es besser werden würde, doch sie konnte es nicht.

»Darf ich rauchen?«, fragte Sara.

»Warum solltest du das nicht dürfen?«

»Ich bin dreizehn«, erinnerte Sara sie. »Ich darf nicht einmal Zigaretten kaufen.«

»Stimmt«, sagte Charlie, »aber meinetwegen darfst du gerne eine rauchen.«

Sara lächelte. »Sie sind nicht wie die anderen. Sie sind ... cool.«

Sie nahm eine Packung Zigaretten aus ihrer Tasche. »Selbst gedreht«, erklärte sie, als sie Charlies Blick sah. »Normaler Tabak, nichts anderes.« Sie gab Charlie eine.

Sie rauchten, ohne etwas zu sagen.

»Die Dammschleusen sind offen«, bemerkte Sara schließlich und blickte nach unten aufs Wasser. »Wenn man jetzt hineinspringt, wird man mitgerissen. Weiter draußen gibt es einen Sturzschart. Dort kann man eingesogen werden und taucht nie wieder auf.«

»Was willst du mir erzählen?«, fragte Charlie vorsichtig. »Was willst du loswerden?«

Sara atmete tief ein. »An dem Abend, als Annabelle verschwunden ist, haben wir nicht nur getrunken. Svante hatte auch andere Sachen dabei. Ich glaube, deshalb können wir uns alle an nichts mehr erinnern, die meisten von uns waren völlig weggetreten. Svante hat gesagt, dass ich der Polizei nichts erzählen darf. Er hat gesagt, dass wir es sonst alle bereuen würden und mein Vater seinen Job verliert. Er arbeitet in der Sperrholzfabrik und wäre völlig am Ende, wenn er wieder arbeitslos ist. Beim letzten Mal ...« Sara zündete sich eine neue Zigarette an. »Da dachte ich, er säuft sich zu Tode.«

»Beim letzten Mal?«, fragte Charlie. »Ist das schon öfter passiert?«

Ständig, sagte Sara. Sie bot Charlie noch eine Zigarette an und erzählte, dass ihr Vater seit ihrer Geburt in dieser verfluchten Fabrik arbeitete, aber nie fest eingestellt und zwischendurch immer wieder entlassen worden war. Das hatte was mit irgendwelchen Maschinen zu tun, die einen Teil der Arbeit übernehmen sollten, weshalb sie niemanden mehr fest einstellen wollten.

»Ach, die Maschinen«, sagte Charlie. »Von denen wurde schon geredet, als ich in deinem Alter war. Meine Mutter hat auch dort gearbeitet. Aber was auch geschieht, Svante kann deinen Vater nicht einfach so rauswerfen, das weißt du, oder?«

Sara erwiderte, dass sie das wüsste, aber deswegen hatte sie trotzdem Angst.

»An dem Abend ist etwas Furchtbares passiert«, sagte sie schließlich und warf ihren glühenden Zigarettenstummel ins Wasser. »Ich ... habe alles gefilmt.«

»Was alles?« Charlie drehte sich zu ihr.

»Sehen Sie es sich selbst an.« Sara nahm ihr Handy und rief ein Video auf. »Die Qualität ist nicht die beste, Sie sehen ja, wie das Bild schwankt. Ich hatte total vergessen, dass ich das Video aufgenommen habe. Erst als ich heute meine Bilder durchgesehen habe, habe ich es entdeckt und kapiert, was ich da eigentlich mitgeschnitten habe. Zum Glück hat es wohl niemand gemerkt.« Sie reichte Charlie das Gerät. »Schauen Sie es sich alleine an. Ich ertrage das nicht noch mal.«

Kapitel einunddreißig

Nora war wieder eingeschlafen. Sie atmete so leise, dass Fredrik sich über sie beugen musste, um ihre Atemzüge zu hören. Die Bodenbretter knarrten, als er sich in den Flur und die Treppe hinunterschlich.

Die letzten zwei Nächte hatte er sich mit alten Videofilmen von Annabelle gequält. Er hatte mit den wackligen Aufnahmen von ihrer Geburt begonnen, dem schwarzäugigen, verschrumpelten Wurm auf Noras Brust. Mittlerweile war er bei ihrem ersten Geburtstag angelangt. Annabelle im roten Kleid mit Haarspange. Einige Freunde, zu denen sie keinen Kontakt mehr hatten, saßen am Tisch. Das Gelächter, als Annabelle mit ihren kleinen Fäusten in die Torte fasste. Dann ein Zeitsprung von mehreren Jahren. Annabelle lag im Bett, die Haare über das Kissen ausgebreitet, und lächelte.

Was hast du heute gemacht, mein Schatz? Und das kleine Mädchengesicht leuchtete auf. Süßigkeiten!

Ja, du hast Süßigkeiten bekommen. Haben sie geschmeckt?

Eifriges Nicken.

Aber wir sagen Mama nichts davon.

Nein, Mama sagen wir nichts.

Der Film war zu Ende. Fredrik schenkte sich ein großes Glas Whisky ein, bevor er die nächste Kassette in die Videokamera einlegte, die an den Fernseher angeschlossen war. »Sommer 2004« stand auf der Hülle. Eine Kinderhand in Nahaufnahme erschien auf dem Bildschirm.

Das sieht aus wie ein Vogelauge, Papa. Siehst du, dass meine Hand wie ein Vogel aussieht?

Ja, meine Kleine, das sehe ich. Aber wolltest du nicht baden? Sollte ich dich nicht filmen, wie du vom Steg springst?

Mir ist kalt. Kannst du mich wärmen?

Dann komm her.

Die Kamera schwenkt nach unten in den Sand.

Ich hab dich lieb, Papa.

Fredrik drückte auf die Stopptaste, spulte zurück und ließ den Film wieder laufen. Immer wieder.

Ich hab dich lieb, Papa.

»Komm heim«, flüsterte er, während ihm die Tränen über die Wangen rannen. »Komm bitte endlich heim, mein Schatz.«

Jener Tag

Mama war einkaufen, weshalb Annabelle sich ungestört das blaue Kleid aus ihrem Schrank holen konnte. Sie hatte es an dem Tag angehabt, als sie mit ihm zur Insel Gullö hinausgefahren war. Sie hatte im Bug gesessen und die Hand durchs Wasser gleiten lassen und ihm erzählt, dass der See abgrundtief war. Er hatte gelacht und gesagt, dass das nicht stimmte, dass alles irgendwo endete, einen Boden hatte.

Dann hatten sie das Boot ans Ufer gezogen und eine Decke auf dem trockenen Gras unter den Kiefern ausgebreitet. Er hatte Kekse und Wein mitgebracht. Als sie ein Glas getrunken hatten, wollte er schwimmen gehen.

Sie sagte, dass sie keinen Badeanzug dabei hatte.

Er erwiderte, das sei doch nicht wichtig, er hätte sie doch schon nackt gesehen. Berührt.

Als sie sich auszog, dachte sie, dass es das erste Mal war, dass sie bei Tageslicht vor einem Mann nackt war. Das sonstige Fummeln auf dunklen Toiletten, unter Decken ... Das hier war etwas völlig anderes. Er zog sich ebenfalls aus. Eine Weile standen sie so da, nackt, und betrachteten sich.

»Erste!«, rief sie und rannte los. Er holte sie ein, und sie tauchten gleichzeitig in das kalte Wasser ein.

»Starr mich nicht so an«, sagte sie, als sie auftauchten.

»Du starrst ja noch viel mehr. Wie geht es dir?«, fragte er dann. »Alles in Ordnung?«

»Mir ist furchtbar kalt.«

»Ich wärme dich«, sagte er und nahm ihre Hand. »Komm.« Er führte sie zur Decke, wo sie sich hinlegten.

»Was machst du mit mir?«, flüsterte Annabelle. Die Kälte war wie weggeblasen. »Was machst du?«, wiederholte sie und sah zu den sich im Wind wiegenden Kiefern empor.

»Soll ich aufhören?«, fragte er.

Sie hatte den Kopf geschüttelt, in sein Haar gegriffen und ihn gebeten, weiterzumachen. »Mach weiter.«

Annabelle betrachtete sich im Ganzkörperspiegel, dann warf sie einen Blick auf ihr Handy. Natürlich hatte er sich nicht gemeldet. Na gut, dachte sie. Es war aus. Trotzdem schickte sie ihm ein Bild von dem digitalen Teststäbchen mit den Worten *in der zehnten Woche schwanger*.

Kapitel zweiunddreißig

Olof hatte rasch das Team zusammengetrommelt. Micke trug einen viel zu großen, unmodernen Anzug. Sie hätten ihn von einem Geburtstagsessen weggeholt, erklärte er, als Adnan ihn wegen seiner Kleidung aufzog.

»Charlie hat hier etwas, das ihr euch anschauen müsst«, sagte Olof, »der verdammte Projektor streikt, ihr müsst euch also mit dem Rechner begnügen.«

Sie drängten sich vor den Bildschirm.

»Was sehen wir hier?«, fragte Adnan.

»Einen Videofilm«, erwiderte Charlie. »Aus dem alten Dorfladen, aufgenommen an dem betreffenden Abend.«

»Woher hast du den? Und wer hat gefilmt?«

»Seid still und schaut euch alles an«, sagte Charlie. Ein Bild erschien auf dem Monitor. Die Welt schwankte in der unsicheren Hand des Filmers. Ebba Gröns alter Punksong »Staten och Kapitalet« dröhnte im Hintergrund.

Seite an Seite, gemeinsam sind sie stark. Der Staat und das Kapital, sie sitzen im selben Boot.

Drei Jugendliche auf einem grünen Plüschsofa: William Stark, Svante Linder und Jonas Landell. Sie ließen eine Pfeife zwischen sich hin und her gehen.

»Scheiße, das knallt!«, rief Svante nach einem tiefen Zug. »Saugeiles Zeug!«

Dann ein Schnitt auf die Schildkröte in dem trüben Aquarium.

»Wer filmt?«, fragte Adnan.

»Sara Larsson«, erwiderte Olof. »Svenkas Tochter. Was machst du denn?«, fragte er, als Charlie auf Pause drückte.

»Sara ist Svenkas Tochter?«

»Ja. Warum?«

»Ich habe ihn gestern kurz kennengelernt«, erklärte Charlie und ließ den Film weiterlaufen.

Annabelles Gesicht in Nahaufnahme, das Haar hing ihr in lockigen Strähnen über die Wangen. Die Schminke war verwischt, die Träger ihres Kleides waren über die Schultern gerutscht. Sie tanzte mit geschlossenen Augen, hielt die Arme über den Kopf. Charlie hatte es immer gestört, wenn das Opfer eines Verbrechens schön genannt wurde, doch man konnte die offensichtliche Schönheit des Mädchens nicht ignorieren. Dann ein Schnitt und Schwenk in die Küche, Annabelle am Tisch, das Messer zwischen den Fingern. Weder sie noch die anderen merkten, dass sie danebentraf und Blut von ihrer Hand auf den Tisch tropfte.

»Warum bekommen wir das jetzt erst?«, fragte Micke. »Warum wartet die Kleine so lange, uns das zu zeigen?«

»Sie wusste es nicht mehr«, sagte Charlie. »Sie hat sich nicht daran erinnert, dass sie gefilmt hat. Erst als sie heute die Bilder auf ihrem Handy durchgeschaut hat, ist sie auf das Video gestoßen.«

»Und warum ist sie da nicht gleich zu uns gekommen?«, fragte Micke aufgebracht.

Charlie sah ihn an und sagte, dass sie ihn nicht verstand, das hatte das Mädchen doch getan.

»Darüber sprechen wir später«, sagte Olof. »Wenigstens wissen wir jetzt, dass Annabelle auf jeden Fall bis elf Uhr abends im alten Dorfladen war.« Er deutete auf die Zeitangabe in der Ecke des Bildschirms, 23:06, und drückte auf Pause.

»Das wussten wir aber doch schon«, bemerkte Micke. »Die Frage ist, was danach geschehen ist.«

»Das werde ich euch gleich zeigen«, sagte Olof. »Doch ich muss etwas vorausschicken. Das, was ihr nun seht, bleibt natürlich unter uns. Es mag etwas übertrieben klingen, aber das darf wirklich auf keinen Fall bekannt werden. Haben das alle verstanden?«

Als er den Film wieder startete, schwenkte die Kamera über einen überwucherten Garten. Nebel lag auf dem hohen Gras.

»Das ist hinter dem Dorfladen«, erklärte Olof.

Die Hand, die das Mobiltelefon hielt, war noch unruhiger, aus dem Haus waren Gelächter und Schreie zu hören, die die Musik übertönten.

Charlie wappnete sich für die letzte Sequenz. Sie hatte sich den Film etwa zehn Mal angesehen, bevor sie ihn Anders und Olof gezeigt hatte, doch an diese Art Bilder gewöhnte man sich nie.

Sara stolperte, die Kamera filmte das Gras. *Hallo, wer bist du denn?*

»Mit wem spricht sie?«, fragte Adnan.

»Mit einem Grashüpfer«, antwortete Charlie und deutete auf den Bildschirm.

»Wo siehst du den denn?«, wunderte sich Adnan und kniff die Augen zusammen.

Das Bild wurde schwarz, man hörte Sara fluchen.

»Sie hat das Telefon fallen lassen«, erklärte Charlie. »Es geht gleich weiter.«

Die Welt stand einige Sekunden auf dem Kopf, bis ein blühender Apfelbaum auf dem Bildschirm erschien. An seinem Stamm lag Annabelle. Ihr Kleid war über die hervorstehenden Hüftknochen geschoben, jemand kniete zwischen ihren Beinen, halb abgewandt von der Kamera. Trotz des Abstandes war sein Gesicht deutlich zu erkennen, als er aufblickte.

»Svante Linder!«, rief Micke. »Was zum Teufel!«

Adnan bedeutete ihm, zu schweigen.

Svante beugte sich über Annabelle. Man sah, wie sie sich unter seinen Händen wand, sah seine schwankende Erektion, als er Hose und Unterhose mit einem Ruck nach unten schob, sah, wie er sich in die Hand spuckte und den Speichel grob zwischen Annabelles Beine rieb, um dann in das Mädchen einzudringen. Man sah, wie Annabelle versuchte, ihm zu entkommen, wie Svante ihre Handgelenke über ihrem Kopf festhielt und sie weiter vergewaltigte.

Jener Tag

Annabelles Hände zitterten, als sie das Handy mit dem Display nach unten aufs Bett legte. Sie wollte gar nicht wissen, ob er antwortete. Was sollte er auch schreiben? Und was hatte es für einen Sinn, ihm von dem Kind zu erzählen, wenn sowieso bald alles vorbei war. Oder wäre es das vielleicht nicht?

Sie hatte nie besonderes Interesse für Kinder gehabt, aber jetzt sah sie sich mit einem warmen Bündel Mensch im Arm. Es spielte keine Rolle, dass ihr Verstand ihr sagte, dass das Wahnsinn war, dass ein Kind all ihre Träume zunichtemachen würde. Sie wusste, wie es den Mädchen in ihrem Alter in Gullspång ergangen war, die ein Kind bekommen hatten. Die sitzen gelassen worden waren und ihren Lebensunterhalt in der Fabrik verdienen mussten. Kinder konnten das Leben wirklich erschweren, und das Leben ... war so schon schwer genug. Außerdem war der Fötus sicher geschädigt, so wie sie sich in der letzten Zeit verhalten hatte. Es war ein Wunder, dass in ihr überhaupt etwas leben konnte. Heute Abend würde sie es auf jeden Fall Rebecka erzählen. Ich werde ihr alles sagen, dachte sie, auch, wer der Vater ist. Es gibt keinen Grund mehr, ihn zu schützen.

Kapitel dreiunddreißig

»Ich hoffe, es ist wichtig«, sagte Svante Linder, als er sich im Vernehmungszimmer Charlie gegenüber setzte.

»Ein Mädchen ist verschwunden«, erwiderte Charlie. »Natürlich ist es wichtig.« Sie konnte Svante kaum ansehen, ohne das Bild von ihm über Annabelle vor Augen zu haben, von der Kälte in seinem Gesicht.

»Wie kann ich Ihnen helfen?«, fragte er überheblich und blickte zwischen Charlie und Anders hin und her.

»Wir haben ein Video gesehen, aus der Nacht, in der Annabelle verschwunden ist«, begann Anders.

Saras Eindruck war wohl richtig, dass Svante sie nicht bemerkt hatte, denn er schien nicht zu wissen, worauf sie hinauswollten.

»Aus dem Garten hinter dem alten Dorfladen«, erklärte Charlie. »Jemand hat alles gefilmt.« Sie spürte ein tiefes Gefühl der Befriedigung, als Svante langsam zu verstehen begann.

»Aha. Und was hat das mit mir zu tun? Werde ich verdächtigt?«

»Was glaubst du selbst?«, fragte Charlie.

»Ich kapiere gerade gar nichts, wenn ich ehrlich sein soll.«

Charlie bemerkte, wie eine Ader an seiner Stirn anzuschwellen begann.

»Jetzt sagen Sie doch was«, fuhr Svante fort und sprang auf.

»Setz dich«, befahl Anders. »Setz dich sofort wieder hin.«

Svante schüttelte den Kopf und gehorchte.

Charlie warf Anders einen Blick zu, dass sie mit den Fragen noch warten sollten.

»Ich habe sie nicht entführt«, sagte Svante schließlich. »Das kann keiner gefilmt haben, weil es nicht passiert ist. Warum schauen Sie mich so merkwürdig an?«

»Ich warte nur«, sagte Charlie.

»Auf was?«

»Auf den Rest.«

»Was meinen Sie damit?«

»Es gibt ein Video von dir und Annabelle im Garten hinter dem Dorfladen«, erklärte Charlie. »Wird es jetzt klarer?«

»Wer zum Teufel war das?«, fragte Svante und erbleichte.

»Das ist unwichtig. Wichtig ist, was du mit Annabelle gemacht hast.«

Svante beugte sich über den Tisch. »Nur weil ich Sex mit ihr hatte, heißt das doch nicht, dass ich ... darauf wollen Sie doch hinaus, oder?«

»Ihr hattet Sex?«, fragte Charlie. »Das nennst du Sex haben?« Sie hatte ihren Laptop mitgebracht und startete das Video genau an der Stelle, an der Svante Annabelles Handgelenke über ihrem Kopf festhielt. Sie drehte den Rechner zu Svante.

»Was hat das denn damit zu tun?«

»Verdammt noch mal, bist du so dumm oder tust du nur so?«

»Ich bin nicht dumm«, wehrte sich Svante verärgert, »ganz bestimmt nicht.«

»Das ist das Problem der dummen Menschen«, sagte Charlie. »Sie merken so selten selbst, wie dumm sie wirklich sind.«

»Darüber sprechen wir jetzt also? Meinen IQ?«

»Nein, ganz bestimmt nicht. Wir sprechen darüber, dass du ein Mädchen vergewaltigt hast, das kurz darauf spurlos verschwindet.«

»Vergewaltigt?« Svante wirkte aufrichtig überrascht. »Das war keine Vergewaltigung. Sie hat nicht Nein gesagt.«

»Sie war völlig hilflos. Das ist Vergewaltigung.«

»Ich glaube nicht, dass sie das so empfunden hat. Die Partys bei Valls ... arten eigentlich immer ziemlich aus. Man säuft, streitet sich und vögelt. Es sieht schlimmer aus, als es ist.«

Charlie startete erneut das Video, vergrößerte das Bild und spielte den Teil des Filmes ab, in dem Annabelle sich zu wehren versuchte. »Wie sieht das für dich aus, hm?«

»Ich bin kein Vergewaltiger«, beharrte Svante.

»Wenn man mit jemandem schläft, der sich nicht wehren kann, ist man genau das. Und jetzt erzählst du mir, was du in der Nacht von Annabelles Verschwinden getan hast. Außer sie zu vergewaltigen, meine ich.«

»Ich war doch noch auf der Party, als sie ging«, antwortete Svante.

»Du hättest sie rasch irgendwo hinbringen und dann zurückkehren können.«

»Aber die anderen haben doch gesehen, wann sie ging, und da war ich schon längst wieder im Haus! Reden Sie mit Jonas und den anderen.«

»Kann ich denen vertrauen?«

»Was soll das heißen?«

»Vielleicht wollen sie dich schützen. Möglicherweise hast du sie bedroht?«

»Warum sollte ich das tun?«

»Ich habe gehört, dass du das tust, wenn etwas nicht nach deinem Willen läuft. Dann drohst du deinen Freunden, dass ihre Eltern ihre Jobs verlieren.«

»Man sollte nicht alles glauben, was man hört«, entgegnete Svante.

»Deshalb frage ich ja«, sagte Charlie. »Aber ich glaube vor allem das, was ich sehe.«

»Hören Sie auf«, sagte Svante, als sie den Film wieder startete. »Ich hab's ja gesehen.«

»Macht dir das etwas aus? So was passiert nun mal auf Partys, nicht wahr? Die Frage ist nur, was du danach mit ihr gemacht hast.«

»Nichts. Das müssen Sie mir glauben.«

»Du hast uns schon einmal belogen«, sagte Charlie hart. »Warum solltest du über den Rest des Abends jetzt die Wahrheit erzählen?«

»Das tue ich aber! Ich sage die Wahrheit!«

»Wie großmütig von dir.«

Sie wurden von Schreien auf dem Flur unterbrochen. Jemand gab deutlich zu verstehen, dass er seinen Sohn abholen wollte.

»Mein Vater«, erklärte Svante. »Der scheint eine ganz schöne Wut auf Sie zu haben.«

»Das ist sicher nichts gegen die Wut, die er dir gegenüber empfinden wird«, meinte Charlie ungerührt und verließ den Raum.

Eine andere Zeit

Eines Tages erzählt Rosa ihr von dem Kind, von der Schwester, die sie gehabt hätte, wenn dieser Teufel von Mann nicht zu ihnen nach Hause gekommen und ihrer Mutter in den Bauch getreten hätte, so lange getreten und geschlagen, bis das Kind tot aus ihr herausgekommen war.

Alice sitzt stumm da. Sie wartet darauf, dass Rosa sagt, dass es nur ein Scherz und sie wirklich der leichtgläubigste Mensch der Welt ist. Doch Rosa holt nur die Kiste mit den Zigaretten, zündet zwei an und reicht eine an Alice weiter. Dann erzählt sie von dem Blut.

»Ich habe noch nie im Leben so viel Blut gesehen. Ich hätte nicht gedacht, dass ein Mensch so viel Blut im Körper haben kann.«

»Woher weißt du, dass du eine Schwester gehabt hättest?«, fragt Alice nach einer Weile.

Rosa antwortet, dass sie es deutlich gesehen hat. Woher hätte sie es sonst wissen sollen? Das Baby war ja fertig gewesen, Nägel, Haare, Augenbrauen, alles war da. Alle Körperteile waren entwickelt, sogar die Lungen. Doch was spielte das für eine Rolle, wenn sie damit nicht atmen konnte? Was spielte es für eine Rolle, dass sie perfekt war, wenn sie tot war? Und überhaupt, die Notfallnummer 90 000 hat so viele Nullen, wie sollte man die alle wählen.

»Wann war das?«, fragt Alice.

»Als ich sieben war«, antwortet Rosa. »Ich war gerade sieben geworden.«

»Und wer war er?«

»Wer?«

»Der gewalttätige Mann?«

Rosa nimmt einen tiefen Zug von ihrer Zigarette. »Ein ganz normaler Mann.«

Kapitel vierunddreißig

Es war kurz vor elf, als Charlie das Polizeirevier verließ und Richtung Motel ging. Anders wollte noch bleiben und das Verhörprotokoll schreiben. Svante war, trotz der Proteste seines Vaters, ins Gefängnis nach Mariestad gebracht worden, wo er am nächsten Tag weiter verhört werden würde. Sie hatten beschlossen, alle Jugendlichen aus dem alten Dorfladen noch einmal zu vernehmen. Es bestand die Gefahr, dass sie Informationen zurückhielten, weil Svante sie manipuliert oder bedroht hatte.

Ihr Handy klingelte. Wieder das »H« auf dem Display. War das Hugo oder seine Frau? Charlie drückte das Gespräch weg. Sofort traf eine SMS ein. »Ich muss mit dir sprechen. Es ist wichtig.« Wieder klingelte es. Am besten brachte sie es schnell hinter sich, damit ein für alle Mal Ruhe war.

»Ja?«, meldete sie sich.

»Kannst du reden?«, fragte Hugo.

»Die Frage ist wohl eher, ob du es kannst.«

»Ich muss wirklich mit dir sprechen, Charlie.«

»Dann beeil dich, wir haben hier eine ganze Menge zu tun.«

»Wie läuft es?«

»Nicht so gut, aber du hast doch sicher nicht angerufen, um über die Arbeit zu reden.«

»Nein, das stimmt. Bist du allein?«

»Ja.«

»Du hast vielleicht meine Nachricht gehört. Anna ... sie hat mein Handy durchsucht und unsere SMS gefunden.«

»Ich weiß«, erwiderte Charlie. »Sie hat mich angerufen.«

»Sie hat was?«

»Ja, sie hat mich angerufen und mir viele nette Dinge an den Kopf geworfen.«

»Sie ist völlig wahnsinnig«, sagte Hugo. »Sie sagt, dass sie mich

verlassen will und ...«

Charlie hätte am liebsten erwidert, dass das in ihren Ohren eher vernünftig als wahnsinnig klang. Sie verstand nicht so recht, warum er sich bei ihr meldete. Was wollte er eigentlich? Sollte sie ihn trösten?

»Ich habe gesagt, dass es nur ein Flirt war«, fuhr Hugo fort, »aber sie glaubt mir nicht.«

»Wie seltsam«, konnte sich Charlie nicht verkneifen. Sie dachte an die SMS, die seine Frau gelesen hatte, deren Inhalt unmöglich misszuverstehen war. »Hugo«, fuhr sie fort, »warum rufst du mich an?«

»Ich weiß nicht, ich dachte, dass du vielleicht mit ihr reden könntest, aber das habt ihr ja bereits getan.«

Sie schwiegen.

»Hattest nicht du kein Interesse mehr an der Beziehung?«, fragte Charlie schließlich. »Wenn sie dich verlässt, dann hast du doch, was du wolltest.«

»Das stimmt nicht. Ich liebe meine Frau. Ich dachte, das hätte ich dir klargemacht.«

Charlie war selbst überrascht, wie ruhig sie blieb, als sie erwiderte, dass sie das nicht so aufgefasst hatte, aber der Fehler lag dann wohl sicher bei ihr.

Hugo war zu aufgebracht, um die Ironie zu verstehen, weil er ihr recht gab. Ja, sie habe ihn missverstanden. Das, was zwischen ihnen gewesen war ... war nur eine vorübergehende Leidenschaft. Er wollte nur seine Frau.

»Wie schön«, erklärte Charlie. »Ich hoffe, ihr findet wieder zusammen.« Beinahe hätte sie ihr Handy weggeschleudert, beendete dann aber das Gespräch mit einem Knopfdruck.

Ihr Gehirn drohte vor lauter Eindrücken fast zu platzen. Svante Linders selbstgefälliges Grinsen, das Video der Vergewaltigung, das sich immer wieder in ihrem Kopf abspielte, und dann auch noch die Rolle als andere Frau. Es reicht, dachte sie. Sie würde lieber sterben, als noch länger diese Frau zu sein. Alle Gefühle für Hugo waren wie weggeblasen. Aber was garte da in ihr, wenn nicht Eifersucht? Ich will nicht, dass er glücklich ist, dachte sie. Ich bin rachsüchtig und schlecht. Aber dann dachte sie an das, was Menschen aus Rache tun, was sie in ihrem Beruf schon alles gesehen

hatte. Durch Säure entstellte Frauengesichter, zu Tode geprügelte Menschen in Erdlöchern. Es gab immer Menschen, die schlimmer waren als sie. Die Welt war voll von ihnen.

Jener Tag

Ich muss aufhören, es als Kind zu betrachten, dachte Annabelle und strich über ihren noch flachen Bauch. Obwohl sie es eigentlich nicht wollte, hatte sie im Internet nach Informationen gesucht, wie sich der Fötus in dieser Woche entwickelte. Eigentlich ausschließlich, um sich zu vergewissern, dass das in ihr nur ein kleiner Zellhaufen war. Doch stattdessen hatte sie gelesen, dass der Fötus in der zehnten Woche bereits drei bis vier Zentimeter vom Kopf bis zum Steiß maß. Das erschien ihr beunruhigend groß. Ihr missfiel auch die Formulierung *vom Kopf bis zum Steiß*. Das bedeutete, in ihr befand sich etwas, das einen Kopf und einen Po hatte und nicht einer unförmigen Amöbe glich, wie sie es sich vorgestellt hatte. Aber es kann noch nichts fühlen, dachte sie. Das Gehirn in diesem kleinen Kopf kann doch wohl noch keinen Schmerz empfinden, oder? Sie wagte nicht, weiter zu recherchieren, aus Angst, dass ihr Entschluss ins Wanken geraten könnte. Sie war empfindlicher als sonst. Nein, sie musste sich auf den Abend konzentrieren, musste versuchen, sich wieder wie sich selbst zu fühlen.

Sie band die Haare hoch, und als sie sich im Spiegel betrachtete, dachte sie, wie hübsch die kleinen, funkelnden Diamantohrringe ihrer Mutter, die sie zur Hochzeit bekommen hatte, zu dem Kleid aussehen würden. Doch wo waren sie nur? Sie hatte sie bisher erst zweimal getragen, dann war ihr Mama auf die Schliche gekommen und hatte sie versteckt. Wo konnte das sein? Annabelle ging ins Schlafzimmer ihrer Eltern und durchsuchte flüchtig den Kleiderschrank. Nichts. Sie zog eine Schublade des Nachttisches auf, fand aber nur Taschentücher und leere Tablettenschachteln. Sie seufzte. Wo sollte sie noch suchen? Dann fiel ihr der Dachboden ein, auf dem sie nicht mehr gewesen war, seit ihr dort vor einigen Jahren eine Maus begegnet war. Wenn Mama etwas vor ihr verstecken wollte, dann dort oben.

Die Nadel im Heuhaufen, dachte Annabelle, als sie die knarzende Tür zum Dachboden öffnete. Die Erinnerung an die Maus ließ sie schauern. War ein Paar Ohrringe es wirklich wert, sich diesem Ekel auszusetzen?

Ja, beschloss sie. Wo sie schon einmal hier war, konnte sie auch suchen. Auf dem Boden lag eine dünne Schicht Holzmehl. Ihr Vater meinte, dass sich da irgendein Tier durch die Dachbalken genagt hatte. Annabelle hatte Angst bekommen und geglaubt, das Dach würde über ihnen einstürzen, doch ihr Vater hatte sie beruhigt und gesagt, dass keine Gefahr bestünde. Er würde nie zulassen, dass ein Haus über seiner Familie einstürzte. Jetzt waren die dünnen Späne und das Mehl eine große Hilfe, stellte Annabelle fest, da sie nur den sich darin abzeichnenden Fußspuren folgen musste. Sie ging durch den Raum in die Dachschräge auf der Südseite des Hauses, in der einige Kartons standen.

Annabelle zog den am leichtesten erreichbaren heraus und öffnete ihn. Darin befanden sich nur mottenzerfressene Strickpullover. Sie seufzte und holte den nächsten Karton. In diesem lagen ihre alten Babykleider, geblünte Kleidchen mit Rüschen. Beim Zurückstellen entdeckte sie die kleine Kiste. Annabelle war sicher, sie noch nie gesehen zu haben. Sie zog sie an dem Holzgriff über den Boden und stellte fest, dass sie verschlossen war. Hatte Mama die Ohrringe etwa weggeschlossen? Sie sah sich nach etwas um, womit sie das Schloss aufbrechen konnte, und fand einen rostigen Hammer. Sie zielte sorgfältig und schlug dann so hart, wie sie es wagte, auf das Schloss. Mama rastet aus, dachte sie, als das Schloss beim zweiten Schlag nachgab, doch die Neugier war größer als die Angst vor den Folgen.

Annabelle klappte den Deckel auf und nahm einige schwarze Notizbücher, alte Zeitungsausschnitte und Briefe heraus. Die kleine Schachtel mit den Ohrringen war nirgends zu sehen. Sie las die Überschrift auf dem ersten vergilbten Zeitungsausschnitt und den dazugehörigen Artikel, dann den nächsten, während sich ihr die Haare auf den Armen aufstellten. Sie hatte gerade ein Notizbuch auf der ersten Seite aufgeschlagen, als sie das vertraute Knarren der Haustür hörte.

Kapitel fünfunddreißig

»Hat die Küche noch offen?«, fragte Charlie, als sie in die Motelbar kam.

»Warum nicht?«, sagte Erik. »Ich bin ja noch da.«

Sie setzte sich an den einzigen freien Tisch. Heute stand der berühmte Gullspång-Lachs auf der Speisekarte. Anders rief an und sagte, er hätte sich eine Pizza geholt, die er auf dem Zimmer essen wollte, um dann gleich schlafen zu gehen. Charlie antwortete, dass sie nur noch schnell essen und dann auch ins Bett gehen würde, und ärgerte sich im Stillen, dass sie sich vor ihm rechtfertigte.

Der Alleinunterhalter stand schon wieder auf der Bühne. Er sah müde aus. Wahrscheinlich hatte er, wie die meisten anderen, an dem heutigen ganztägigen Sucheinsatz teilgenommen. Er sang das bekannte Värmland-Lied.

Ja, da will ich leben, ja, da will ich sterben.

*Und wenn ich eines Tages ein Mädchen aus Värmland freie,
weiß ich, dass ich es niemals bereuen werde.*

Charlie trank noch ein Glas Wein, als Johan, der Missing-People-Mitarbeiter, auftauchte.

»Langer Tag?«, fragte er und setzte sich, ohne zu fragen, zu ihr.

Sie nickte. Ein verdammt langer Tag.

»Hast du gehört, dass die Polizei jemanden verhaftet hat? Offensichtlich einen Unruhestifter aus dem Ort.« Johan trank einen Schluck Bier. »Ich hoffe, der Fall wird bald gelöst, denn es fühlt sich an, als würde der ganze Ort kurz vorm Kollaps stehen.«

Charlie schwieg.

»Willst du noch was?« Er deutete auf ihr halb ausgetrunkenes Glas.

»Gerne einen Weißwein.«

Johan ging zur Bar. Charlie dachte an die Tabletten, die sie genommen

hatte. Sie sollte wirklich nicht mehr trinken. Nur noch ein Glas, dachte sie, als Johan zurückkam. Nur noch dieses Glas, und dann gehe ich.

Die Gäste drängten sich an der Bar. Svenka stand schwankend vor einer jungen Frau. Im Hinblick auf das Geschehene sollte er besser bei seiner Tochter sein. Wo war Sara jetzt? War sie allein? Charlie nahm ihr Handy und schrieb eine kurze SMS an Sara, dass sie sich jederzeit melden könne, egal wegen was.

An diesem Abend war keiner der Jugendlichen aus dem alten Dorfladen in der Bar. Charlie dachte an Svante Linder. Wie uneinsichtig er in Bezug auf das gewesen war, was er Annabelle angetan hatte. Ganz offensichtlich hielt er sich nicht für einen Vergewaltiger. Zu was könnte er noch fähig sein?

»Willst du allein sein?«, fragte Johan, der nun wieder neben ihr saß.

»Nein«, antwortete Charlie und merkte, dass das stimmte. Sie wollte tatsächlich nicht allein sein.

Der Alleinunterhalter stimmte einen vertrauten Song an, »The River«.

»Der ist richtig gut«, meinte Johan.

»Vielleicht ein bisschen vorhersehbar. Das Lied ist nicht gerade originell.«

»Das mag ich gerade. Das Vorhersehbare.«

»In dem Fall sind wir ganz schön unterschiedlich, ich will am liebsten überrascht werden.«

»Ach ja?« Johans Augen blitzten.

Charlie sah wieder zur Bühne. Der Sänger war beim Refrain angelangt und sang mit geschlossenen Augen.

Johan ließ den Blick durch den Raum schweifen und meinte, dass Gullspång wirklich ein spezieller Ort sei.

»Sieh dich nur um. Alle sind so ... Ich weiß nicht was, aber sie sind anders, ganz schön aggressiv und ...«

»Das liegt sicher am Alkohol. Werden nicht die meisten Leute so, wenn sie zu viel trinken?«

Ja, stimmte Johan zu, aber er hatte bisher noch nie so viele Menschen so viel Alkohol trinken sehen.

»Wie gesagt, sie stehen alle unter Druck«, bemerkte Charlie. »Alle sind

müde, beunruhigt, gestresst.«

Johan gab ihr recht. Und das war andererseits ja auch das Schöne an solchen kleinen Orten, dass sich alle umeinander kümmerten.

Aus einem Glas Wein wurden zwei und dann drei. Der Druck auf der Brust hatte sich gelöst, und Charlie wusste, wenn sie noch eines trank, würde sie wieder tief durchatmen können.

Was ist leichter abzulehnen?, hatte einmal eine Dame vom Jugendamt Betty gefragt. *Das erste oder das zweite Glas?*

Betty hatte gelacht und geantwortet, dass ihr Problem eher war, überhaupt nichts ablehnen zu können.

Linda rief die letzte Runde aus. Johan fragte Charlie, ob sie noch eine Weile weitermachen wollten.

»Wenn du Überraschungen magst«, sagte er lächelnd, »dann hast du vielleicht Lust ...«

Charlie dachte, dass das wenig überraschend war. Aber vielleicht auch genau das, was sie jetzt brauchte. Nur noch ein Mal. Gegen die Anspannung. Ich brauche die Nähe, die Entladung.

Beim letzten Lied des Abends, »Hotel California«, verließen sie den Speiseraum.

Es ist vielleicht nicht verwunderlich, dachte Charlie, dass so viele Menschen Zufall und Schicksal verwechseln.

Kapitel sechsunddreißig

Im Traum war Charlie wieder in dem alten Haus. Sommer in Lyckebo, Betty in ihrem Gartenstuhl mit dem geblühten Polster inmitten der wild wuchernden Pflanzen. Sie selbst auf den Knien in der überwachsenen Einfahrt, die Hände um die Disteln geklammert, die sich nicht aus dem Boden lösen wollten. Die Katzen, die um ihre Füße strichen.

Du musst sie mit den Wurzeln herausreißen, Schatz, sonst kommen sie nur wieder zurück.

Charlie grub mit den Händen in der Erde, die Wurzeln wurden zu Fingern. Wie Schlangen wanden sie sich um ihre Handgelenke und versuchten, sie in die Dunkelheit hinabzuziehen.

Sie wurde von einem Klopfen geweckt.

Sie richtete sich langsam auf und hielt sich den Kopf, als sie zur Tür taumelte.

»Jetzt mach schon auf, damit ich reinkommen kann«, sagte Anders.

»Wie spät ist es?«, brachte Charlie mühsam heraus. Sie sah vermutlich fürchterlich aus, aber jetzt war es zu spät.

»Halb neun. Du hättest vor einer halben Stunde auf dem Revier sein sollen.«

»Ist noch etwas passiert?«

»Das könnte man so sagen.« Anders holte sein Handy hervor und zeigte ihr die Überschrift auf der Titelseite des *Expressen: Film von der verschwundenen Annabelle aufgetaucht*.

»Was zum Teufel ist das denn?«, fragte Charlie. »Wer hat das durchsickern lassen?«

»Das weiß ich nicht, aber der Typ, mit dem du gestern aufs Zimmer verschwunden bist, hat den Artikel geschrieben. Er ist freiberuflicher Journalist.«

Charlies Knie wurden weich. Hatte Anders sie gesehen? Ihr wurde

abwechselnd heiß und kalt. Ich sterbe, dachte sie. Jetzt ist es vorbei.

»Anders«, sagte sie und ließ sich aufs Bett sinken. »Ich habe nicht ...«

»Olof versucht, Fredrik Roos zu beruhigen, seit sich die Nachricht im Internet verbreitet hat. Du verstehst sicher, dass die Eltern fuchsteufelswild sind.«

»Was habt ihr gesagt?«

»Dass sie nicht alles glauben sollen, was die Zeitungen schreiben. Im Moment können wir nicht mehr sagen. Deshalb war es wichtig, dass das mit dem Video nicht nach außen dringt.«

»Ich habe nichts weitererzählt«, beharrte Charlie. »Ich schwöre. Du weißt doch, dass ich niemals ...«

»Charlie«, sagte Anders hart, »ich habe keine Ahnung, wie du aus dieser Sache wieder herauskommen willst.« Damit drehte er sich um und ging.

Charlie wollte hinter ihm herrennen, ihm erklären ... aber was sollte sie schon erklären? Was hatte sie diesem Arschloch von Journalisten erzählt? Hinterher hatten sie sich unterhalten, aber worüber? Sie konnte sich an kein einziges Wort erinnern. Als sie aufstand, wurde ihr schwindelig. Sie musste sich an der Wand festhalten, um nicht zu fallen. Sie schaffte es nicht bis ins Badezimmer, ehe sie sich übergeben musste. Und natürlich hatte dieses Motel zu allem Unglück Teppichboden.

Sie hatte sich gerade etwas erholt, als das Telefon klingelte. Challe war am Apparat.

Er fragte, wie es mit dem Fall voranging, und Charlie hörte an seiner Stimme, dass er alles wusste.

»Anders hat es mir erzählt«, sagte er. »Sei nicht wütend auf ihn. Es gibt Grenzen, Charlie.«

»Ich wusste es nicht. Ich ...«

»Du hast zu mir gesagt, dass du im Dienst niemals trinkst.«

»Das war eine Ausnahme«, flüsterte Charlie. »Es war ...«

»Es war einmal zu viel.«

Langes Schweigen folgte. Charlie sah ihre ganze Karriere davonschwimmen, all die Jahre, die vielen Überstunden, um die Beste zu werden, alles vergebens wegen eines Rausches, eines Arschlochjournalisten

und ... wegen ihrer eigenen Fehlentscheidungen. Ich bin so eine Idiotin, dachte sie.

Dann kam, was kommen musste: Sie war von dem Fall suspendiert, außerdem riet Challe ihr, sich mit einem Psychologen zu treffen. Zu ihrem eigenen Besten, wie er sagte. Sie konnte nicht arbeiten, wenn sie am Rand des Zusammenbruchs stand.

Charlie seufzte und dachte, dass Challe nichts verstanden hatte.

»Ich liebe meine Arbeit.«

»Das weiß ich«, sagte Challe. »Aber du musst dich ausruhen. Ausruhen und eine Gesprächstherapie und ...«

»Ich weiß ja wohl am besten, was ich brauche.«

»Das glaube ich nicht. Wenn du es wüsstest, dann hättest du nicht solche desaströsen Entscheidungen getroffen.«

Challe sagte weiter, dass nicht nur er sich seit einiger Zeit Sorgen um sie machte, dass er sie überhaupt nicht erst hätte wegschicken dürfen.

»Warum hast du es dann getan?«

»Weil du zu meinen besten Ermittlern gehörst.«

Charlie beendete das Gespräch, legte sich aufs Bett und ließ den Tränen freien Lauf.

Jener Tag

Annabelle schob einige Zeitungsausschnitte und eins der Notizbücher unter das Kleid und schlich so leise wie möglich die Dachbodentreppe hinunter.

Ihre Mutter rief bereits aus dem Erdgeschoss nach ihr.

Annabelle war gerade in ihr Zimmer geschlüpft und hatte sich eine lange Strickjacke über das Kleid gestreift, als es schon klopfte. Wie üblich riss ihre Mutter die Tür auf, ohne auf eine Antwort zu warten.

»Ist alles in Ordnung?« Mamas Röntgenblick strich über ihr Gesicht.

»Ja.«

»Du siehst etwas aufgewühlt aus.«

»Das bin ich nicht.«

»Gut.« Ihre Mutter kam ins Zimmer. »Hast du Pläne für heute Abend?«

»Ich gehe zu Rebecka. Oder ist es jetzt schon verboten, sich mit seiner besten Freundin einen Film anzusehen?«

Ihre Mutter erwiderte, dass es nicht verboten war, sie es aber nicht leiden konnte, wenn sie angelogen wurde.

Annabelle wollte zurückschreien, dass es ihr genauso wenig gefiel, ständig kontrolliert zu werden, doch sie beherrschte sich und versicherte so ruhig wie möglich, dass sie nicht allzu spät nach Hause kommen würde, dass sie wirklich nur einen Film anschauen wollten.

»Mitternacht«, sagte ihre Mutter. »Um Mitternacht bist du spätestens daheim, nicht zehn nach oder halb eins, sondern zwölf Uhr. Versprichst du mir das?«

»Ja, versprochen«, erwiderte Annabelle. »Und ich werde nicht vom Weg abzweigen und mit dem Wolf reden, sondern direkt zu Großmutter gehen«, konnte sie sich nicht verkneifen.

»Um zwölf«, wiederholte ihre Mutter und ging.

Zehn Monate, dachte Annabelle. Zehn Monate muss ich das noch aushalten, dann bin ich endlich frei.

Sie holte das Notizbuch und die Zeitungsausschnitte hervor. Sie hatte noch nicht viel gelesen, wusste aber jetzt schon, dass sie etwas Wichtigem auf der Spur war. Etwas Furchtbarem. Warum sonst sollten die Artikel, Bücher und Briefe in einer verschlossenen Kiste versteckt sein? Ich lese heute Nacht weiter, wenn ich wieder zu Hause bin, dachte sie. Doch wo sollte sie die Sachen bis dahin verstecken? In ihrem Zimmer waren sie nicht sicher; da ihre Mutter ständig ihre Sachen durchsuchte, konnte sie nicht einmal mehr Tagebuch schreiben.

Da fiel ihr das heimliche Versteck ein. Mama würde es niemals finden. Nachdem sie die Sachen dort verstaut hatte, packte sie alles, was sie für den Abend brauchte, in eine kleine Tasche. Den Alkohol hatte sie auf dem Weg versteckt.

Mama war nicht in der Küche, als sie nach unten kam, nicht im Wohn- und auch nicht im Arbeitszimmer. War sie nach oben ins Schlafzimmer gegangen? Annabelle ging zur Treppe und rief »Ich gehe jetzt!« nach oben.

»Warum ist die Dachbodentür offen?«, schrie Mama zurück. »Warst du etwa auf dem Dachboden, Annabelle?«

Kapitel siebenunddreißig

Eine Stunde lag Charlie da und starrte an die Decke, unfähig aufzustehen. Duschen, dachte sie, ich muss wenigstens duschen.

Das warme Wasser war nach wenigen Minuten aufgebraucht. Sie blieb stehen und ließ sich von dem kalten Strom betäuben.

Das ist alles Hugos Schuld, dachte sie. Wenn er mich nicht angerufen und alles wieder aufgerührt hätte, dann hätte ich nicht zu viel getrunken, wäre nicht mit dem Journalistenarschloch aufs Zimmer gegangen ... Doch dann dachte sie, dass sie keinen Deut besser als die uneinsichtigen Verbrecher war, mit denen sie es zu tun hatte, den schwachen Menschen, die die Schuld an ihren Verbrechen immer anderen in die Schuhe schoben. Anders sagte immer, dass jeder selbst für seine Taten verantwortlich war. Bisher hatte sie nie so richtig daran geglaubt.

»Ich habe gerade das Frühstücksbüfett abgeräumt«, sagte Erik, als Charlie in den Speiseraum kam. »Aber wenn Sie wollen, brate ich Ihnen Speck und Eier.«

»Nein danke, nicht nötig.«

»Ist alles in Ordnung?«

Charlie nickte. Sie bestellte einen Kaffee, setzte sich an einen Tisch und blätterte in der Lokalzeitung, die natürlich voll mit den neuesten Nachrichten über Annabelle war, mit Bildern von suchenden Menschen am Wegesrand, Fragen, auf die man eine Antwort zu finden hoffte. Doch nichts über das Video. Charlie betete, dass nicht morgen noch der große Schock kam. Vielleicht hatten die örtlichen Journalisten mehr Anstand im Leib.

Anders kam in den Raum und setzte sich zu ihr.

»Ich will allein sein«, sagte Charlie.

»Und ich würde gern mit dir reden.«

»Solltest du nicht auf dem Revier sein?«

»Wie gesagt, ich möchte mit dir reden.«

Charlie hätte ihn am liebsten gefragt, was genau er zu Challe gesagt hatte. Aber dann dachte sie, dass es das nicht wert war, sie die Antwort nicht ertragen würde, weshalb sie nur sagte, dass sie bis auf Weiteres beurlaubt sei, um sich auszuruhen.

»Gut«, antwortete Anders. »Das brauchst du auch.«

»Großartig, dass alle zu wissen scheinen, was ich brauche.«

»Ja, vielleicht ist das tatsächlich so, du scheinst es ja nicht einzusehen.«

»Wie gesagt«, wiederholte Charlie, ohne von der Zeitung aufzublicken, »ich will allein sein.«

»Ich habe dich nicht angeschwärzt, falls du das glaubst«, erklärte Anders. »Aber sollte ich Challe anlügen, als er anrief und fragte, wie es dir geht? Ich wusste ja, dass du den Journalisten mit aufs Zimmer genommen hast und wahrscheinlich ziemlich betrunken warst. Sieh mich nicht so vorwurfsvoll an. Ihr habt mich geweckt, als ihr die Treppe hochgepoltert seid und ... als ich deine Stimme erkannt habe, bin ich aufgestanden und habe nachgesehen.«

»Gut«, knurrte Charlie. »Das reicht. Woher wusstest du überhaupt, dass er Journalist ist?«

»Er hat gestern versucht, mich auszufragen. Wusstest du das nicht?«

»Mir hat das Arschloch gesagt, dass er zu Missing People gehört«, erklärte Charlie. »Du hättest mich ruhig zurückhalten können. Warum hast du nichts gesagt?«

»Wenn es nicht in die Zeitung gelangt wäre, wärst du vielleicht davongekommen.«

»Und wer sagt, dass ich das Leck bin?«

»Der Verdacht ist nicht ganz unbegründet«, meinte Anders. »Aber wie auch immer, es ist vielleicht ganz gut, dass es so gekommen ist. Schau mich nicht so an«, fuhr er fort. »Du weißt, dass ich nur das ...«

»... Beste für die Ermittlungen will?« Charlie trank einen Schluck Kaffee, der auf der Zunge brannte.

»Das Beste für dich«, sagte Anders. »Ich denke an dich, Charlie.«

»Danke für die Fürsorge«, sagte sie ironisch und stand auf.

- »Fährst du zurück nach Stockholm?«
- »Ich weiß es nicht. Ich weiß gar nichts mehr.«
- »Was machst du jetzt?«
- »Nach oben gehen und packen.«

Charlie warf die Kleider, die auf dem Boden verstreut lagen, in ihre Reisetasche. Unter einer Strickjacke lagen in einer Plastiktüte Annabelles Bibliotheksbücher. Sie legte sie ebenfalls in die Tasche und dachte, dass sie noch bei der Stadtbibliothek vorbeigehen würde, bevor sie ... ja, was sollte sie jetzt eigentlich tun? Sie dachte an ihre unordentliche Wohnung in Stockholm, die durstigen Blumen auf den Fensterbrettern, die Hitze. Was zur Hölle sollte sie in Stockholm, wenn sie nicht arbeiten durfte?

Ich kann da nicht hinfahren, dachte sie. Nicht heute.

Als sie nach unten zur Rezeption ging, saß Anders auf einem der Sofas im Empfangsbereich.

- »Musst du nicht arbeiten?«, fragte Charlie.
- »Ich dachte, ich könnte dich zum Bahnhof fahren.«
- »Ich gehe nicht zum Bahnhof«, erwiderte Charlie.
- »Wohin dann?«
- »Zu einer alten Bekannten.«
- »Ich fahre dich.«

Charlie wollte schon ablehnen, aber dann dachte sie, dass sie bei der Hitze unmöglich die gut fünf Kilometer nach Lyckebo mit ihrer Reisetasche über der Schulter laufen konnte, weshalb sie das Angebot annahm.

Sie fuhren schweigend. Charlie hätte gern über den Fall gesprochen, über Svante, der in Untersuchungshaft war, ob sich über Nacht etwas Neues ergeben hatte, aber sie wollte nicht von Anders daran erinnert werden, dass sie von dem Fall abgezogen war und sie zuerst Kollegen und dann erst Freunde waren.

Sie zeigte ihm, wo er abbiegen musste. Der Wald wurde dichter. Die Äste der Fichten erstreckten sich weit über den schlecht asphaltierten Weg.

- »Wohin fahren wir eigentlich?«, fragte Anders.
- »Heim.«

- »Heim?«
- »Hier rein.«
- »Ist das überhaupt ein Weg?«
- »Fahr einfach.«

»Ich sehe gar kein Haus«, sagte Anders, als sie bis ans Ende des schmalen Schotterpfades gefahren waren.

»Das liegt weiter hinten.«

Lyckebo, las Anders auf einem Holzschild, das in den Boden eingesunken war. »Wer wartet hier auf dich?«

»Ich weiß es nicht. Ich weiß es wirklich nicht.«

»Hast du hier gewohnt?«

Charlie nickte. Sie öffnete die Beifahrertür und stieg aus dem Wagen.

»Aber du willst doch nicht ...«, rief ihr Anders hinterher. »Ich weiß nicht, ob das eine so gute Idee ist, dich hier allein im Nirgendwo abzusetzen, wenn du ...«

Sie drehte sich um und kniff von der Sonne geblendet die Augen zusammen. »Es ist mir egal, was du denkst.«

Sie hatte sich gerade durch die erste Schicht Unterholz gekämpft, als er ihr erneut etwas hinterherrief.

»Und wie bitte soll ich hier wenden?«

»Gar nicht, du musst rückwärtsfahren«, schrie sie zurück. »Du bist doch so ein Meisterfahrer.«

Charlie nahm überrascht zur Kenntnis, dass das Haus noch stand. Das Grundstück war völlig überwuchert. Der Wald schien sich den Flecken Erde zurückerobern zu wollen.

Lyckebo. Betty hatte sich aus drei Gründen für das Haus entschieden. Zum einen liebte sie den Namen. Zum anderen wegen der Lage außerhalb des Ortes. Betty hatte nie verstanden, wieso man so dicht aufeinanderwohnen wollte, neben Leuten, die man sich nicht ausgesucht hatte. Zum Dritten wegen des Wassers. Es war ein Traum, so nahe am Wasser zu wohnen, fand Betty.

Wenn man es nicht wusste, erkannte man kaum noch, dass das Haus einmal rot gewesen war. Die Farbe war schon in den letzten Jahren, in

denen sie noch hier gewohnt hatten, stark abgeblättert, und Betty hatte immer gewitzelt, dass ein holzfarbened Haus doch viel praktischer wäre, weil man sich da nicht ständig um den Anstrich kümmern müsse.

Die Fassade war gräulich, grünes Moos hatte sich am Fundament ausgebreitet, und Bettys Sonnenplatz hatten Disteln und Nesseln erobert. Bettys geliebte Kletterrosen hatten sich an der Südseite bis über die Fenster ausgebreitet. In der alten Eiche bewegte sich die Schaukel im Wind.

Ein stechender Schmerz durchzuckte Charlie in der linken Brusthälfte. Bekomme ich gerade einen Herzinfarkt?, dachte sie. Werde ich sterben, so kurz vorm Ziel? Sie setzte sich auf einen Stein, legte den Kopf zwischen die Knie und versuchte, sich nur auf die Atmung zu konzentrieren. Einatmen, ausatmen, dachte sie. Einatmen, ausatmen. Das ist eine ganz normale Panikattacke, nichts weiter. Ich werde nicht sterben. Ich bleibe am Leben.

Als sie wieder gleichmäßig atmen konnte, sah sie zu den Kirschbäumen. Erneut fiel ihr das alte Lied übers Kirschenpflücken ein.

*In meinem Garten blüht das Paradies
jeden Tag, wow wow wow
Den Preis für dich
bestimme ich*

Eine andere Zeit

Sie sitzen im Baumhaus. Tagsüber dringen die Sonnenstrahlen zwischen den Holzbrettern hindurch, doch jetzt spendet nur der Mond ein schwaches Licht.

»Das hier sind die Regeln«, sagt Rosa. Sie sitzt im Schneidersitz auf dem Boden und wärmt das Glas an einem brennenden Kerzenstummel. »Man fragt nicht nach dem Tod, und wenn man Kontakt mit dem Teufel aufnimmt, muss man sofort das Glas zerschlagen und das Spielbrett verbrennen. Verstanden?«

Alice blickt auf das Stück braunen Karton, auf das Kreise, Zahlen und Buchstaben aufgezeichnet sind, und fragt, woher man denn weiß, wenn man Kontakt mit dem Teufel aufgenommen hat.

»Das merkt man daran«, sagt Rosa und tippt auf die Zahl Sechs. Wenn das Glas dreimal dort landet, kann man sich sicher sein, dass er mit im Spiel ist.

»Woher weißt du, dass der Teufel ein Er ist?«, fragt Alice weiter.

Rosa antwortet, dass das doch jeder wisse. Was sollte er denn sonst sein?

»Hast du Angst?«

Alice schüttelt den Kopf.

»Dann fangen wir an.«

Rosa stellt das Glas auf das Spielbrett. Es ist verrußt und viel zu heiß, um den Finger daraufzulegen. »Man darf es nur streifen. Den Rest erledigt der Geist.« Sie nimmt das Glas und flüstert etwas, dann legen beide Mädchen einen Zeigefinger auf die geschwärzte Außenseite.

Es kitzelt in Alice' Bauch, als das Glas langsam zwischen den Buchstaben hin und her fährt und allmählich ein Wort bildet. Die beiden Mädchen buchstabieren laut mit: »B-e-n-j-a-m-i-n.«

»Was hast du gefragt?«, will Alice wissen.

»Ich habe gefragt, wer der Dümme in der Gegend ist«, meint Rosa

lachend. »Du bist dran.«

Alice überlegt, nach den Fingern ihrer Mutter zu fragen. Ob die Schmerzen eines Tages verschwinden, die Finger wieder gerade sein werden. Doch dann denkt sie daran, dass man keine Fragen stellen soll, auf die man die Antwort bereits weiß. Rosa sieht sie ungeduldig an, und schließlich flüstert Alice ein paar sinnlose Worte, während sie das Glas hinstellt.

»Was hast du gefragt?«, sagt Rosa, als der Geist »b-a-l-d« buchstabiert.

»Ich habe gefragt, ob wir berühmt werden.«

Rosa findet die Frage dumm. Sie reißt Alice das Glas aus der Hand und flüstert ein paar Worte.

»Verdammt«, sagt sie, als das Glas über die Buchstaben zuckt und ihren Namen bildet. »Verdammter Mist.«

»Was denn?«

»Ich habe gefragt, wer von uns zuerst sterben wird.«

»Aber wir sollten doch nicht nach dem Tod fragen!« Alice steht auf.

»Was hat das Spiel denn für einen Sinn, wenn man nicht nach dem Tod fragt?«, antwortet Rosa und lacht.

Bevor sie sich verabschieden, sieht sie Alice in die Augen.

»Du musst doch keine Angst haben«, sagt sie. »Du wirst nicht als Erste sterben.«

Kapitel achtunddreißig

Der Zaun, der das Anwesen einmal umschlossen hatte, war eingesunken und umgestürzt. Charlie musterte die moosbewachsenen Torpfosten und sah sich plötzlich als kleines Kind, wie sie darauf saß und den feiernden Erwachsenen all die Regeln zuschrie, die sie bis dahin kannte: Kein Feuer entzünden, wenn es trocken war, die Hände nicht vom Lenkrad nehmen, Kindern kein Bier zu trinken geben. Sie wollte, dass alle die Regeln befolgten. Betty erinnerte ihre Tochter immer wieder daran, wer hier die Erwachsene und wer das Kind war. Sie, Betty, legte die Regeln fest. *Und wenn ich etwas verabscheue, mein Liebling, dann sind das Regeln. Sie betteln doch geradezu darum, gebrochen zu werden.*

Es spielte keine Rolle, dass Charlie sagte, manche Sachen wären aber wirklich verboten. Betty lachte nur und antwortete, dass sie der Welt altklügste Tochter hätte. Sie kannte kein anderes kleines Mädchen, das sich so alt gebärdete wie sie.

Die Gardinen hingen noch am Wohnzimmerfenster, und einen Augenblick dachte Charlie, dass Betty hinter dem dünnen weißen Stoff stand und zu ihr hinaussah.

Eine übereifrige Therapeutin hatte Charlie einmal aufgefordert, in Gedanken in das Haus zurückzukehren. *Ich möchte mit Ihnen nach Lyckebo gehen, Charline. Schließen Sie die Augen und nehmen Sie meine Hand, dann gehen wir hinein.* Charlie war mit ihr in die Diele gegangen, weiter in die Küche und das Wohnzimmer. Sie waren sogar ins Obergeschoss gegangen, doch im Flur hatte Charlie der Mut verlassen.

Beschreiben Sie, was Sie sehen. Erzählen Sie es mir. Doch da hatte Charlie die Augen geöffnet und gesagt, dass sie diesen Anblick nicht wiederaufleben lassen wollte. Sie glaubte nicht, dass sie mit den Gefühlen besser zurechtkommen würde, wenn sie sie in Worte fasste.

Wie wollte sie dann das Problem lösen?, hatte die Therapeutin gefragt.

Wie wollte sie das alles hinter sich lassen und weitergehen?

Sie müssen es annehmen, Charline. Und verzeihen.

Charlie dachte damals, dass sie das nie könnte. Sie würde Betty nie verzeihen können.

Challe und Anders hatten wahrscheinlich recht. Sie wusste nicht, was gut für sie war, sie traf tatsächlich schlechte Entscheidungen. Ich werde verrückt, wenn ich hineingehe, dachte sie, nahm ihre Tasche und ging auf die Haustür zu.

Die Paletten waren vor der Seitentür zu einer Treppe aufgestapelt. Die tiefe Kerbe, die Bettys Tritt mit dem Holzschuh verursacht hatte, starrte sie wie ein aufgerissener Mund an. Sie legte die Hand auf den Türgriff. Verschluss, natürlich. Was erwartete sie denn? Gab es überhaupt noch einen Schlüssel? Sie konnte sich nicht erinnern, je einen bekommen zu haben. Dabei ist das doch mein Haus, dachte sie, als sie um die Ecke bog und einen Stein aufhob. Das ist mein Haus, und wenn ich durch ein Fenster einsteigen will, werde ich das auch tun.

Schon war sie drin. In ihren Träumen waren die Besuche im Haus immer wie Szenen aus einem Horrorfilm gewesen, doch jetzt, als die Sonne durch die schmutzigen Fenster schien und ihr der vertraute Holzgeruch entgegenschlug, schien alles viel weniger bedrohlich. Trotzdem kehrte der Schwindel zurück und der Druck im Kopf. Charlie stützte sich mit beiden Händen an den Wänden im Flur ab.

Fliegen summt in der Küche herum. Auf dem Tisch standen Tassen und Teller, als ob Besuch erwartet würde. Sie dachte an das Märchen von Goldlöckchen und den drei Bären, das Betty immer erzählt hatte. Charlie hatte es ungerecht gefunden, dass nur dem kleinen Bären das Essen weggegessen wurde und seine Sachen zerstört wurden. Betty hatte ungerührt erwidert, dass die Welt nun mal ungerecht war.

Charlie ging weiter ins Wohnzimmer, den Salon, wie Betty den Raum im Scherz genannt hatte. *Kommt, Freunde, wir trinken etwas im Salon.* Sie strich mit dem Finger durch den Staub auf dem schwarzen Klavier. Betty hatte bei den Feiern immer darauf gespielt.

Wünscht euch was, egal was.

Das Fenster neben dem Klavier war von Kletterrosen zugewachsen, die an der Außenwand emporrankten und das Zimmer in hübsches grünliches Licht tauchten. Charlie dachte, dass Betty mit noch etwas recht gehabt hatte – man musste Bäume und Pflanzen nicht stutzen und beschneiden, sondern sollte sie in Ruhe wachsen lassen. Sie sah zu der steilen Treppe, die ins Obergeschoss führte. Dort hinaufzugehen, war sie noch nicht bereit.

Auf dem Klavier stand das einzige Familienfoto, das im Haus existierte. Betty als kleines Mädchen, neben ihr ihre Mutter, eine hübsche junge Frau. Charlie dachte an all die vergeblichen Versuche, Betty dazu zu bringen, von ihrer Familie zu erzählen, der Verwandtschaft, ihrem Leben, bevor sie nach Lyckebo gekommen war. Charlie wusste nur, dass ihre Großmutter Cecilia geheißen hatte und laut Betty ein wunderbarer Mensch gewesen war. Cecilia hatte den Mut gehabt, gegen den Strom zu schwimmen, und wenn Betty etwas liebte, dann genau solche Menschen. Das lag in der Familie, etwas, worauf man stolz sein sollte.

Charlie dachte, dass ihnen das auch nichts gebracht hatte, denn alle, die gegen den Strom geschwommen waren, waren schließlich viel zu früh gestorben. Doch der Tod hatte nichts mit irgendwelchen Fehlentscheidungen zu tun, sagte Betty, sie hatten einfach Pech gehabt. So war das Leben eben. Ungerecht.

Aber wir haben doch uns, Charline. Du und ich brauchen niemand sonst. Zusammen sind wir stark.

Und was war mit ihrem Vater, würde sie niemals erfahren, wer er war?

Betty seufzte und sagte, dass da nie jemand gewesen war. Das wusste sie doch genau.

Irgendwann hatte Charlie sich damit zufriedengegeben. Bis Betty Mattias ins Haus geholt hatte. Denn wenn sie zu zweit so gut zurechtkamen, wozu brauchten sie dann Mattias?

Charlie ging in das Zimmer hinter der Küche. Die weißen Tapeten mit den Rosen hatten sich an mehreren Stellen abgelöst, und eine dicke Staubschicht bedeckte ihren alten Schreibtisch und das Bücherregal. Vor dem Fenster hing noch das Seil aus dem Obergeschoss, über das sie und ihr Bruder sich Briefe hätten schicken sollen. Betty sagte, das hätte sie sich selbst immer gewünscht, eine Schwester oder einen Bruder, mit denen man

Geheimnisse austauschen konnte.

Betty hatte Charlie für langweilig befunden, dass man nicht automatisch zu Geschwistern wurde, nur weil die jeweiligen Elternteile ein Paar waren.

Charlie brauchte jetzt wirklich was zu trinken. Wieso nüchtern bleiben, wenn sie sowieso nicht mehr arbeiten durfte? Sie öffnete die Kellertür und sprach ein stilles Gebet, dass es Bettys Schatzkammer noch gab.

Der Geruch nach Erde und Feuchtigkeit schlug ihr entgegen, als sie die Treppe hinunterging. Die schmutzigen kleinen Fensterluken ließen kaum Licht herein, weshalb sie sich vorantastete, bis ihre Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Ob der Wein in dem Verschlag noch trinkbar war? Das würde sie bald wissen. Sie nahm zwei Flaschen mit und eilte zurück ins Licht.

Erst nach einer Weile fand sie einen Korkenzieher in den unordentlichen Küchenschubladen. Betty hatte nie den Sinn in einem bestimmten System gesehen. Das war eines der Themen, das die beharrliche Dame vom Jugendamt immer wieder ansprach, Ordnung halten, feste Zeiten und deutliche Grenzen. *Wenn Sie das Mädchen behalten wollen, Frau Lager, müssen Sie zeigen, dass Sie erwachsen sind und Verantwortung übernehmen können.* Betty hatte übertrieben gelächelt und geantwortet, dass die Liebe das Wichtigste sei. Worauf die Dame seufzte und entgegnete, dass das eine das andere nicht ausschloss, dass alles zusammengehörte.

Wird sie mich mitnehmen?, fragte Charlie immer nach ihrem Besuch. *Wird die Prusseliese mich irgendwohin bringen?*

Nur über meine Leiche, antwortete Betty. *Du bist bei mir in Sicherheit, Charline.*

Doch es war gar nicht so leicht, sich bei Betty sicher zu fühlen. Nicht, weil die Schubladen und Regale unordentlich waren, es keine Grenzen gab und Charlie nach Belieben kommen und gehen konnte. Schwieriger waren Bettys Stimmungsschwankungen, die Unvorhersehbarkeit, wie sich der Tag entwickeln würde. Sicherlich wurde oft gesungen und unter den Kirschbäumen getanzt, bis zum Floß hinausgeschwommen und vierhändig auf dem Klavier im Wohnzimmer gespielt. Doch es gab auch die Tage, an denen Betty im Bett blieb und kein Licht und keine Geräusche ertrug. Tage, an denen sie nur auf dem Sofa lag und in die Luft starrte. Wenn sie sich

dann wieder aufgerappelt hatte, wurde weiter gefeiert. All die betrunkenen Menschen mit Gitarren und verwirrten Schäferhunden. Betty, die auf der Treppe stand und alle willkommen hieß. Warum kamen all diese seltsamen Menschen ausgerechnet zu ihnen nach Hause?

Weil Betty ein offenes Heim haben wollte, mit Gesang, Lachen und Musik. Das Leben war viel zu kurz für Langeweile. Charline missgönnte ihrer Mutter doch wohl nicht ein bisschen Spaß, jetzt, wo sie wieder fröhlich war?

Es spielte keine Rolle, dass Charlie sagte, sie möge das nicht, dass die betrunkenen Leute ihr Angst machten. Betty verstand überhaupt nicht, was sie damit meinte. Sie würde doch niemals irgendwelche bösen Menschen einladen. *Wenn dir jemand auch nur ein Haar krümmt ... oder auch nur daran denkt, dich anzurühren ... dann beschütze ich dich, mein Liebling.*

In den Nächten, in denen die Feste ausufernten, wenn Betty auf der Toilette einschlief und sie vor gar nichts beschützen konnte, hatte Charlie sich manchmal fast gewünscht, dass die Prusseliese käme und sie mitnähme, an einen schöneren Ort.

Jener Abend

»Da bist du ja!«, sagte Rebecka, als Annabelle ins Wohnzimmer kam. Der Fernseher war eingeschaltet und so laut, dass sie schreien musste. »Aber was ist denn mit dir los?«

Rebecka streckte sich nach der Fernbedienung und stellte den Fernseher auf lautlos.

»Was meinst du?«, fragte Annabelle.

»Du siehst aus, als hättest du ein Gespenst gesehen.«

Vielleicht habe ich das ja auch, dachte Annabelle. Als sie Rebeckas verschleierten Blick bemerkte, beschloss sie, heute nicht mehr mit ihrer Freundin über etwas Ernstes zu reden. Besser morgen.

»Ich habe schon mal angefangen«, sagte Rebecka und hob ihr Glas.

»Das sehe ich.« Annabelle registrierte den vollen Aschenbecher auf dem Couchtisch, den Alkohol, die Limonade. »Wo hast du den Alk her?«

»Aus dem Barschrank. Du bist mir was schuldig, wenn meine Mutter das merkt. Ich fasse es nicht, wie du das mit Svante vermasseln konntest. Du weißt doch, dass ich schon bezahlt hatte, oder? Dreihundert Kronen.«

»Er gibt dir die Sachen sicher später. Außerdem habe ich mich um eine Alternative gekümmert.« Sie hielt die klirrende Plastiktüte hoch.

»Bei wem hast du das gekauft?«

»Ich verrate nie meine Bezugsquellen.«

Rebecka seufzte und sagte, dass diese Heimlichtuerei echt nervte. Früher hätten sie einander alles erzählt, aber auf einmal war alles ein Geheimnis. Wozu hatte man eine beste Freundin, wenn die sich wie eine verdammte Muschel verschloss?

Annabelle nahm die Flaschen aus der Tüte. Rebecka pfiff anerkennend, als sie den Lakritzshot sah.

»Deine Quelle ist enttarnt«, meinte sie lächelnd.

»Was schaust du eigentlich an?« Annabelle setzte sich neben Rebecka

auf die Couch. Auf dem Bildschirm war eine große, aufgedunsene Leiche zu sehen.

»Das ist *Sieben*. Mama hat mir den Tipp gegeben. Ich habe sie nach dem widerlichsten Film gefragt, den sie je gesehen hat, und da hat sie den genannt. Ich habe ihn mir schon ganz angesehen, jetzt aber noch mal angefangen. Er handelt von den sieben Todsünden. Dieser fette Mann zum Beispiel«, Rebecka deutete auf den Bildschirm, »hat sich schuldig gemacht ...«

»Der Völlerei?«, vervollständigte Annabelle den Satz.

»Genau. Ich habe ganz vergessen, dass du ja Bibelexpertin bist. Auch wenn das schon irgendwie krank ist, dass du jetzt in der Kirche rumhängst. Du gehst wegen ihm da hin, oder? Nicht wegen Gott, der alten Frauen oder der Bibelgespräche. Rück schon damit raus, Bella. Du bist scharf auf den Pfarrer.«

»Hör auf«, sagte Annabelle. »Das hast du doch schon gefragt. Hannes würde nie ... vergiss nicht, dass er Pfarrer ist.«

»Das sind die Schlimmsten«, erwiderte Rebecka. »Pfarrer, Polizisten und Sozialarbeiter. Denen kann man nicht trauen. Schwörst du, dass er es nicht ist?«

»Ich schwöre.«

»Auf die Bibel?«

»Auf die Bibel.«

»Aber wer ist es dann? Ich habe jetzt schon so ziemlich jeden Mann im ganzen verdammten Ort unter Verdacht gehabt.«

Annabelle wartete schweigend, bis Rebecka fertig war. Sie blieb nie lange bei einem Thema, vor allem, wenn sie betrunken war. Eigentlich hatte sie ihr heute Abend alles erzählen wollen, von ihm, dem Kind, einfach alles, aber jetzt ... Es wäre eine Katastrophe, wenn sie jetzt etwas sagen würde.

»Jetzt kommt gleich die Gier«, verkündete Rebecka. »Verdammt, ich muss wohl doch noch Christin werden, weil ich mich jeder Todsünde schuldig gemacht habe.«

»Wer hat das nicht?«, fragte Annabelle. »Hast du eine Zigarette für mich?«

»Meine sind aus. Schau mal bei Mamas Vorrat im Schrank über dem Dunstabzug. Nimm die ganze Packung aus der Stange, dann merkt sie es nicht.«

Annabelle holte eine Packung Prince und setzte sich wieder. Dann trank sie einen Schluck von dem Drink, den Rebecka ihr aus dem mitgebrachten Alkohol gemixt hatte. Er schmeckte viel zu stark. Nach dem zweiten Schluck breitete sich das vertraute Gefühl von Schwere in ihr aus. Sie lehnte sich zurück.

»Mach nicht jetzt schon schlapp«, sagte Rebecka. »Das wird eine Höllenparty heute Abend. Die ganze Truppe ist schon dort.«

»Wer denn alles?«

»Die üblichen. William kommt auch.«

»Wie schön.«

»Du bist doch nicht sauer?«

Annabelle schüttelte den Kopf. Nein, sie war nicht sauer. Sie wollte ihn nur nicht sehen. Weder ihn noch Svante.

Kapitel neununddreißig

Der Korkenzieher lag im Gewürzregal über dem Herd.

Charlie trank die ersten Schlucke direkt aus der Flasche. Sie war nie eine Weinkennerin gewesen, aber es schmeckte zumindest nicht nach Essig.

Sie stellte sich an die Spüle und sah durch das Küchenfenster hinüber zum Schuppen, erinnerte sich, wie Betty und Mattias ihn gestrichen und angefangen hatten, eine Wand einzuziehen, damit der Junge sein eigenes Zimmer hatte, wenn er kam. Doch dann war Mattias ins Haus gezogen, und der Schuppen war halb fertig geblieben.

Warum hatte er nicht weiter dort wohnen können?

Weil Betty ihn liebte, sie liebten einander, und dann wollte man zusammenwohnen. Was war daran nicht zu verstehen?

Dass ich nicht genug bin, hätte Charlie am liebsten gesagt.

Was war denn an Mattias auszusetzen?, wollte Betty wissen. Sie konnte nicht nachvollziehen, was Charline gegen ihn hatte. Er hatte ihr doch nie etwas getan?

Charlie wusste nicht, was sie darauf antworten sollte. Nein, er hatte ihr nie etwas getan, und trotzdem wünschte sie sich, dass er nie zu ihnen gezogen wäre, dass er verschwinden sollte. Denn mit seinem Einzug wurde alles schlimmer: die Feiern, das Saufen, das Chaos. War es da wirklich so schwer zu verstehen, dass sie ihn hasste?

Nach einem Glas Wein hatte Charlie eine Entscheidung getroffen. Sie würde hier bleiben und das tun, was die beharrliche Therapeutin vorgeschlagen hatte: sich ihren Dämonen stellen. Alles andere hatte schließlich nicht funktioniert, was hatte sie also schon zu verlieren? Sie nahm ihr Handy, rief Susanne an und erzählte ihr, wo sie sich befand.

»Was machst du denn da?«

»Ich konnte nicht länger im Motel bleiben. Ich bin krankgeschrieben.«

»Warum?«

»Wahrscheinlich, weil ich ... tatsächlich krank bin.«

»Soll ich vorbeikommen?«

»Ja, das wäre toll.«

»Brauchst du etwas?«

»Ja, ich brauche ...« Charlie sah sich um. »Ich brauche Putzzeug, Bettwäsche, Wasser, einen Campingkocher, wenn du so was hast. Eigentlich brauche ich alles.«

Eine Stunde später war Susanne mit zwei großen IKEA-Tüten bei ihr.

»Wahnsinn, wie hier alles zugewachsen ist«, sagte sie. »Man müsste hier ordentlich ausputzen, das Unterholz rausholen und ...«

»Ich will nicht für immer hier einziehen«, unterbrach Charlie sie. »Ich dachte nur ... wenn ich ohnehin schon mal da bin, kann ich mich auch ein wenig um das Haus kümmern.«

»Ja. Es sieht tatsächlich danach aus, als müsste man sich ein wenig mehr darum kümmern.«

Sie gingen ins Haus und packten aus. Susanne wischte die Schränke aus und seufzte, als sie entdeckte, dass der Kühlschrank nicht funktionierte. Wie wollte Charlie ohne Kühlschrank zurechtkommen?

Charlie erwiderte, dass sie alles in den Keller stellen konnten, es war ziemlich kalt dort unten.

»Warst du oben?«, fragte Susanne.

»Nein.«

»Wir können gern gemeinsam hochgehen und ...«

»Es reicht erst mal, wenn wir hier unten für Ordnung sorgen.«

Als sie fertig waren, setzten sie sich an den Küchentisch, und Charlie schenkte Susanne ein Glas Wein ein.

»Also, was ist los?«, fragte ihre alte Freundin.

»Mir ging es in letzter Zeit nicht gut. Ich ... trinke zu viel.«

»Wer tut das nicht?« Susanne zündete sich eine Zigarette an. »Es ist alles anders gekommen, als wir es uns vorgestellt haben. Wir haben geglaubt, wir würden nicht so werden wie sie, aber am Ende setzen sich die Gene oder was auch immer doch durch. Man kommt nicht dagegen an.«

»Wir sind nicht wie sie«, protestierte Charlie. »Wir sind nicht unsere

Eltern.«

»Ich bin auf jeden Fall nicht weit davon entfernt. Ich habe das Gefühl, dass ich verdammt kurz vor diesem letzten Schritt stehe, wenn du verstehst, was ich meine. Dass ich einfach die Kontrolle verliere.«

»Du wurdest aber nicht suspendiert.«

»Aber auch nur, weil ich keinen Job habe«, erklärte Susanne. »Wenn ich einen hätte, dann hätte man mich garantiert auch freigestellt.«

Charlie musste lachen.

»Erzähl«, sagte Susanne. »Was ist passiert?«

Charlie berichtete von der Nacht mit dem Journalisten, in der sie offenbar polizeiinterne Informationen weitergegeben hatte. Sie konnte sich zwar nicht daran erinnern, aber ihr Chef hatte genug und sie von dem Fall abgezogen.

»Geht es um das Video?«, fragte Susanne. »Ich habe davon im Internet gelesen.«

Charlie nickte.

»Es existiert also tatsächlich?«

»Ich darf dazu nichts sagen. Ich habe schon genug angerichtet.«

»Vielleicht hat auch jemand anders geplaudert«, sagte Susanne. »Du weißt doch selbst, wie die Leute hier sind, wie sie sich in alles einmischen.«

Charlie nickte. Oh ja, das wusste sie.

»Aber manchmal schnüffeln sie in der falschen Richtung«, sagte sie. »Und zerstören dabei sogar Spuren.«

»Und manchmal schnüffeln sie in der richtigen Richtung.«

Charlie blickte zum Fenster und sagte, sie wolle nach draußen gehen.

Sie nahmen Gläser und Stühle mit und setzten sich in Bettys Sonnenecke. Dann sprachen sie über die Feiern. Wie viele hatte es eigentlich in Lyckebo gegeben? Hunderte? Tausende?

Sie lachten über den alten Mann, der abgestürzt war, als er das Regenrohr vor Bettys Zimmer hinaufgeklettert war, über Susannes Vater, den sie im Schuppen mit einer anderen Frau erwischt hatten. Sie sprachen über alle Nächte, die sie eng aneinandergeschmiegt in Charlies Einzelbett verbracht hatten, wie sie einander flüsternd Gruselgeschichten erzählt hatten, von Sargnägeln und Geistern im Wald, doch eigentlich waren alle

Geister bei ihnen im Haus und gar nicht tot.

»Willst du wirklich noch fahren?«, fragte Charlie, als Susanne einige Stunden später fluchend feststellte, wie spät es geworden war.

»Sind ja nur kleine Straßen«, sagte Susanne. »Und die Polizei hat Wichtigeres zu tun.« Himmel, wie spät es schon war. Isak würde sie umbringen. Sie hatte versprochen, Abendessen zu kochen, zu putzen und sonst noch einiges zu erledigen. Andererseits, meinte sie, als sie aufstand, hatte Isak auch eine Menge versprochen, zum Beispiel, ihr treu zu sein.

»Ist er das denn nicht?«, fragte Charlie.

»Nein. Mein Mann ist ein untreuer Mistkerl. Ich begreife nicht, warum ich ihn überhaupt geheiratet habe.«

»Das kann man ja vorher nicht wissen«, sagte Charlie.

Susanne lachte und erwiderte, damit könne sie sich nicht herausreden. Sie wusste ja, wie die meisten Männer waren, weshalb ihr eigentlich hätte bewusst sein müssen, dass die Wahrscheinlichkeit, einen normalen Kerl unter all den Schweinen zu erwischen, verschwindend gering war.

»Warum lässt du dich nicht scheiden?«, fragte Charlie.

»Aus den üblichen Gründen. Die Kinder, keine Kraft, keine Hoffnung, dass es besser werden würde. Das Geld.«

»Wir leben doch aber nicht mehr im neunzehnten Jahrhundert.«

»Manche von uns schon. Manche von uns haben keine Wahl.«

Einen Moment wollte Charlie Anders' dummen Spruch wiederholen, dass jeder eine Wahl hatte. Hatte sie seine Sicht der Dinge trotz allem beeinflusst? Manchmal hat man vielleicht tatsächlich die Wahl, dachte sie, aber oft stand ihr der Zufall, das Schicksal oder was auch immer im Weg.

Eine andere Zeit

Rosa sagt, dass man tun muss, was der Geist verlangt.

Was passiert sonst?

Sonst muss eine von ihnen beiden sterben, und das will sie doch nicht?

Alice sagt, dass sie nicht sterben will. Mama und Papa wären sehr traurig, wenn sie tot wäre.

»Welcher Papa?«, fragt Rosa. »Du hattest doch nie einen, Allie?«

Alice sagt, wohl habe sie einen Vater, der ist auf dem Meer, und Rosa lacht und erwidert, dass Alice mit ihren Pippi-Langstrumpf-Geschichten aufhören und die Wahrheit akzeptieren soll: Ihr Vater ist abgehauen. Er liebt sie nicht. *Keiner liebt dich so wie ich, Allie.*

Kapitel vierzig

Nach Susannes Abfahrt blieb Charlie noch draußen sitzen. Sie lehnte sich zurück und hielt das Gesicht mit geschlossenen Augen in die warme Nachmittagssonne.

Sie musste eingeschlafen sein, denn sie wachte davon auf, dass etwas ihr nacktes Bein streifte. Zuerst dachte sie an einen Dachs, ein Tier, vor dem sie aus unerfindlichen Gründen panische Angst hatte, doch bevor sie schreien oder um sich treten konnte, sah sie, dass sie Besuch von einer Katze bekommen hatte. Sie sah wie eine dünnere Version der Albinokatze aus, die sie früher gehabt hatten, dasselbe bleiche Fell und die hellblauen Augen. Wie alt wurden Katzen eigentlich?

Nein, dachte sie, als sie in die Knie ging und das Tier heranzulocken versuchte. Ihre Katze war damals schon alt gewesen. Betty hatte ab und zu Witze darüber gemacht – die älteste Katze der Welt und die älteste Tochter der Welt. Vielleicht war das ja ein Nachkomme ihrer Katze.

Charlie streichelte ihr über den Rücken, der voller Narben und Wunden war. Das eine Ohr war eingerissen und hing nach unten. Nach anfänglichem Misstrauen legte sich das Tier auf den Bauch und begann zu schnurren.

»Warst du in eine Schlägerei verwickelt?«, flüsterte Charlie. »Wer hat dir wehgetan? Bist du hungrig?« Sie ging in den Keller, holte eine der Milchpackungen, die Susanne mitgebracht hatte, und goss ein wenig auf einen frisch gespülten Porzellanteller. Die Katze war noch da, als sie zurückkam, und schleckte gierig die Milch. Die Knochen zeichneten sich deutlich unter dem Fell ab. Diese Katze war ganz sicher noch nie entwurmt worden. Betty hatte sich nie darum gekümmert, entwurmen, kastrieren, einschläfern lassen. Das Leben sollte seinen Gang gehen.

Selbst am Abend war die Hitze noch drückend. Charlie war nicht mehr unten am See gewesen seit dem Sommer, in dem sie dreizehn geworden

war, doch jetzt wollte sie ihn wiedersehen. Das Muskelgedächtnis war etwas Seltsames, dachte sie, als sie den Weg hinunter zum Wasser ging, die Füße erinnerten sich an jede Wurzel und jeden Stein. Wie oft war sie den Weg mit Betty zusammen gegangen, zu ihren abendlichen Schwimmausflügen von Anfang Juni bis Ende August.

Der See lag spiegelblank vor ihr. Charlie blieb stehen. Sie hatte ganz vergessen, wie wunderschön es hier war. Nebel stieg vom Wasser auf. Eine Möwe schrie, alles glitzerte. Sie trat auf den Steg, der an manchen Stellen verrottet war. Vorsichtig ging sie bis zum Kopfende, setzte sich und blickte hinunter in das dunkle Wasser.

Wenn man zu tief taucht, sagte Betty einmal, als Charlie ihr zeigen wollte, wie lange sie tauchen konnte, wenn man zu tief taucht, kann einen die Kälte so verwirren, dass man glaubt, unten wäre oben und oben wäre unten, und man begreift erst, dass man nach unten schwimmt, wenn es zu spät ist.

Charlie zog ihre Schuhe aus und ließ die Füße ins Wasser hängen, schloss die Augen und stellte sich den Erinnerungen.

Es war Mittsommer. Betty hatte schon früh am Tag zu trinken angefangen. Sie hatte einen kleinen Maibaum gebastelt und bestand die ganze Zeit darauf, dass alle tanzen sollten. *Es ist doch schließlich Mittsommer! Was habe ich denn für eine Langweilertruppe eingeladen?*

Susanne und Charlie hatten keine Lust, mit den Erwachsenen um den Maibaum zu torkeln. Sie saßen in Bettys Zimmer, rauchten und blickten zu den Idioten hinunter, die durch den Garten schwankten.

Als ob wir beide hier die einzigen Erwachsenen sind, Charlie.

Natürlich gab es Streit. Betty weinte wegen etwas, stieß alle weg, die sich ihr näherten und versuchten, sie zu trösten. Es war ihre Feier, und sie weinte, so viel sie wollte. Nach Mitternacht waren die Gäste nach Hause gegangen, doch Betty gab immer noch keine Ruhe. Sie schrie Mattias an, dass er ein Feigling wäre, ein Vollidiot, und Mattias schrie zurück, dass er kein Ritter auf dem weißen Ross wäre, der sie retten würde, falls sie das glaubte.

Denn die Wahrheit ist, Betty Lager, dass dich niemand retten kann.

Betty hatte sich auf ihn gestürzt und auf seine Brust eingeschlagen.

Warum er dann überhaupt bei ihr blieb, wollte sie wissen, wenn sie rettungslos verloren war. Was zum Teufel machte er dann in ihrem Haus? Warum verpisste er sich nicht?

Charlie war an den See geflüchtet, hatte sich auf den Steg gesetzt und auf den Sonnenaufgang gewartet, den neuen Tag. Irgendwann war Mattias aufgetaucht. Er sah sie nicht, ging schwankend in einiger Entfernung von ihr direkt zum Strand, schob den alten Kahn ins Wasser, watete ein Stück hinaus und hievte sich schließlich in das Boot. Er ruderte langsam und ungleichmäßig, und Charlie überlegte, ob sie ihn zurückrufen sollte. Ihm sagen sollte, dass er still im Boot sitzen musste und dass der See schon bald sehr tief werden würde, doch sie tat es nicht. Und dann ging alles furchtbar schnell. Sie sah, wie er sich aufrichtete, kurz schwankte und dann ins Wasser fiel. In der dunklen Tiefe verschwand.

Und was tat sie? Schwamm sie mit dem Rettungsring hinaus?

Nein.

Rannte sie hinauf zum Haus, holte Betty, wählte sie den Notruf?

Nein, auch das nicht.

Sie saß einfach nur auf dem Steg und sah zu, wie die Wasseroberfläche wieder glatt wurde, während sich eine seltsame Ruhe in ihr ausbreitete.

»Was hatte er überhaupt auf dem See zu suchen?«, sagte Charlie zu Betty, als die Polizei im Wasser nach Mattias suchte.

Betty schrie laut, dass sie es nicht wüsste. Woher sollte sie das denn wissen? Er wollte wohl ... irgendwohin rudern. Was spielte es denn für eine Rolle, warum er es getan hatte? Wie konnte sie so ruhig bleiben, wenn Mattias verschwunden war? Mattias war verschwunden!

»Er hat gerade erfahren, dass er seinen Sohn zu sich nehmen darf«, sagte Betty, als man ihnen mitteilte, dass die Polizei die Suche einstellen würde. Sie konnten doch nicht einfach aufhören zu suchen, was sollte denn aus dem Jungen werden?

Vielleicht war er gar nicht auf den See hinausgefahren, überlegte sie, auch wenn Charlie auf das Offensichtliche hinwies, seine Jacke im Boot, dass alles darauf hindeutete, dass ...

Aber warum zum Teufel noch mal fand man ihn nicht?

Immer wieder erinnerte Charlie sie daran, wie tief der Skagern war. Betty weinte und jammerte, dass alles so ungerecht sei. Sie hatten es doch so gut zusammen gehabt. Und Mattias war so glücklich wegen des Jungen gewesen.

Charlie sagte, wenn er denn so glücklich war, hätte er ja nicht sturzbetrunken auf den See rudern müssen.

»Wer hat denn gesagt, dass er glücklich war?«, schrie Betty sie an. »Ich habe gesagt, er war glücklich wegen des Jungen, aber sonst ... Und außerdem ist nicht der Alkohol das Problem, sondern dass er nicht schwimmen kann.«

Danach vergaß Betty, dass sie Geld verdienen musste, eine Tochter hatte. Sie lag nur noch im Bett und starrte an die Decke.

Am Ende holt es einen wieder ein.

Was denn, Mama? Was holt einen ein?

Alles. Einfach alles.

Betty zermartete sich den Kopf, was passiert war. Hatte er Angst gehabt, Schmerzen? Es half nichts, dass Charlie sie mit ihren eigenen Worten zu trösten versuchte, dass der Tod durch Ertrinken der schönste sei. Betty erwiderte, dass sie das überhaupt nicht wissen könnten, und außerdem war es ihr egal, sie wollte einfach nur Mattias zurückhaben. Ohne ihn war sie wie ein Blatt im Wind, ohne ihn würde sie einfach wegtreiben. Nichts hielt sie mehr am Boden fest.

Charlie dachte an das Sofa, auf dem Betty im letzten Jahr so viel Zeit verbracht hatte. Wie sie dort lag und fror, auch wenn es warm war, und sich über das Licht beschwerte, das durch die Ritzen zwischen den Decken drang, die sie vor die Fenster gehängt hatte. *Das Licht, Schatz. Wir müssen das Licht aussperren.*

Auf dem Couchtisch standen eine Flasche Whisky und Unmengen Tabletten. In der Nacht irrte Betty durchs Haus wie ein Gespenst. Manchmal wachte Charlie auf und sah das bleiche Gesicht ihrer Mutter über sich. Aber als die Mitarbeiter des Jugendamtes auf den Paletten vor der Tür standen und fragten, ob sie hineinkommen dürften, sagte Charlie, dass das nicht nötig sei, dass ihre Mutter sich nur ausruhte. Alles würde gut werden, wenn sie genug Ruhe bekam.

Doch es machte keinen Unterschied, wie viel Betty schlief, wie sehr Charlie auch flüsterte und alle Lichtquellen abdeckte. Die Wochen vergingen, die Ferien waren zu Ende, und Betty lag noch immer auf dem Sofa. Ihr Haar war so verfilzt, dass man es wahrscheinlich nie wieder auskämmen konnte. Die Schule begann, das Laub verfärbte sich, und Betty lag noch immer auf dem Sofa. Charlie ging nach der Schule mit zu Susanne, zusammen waren sie im alten Dorfladen, sowohl am Wochenende als auch unter der Woche. Die Partys gaben Charlie die Kraft, Bettys Anblick zu ertragen, ein wenig Essen in sie hineinzuzwingen, zu hoffen, dass sie eines Tages nach Hause käme und ihre Mutter in der Küche anträfe. Sie würde am Herd stehen und rauchen, den Telefonhörer am Ohr, und Leute zur nächsten Feier einladen. Aber es gab nie wieder ein Fest in Lyckebo.

Jetzt, dachte Charlie, als sie zum Haus zurückkam. Jetzt gehe ich nach oben, in Bettys Zimmer. Sie trank noch rasch ein halbes Glas Wein und dachte, dass sie schon nicht davon sterben würde, und wenn doch, war es vielleicht einfach Schicksal oder was auch immer. Der Kreis hätte sich geschlossen.

Sie ging die steile Treppe hinauf, durch den Flur, öffnete die knarrende weiße Holztür zu Bettys Schlafzimmer und trat über die hohe Schwelle. Sie blieb mit zitternden Knien stehen, nahm allen Mut zusammen und ging geradewegs zum Fenster, um die Gardinen aufzureißen. Abendlicht strömte ins Zimmer.

Sie sah zu dem ordentlich gemachten Bett. Wer hatte die mit Erbrochenem verschmutzte Bettwäsche abgezogen?

Charlie blickte zu Bettys Kleiderstange. Ihr rotes Lieblingskleid hing noch dort, staubig und schlaff neben alten Pelzen und Mänteln. Charlie ging dorthin und bohrte ihr Gesicht in einen der Pelze, auf der Suche nach Bettys ganz besonderem Duft, doch er roch einfach nur muffig. Als sie zu dem Schminktisch sah, wurde sie von Erinnerungen überrollt. Betty, die halb auf dem Tisch lag, die Arme schlaff an den Seiten herabhängend. Das Surren der Fliegen. Charlie hatte sofort Bescheid gewusst. Trotzdem war sie in den Raum gerannt, hatte Betty von dem Hocker gezerrt und

versucht, den leblosen Körper in eine stabile Seitenlage zu bringen. Betty war bereits kalt, trotzdem hatte Charlie ihr hart auf die Wangen geschlagen und versucht, sie zu beatmen. Sie wusste nicht, wie lange sie es versucht hatte. Eine Minute? Eine Stunde? Dann war sie in den Wald gerannt, Zweige peitschten ihr ins Gesicht, doch sie hatte keinen Schmerz gespürt. Gar nichts hatte sie gespürt.

Ein Unfall, sagte man später zu ihr. Betty hatte vermutlich zu viel von ihrem Schlafmittel erwischt. Die Kombination mit Alkohol hatte der Körper nicht verkraftet.

Charlie zog den weißen Hocker vor und setzte sich an den Schminktisch, Bettys wertvollsten Besitz, der vorher ihrer Mutter und davor ihrer Großmutter gehört hatte und davor ... Charlie wusste nicht, wie lange der Tisch schon in Familienbesitz war. Wie oft hatte sie neben Betty gestanden, wenn diese sich für eine Feier zurechtmachte, hatte bewundernd zugesehen, wie sie das dichte dunkle Haar kämmte, Parfüm auftrug, die Lippen rot schminkte. Manchmal hatte Betty Charlie erlaubt, einen Kussmund zu machen, und sie mit hellrosa Lippenstift geschminkt. Und dann hatte sie den Kopf zur Seite geneigt und gesagt: »Nicht zu fassen, wie man so süß sein kann.«

In der obersten Schublade lagen eine Puderquaste, alte Wimperntusche und eine Flasche eingetrockneter Nagellack. In der zweiten stand eine kleine Schmuckschatulle. Charlie konnte sich nicht erinnern, sie schon mal gesehen zu haben. Als sie sie öffnete, klappte eine Ballerina mit einem löchrigen Tüllrock hoch. Charlie zog die kleinen Schubladen heraus, in denen Plastikringe, einige Broschen und ein Schwimmbadabzeichen lagen, und darunter ... Charlie hielt die kleine Kette mit dem roten Stein in die Höhe. Sie war keine Expertin in Sachen Schmuck, aber die Kette wirkte teuer. Sie war zu kurz, um sie um den Hals zu tragen, stattdessen wand Charlie sie zweimal um das Handgelenk und betrachtete den roten Stein. Erst als sie die anderen Sachen zurück in die Schatulle legen wollte, sah sie das Foto. Ein vielleicht dreizehnjähriges Mädchen mit ernstem, blassem Gesicht. Betty war es nicht. Doch wer war es dann, und warum kam sie Charlie so bekannt vor?

Jener Abend

Arm in Arm schwankten sie den Weg entlang. Rebecka stimmte ein Trinklied an: »Vater schwankt herein, betrunken wie ein Schwein!«

»Ein Schwein!« Annabelle lachte so sehr, dass sie stehen bleiben musste.

»Hast du gerade Schwein gesagt?«

»Ja, geht das Lied nicht so?«

»Betrunken wird er sein!«, korrigierte Annabelle sie.

Rebecka fand Schwein besser. Sie stellte es sich bildlich vor, ein Vater, voll wie ein Schwein.

Vater kommt herein, betrunken wie ein Schwein, und schlägt mit seinem Ringelschwanz den Takt zum Tanz.

Annabelle bat sie, still zu sein. Sie wollte etwas Seriöseres singen.

»Und was?«, fragte Rebecka.

Das Lied, das sie am letzten Schultag in der Kirche gesungen hatten.

»Welcher letzte Schultag?«

Annabelle erinnerte sie daran, dass sie nur einmal zusammen bei einem Schulabschluss gesungen hatten, nämlich am Ende der neunten Klasse.

Rebecka lachte und sagte, das hätte sie vergessen. Es war so lange her. Doch an das Lied erinnerte sie sich noch. »That's What Friends Are For«.

Der Text war banal, erfüllte Annabelle jedoch trotzdem mit Wehmut. Bald würden sie sich trennen, sie und Rebecka. Vor einigen Jahren hatten sie einander geschworen, immer beieinanderzubleiben. Wie viele beste Freundinnen hatten sich das nicht schon versprochen?, dachte Annabelle. Und wie viele hatten dieses Versprechen gehalten?

Den Refrain sangen sie aus voller Kehle.

Plötzlich blieb Rebecka stehen.

»Was ist los?«, fragte Annabelle.

»Ich habe ein Geräusch gehört.« Rebecka sah Richtung Wald. »Du etwa nicht?«

Annabelle schüttelte den Kopf. Wie hätte sie etwas hören sollen bei ihrem lauten Gesang? Doch Rebecka war sich sicher, irgendetwas war im Wald. Nur was?

Annabelle meinte, im Wald lebten viele Tiere, und Rebecka erwiderte, dass es hoffentlich auch nur ein Tier gewesen war.

»Was denn sonst?« Annabelle stieß ihr leicht den Ellbogen in die Seite.
»Du wirst immer so verdammt paranoid, wenn du was trinkst.«

»Und du viel zu entspannt. Scheiß drauf, aber gib nicht mir die Schuld, wenn wir von hinten von irgendeinem Wahnsinnigen niedergeschlagen werden.«

»Du solltest nicht so viele Horrorfilme schauen, Becka.«

Kapitel einundvierzig

Charlie lag in ihrem alten Kinderzimmer und sah zur Holzdecke hinauf. Sie erinnerte sich, dass sie als Kind Figuren in dem Muster erkannt hatte, doch jetzt sah sie nur ... Holz. Sie hörte das leise Scharren von Mäusepfoten auf dem Dachboden. Als sie noch klein war, hatte sie sich immer vorgestellt, das wäre der Geist des Mannes, dem das Haus vor ihnen gehört hatte. Er hatte sich auf dem Dachboden erhängt. Betty hatte ihr das einmal als nette Gutenachtgeschichte erzählt. Ja, natürlich war das traurig, aber: Des einen Leid, des andern Freud. Wenn dieser Mann sich woanders umgebracht hätte, dann hätte sie sich das Haus niemals leisten können. So war der Preis viel niedriger, nachdem alle im Ort wussten, was dort geschehen war. Charlie dachte an all die späteren Tragödien in Lyckebo. Das Haus würde kaum zu verkaufen sein, wurde ihr bewusst. Vielleicht fand sie einen Interessenten aus Deutschland oder Norwegen. Die Nähe zum See, der Garten und der Wald würden einen Verkauf vielleicht doch ermöglichen.

Sie hatte keine Lust auf eines der Bücher, die sie aus Stockholm mitgebracht hatte, und wollte gerade in ihrem alten Regal nach einem Jugendbuch suchen, als ihr Annabelles Bibliotheksbücher einfielen, die sie noch nicht zurückgebracht hatte. Sie stand auf und holte die Tüte aus ihrer Reisetasche. *Jane Eyre* lag obenauf. Charlie hatte es vor einer Ewigkeit selbst gelesen. Vielleicht war das ein guter Kontrast zu der finsternen Gewalt, mit der sie in letzter Zeit konfrontiert gewesen war. Da sah sie, dass das Buch nicht aus der Stadtbibliothek war und jemand eine Widmung hineingeschrieben hatte.

Ich hoffe, es gefällt dir genauso sehr wie mir.

Rochester

Charlie holte ihr Handy und rief Anders an.

»Rochester«, sagte sie aufgeregt, als er sich meldete.

»Was?«

»Annabelle hat ihn Rochester genannt. Der englisch klingende Kosenamen mit R. Rochester ist der verheiratete Mann, der in *Jane Eyre* ein Verhältnis mit dem Kindermädchen hat. Der mit der verrückten Ehefrau auf dem Dachboden. War Annabelle bei irgendwem Babysitter? Haben wir das übersehen?«

»Das hätten wir erfahren«, erwiderte Anders. »Außerdem konzentrieren wir uns im Moment nicht mehr so sehr auf den eventuellen Liebhaber, wie du sicher nachvollziehen kannst.«

»Hat Svante gestanden?«

»Du weißt, dass ich eigentlich nicht mit dir darüber reden darf.«

»Aber jetzt hast du es ja schon getan. Hat er gestanden?«

»Nein, nicht einmal die Vergewaltigung. Was eigentlich nur ein Beweis ist, dass er ein guter Lügner ist. Es ist schwer, an ihn heranzukommen. Laut Aussage seiner Freunde war er die ganze Nacht im alten Dorfladen, bis zum Morgengrauen.«

»Freunde, die sich nicht trauen, etwas anderes zu sagen.«

»Genau. Wir versuchen eine Lücke in der Geschichte zu finden, aber ohne weitere Beweise, ohne eine Leiche oder wenigstens ein ausgesprochenes Motiv ist das ziemlich schwer.«

»Überprüft doch mal, ob sie irgendwo Babysitter war«, sagte Charlie. »Vielleicht beim Pfarrer oder einem anderen Mann mit Kindern in ihrer Umgebung.«

»Charlie«, sagte Anders, »ich bin dir dankbar für deine Hilfe, aber du gehörst nicht mehr zum Ermittlerteam, du sollst dich ausruhen und ...«

»Das lässt sich ja wohl nicht von einem Tag auf den anderen abschalten.« Charlie hustete. Sie war den Tränen nahe, aber sie wollte Anders nicht zeigen, wie getroffen sie war. »Ihr braucht mich«, sagte sie leise. »Ich kann mich ausruhen, wenn wir sie gefunden haben.«

»Nein. Hör auf Challe.«

Charlie atmete tief durch und antwortete, ja, das werde sie tun. Die Tränen tropften lautlos auf ihr T-Shirt.

»Kann es sein, dass du zu sehr persönlich in den Fall involviert bist?«, meinte Anders. »Vielleicht fällt es dir schwer, Abstand zu wahren, wenn

man bedenkt, dass du hier aufgewachsen bist.«

Vielleicht ist aber auch gerade das meine Stärke, wollte Charlie antworten, aber sie schwieg, weil ihre Stimme versagen würde.

»Ich glaube ...«, fuhr Anders fort, doch da legte Charlie wortlos auf.

Kapitel zweiundvierzig

Charlie wachte bereits um fünf Uhr morgens von Vogelgezwitscher und Sonnenschein auf. Sie schwitzte, obwohl sie die Decke weggestrampelt hatte. Sie hatte von Annabelle geträumt. Sie waren zusammen den Schotterweg hinter dem Dorfladen entlanggegangen, schweigend, sich an den Händen haltend. Jemand hatte ihnen etwas zugerufen. Als sie sich umdrehten, sah Charlie ein barfüßiges Mädchen im weißen Nachthemd, das rasch auf sie zukam. Mit jedem Meter schien sie älter zu werden, erst eine junge Frau, dann eine erwachsene Frau in mittleren Jahren, und als sie bei ihnen angekommen war, war sie eine ausgemergelte, weißhaarige alte Dame. Dennoch war sie zweifellos als Betty zu erkennen.

Du wirst nie eine Tänzerin, Charline, sagte sie und lächelte. Alles außer einer Tänzerin, Schatz.

Dann umfasste Betty Annabelles Handgelenk und ging mit ihr fort.

Ich habe einen ganzen Garten voller Kirschen, hörte Charlie sie sagen. Das ist fast wie im Paradies. Ich habe das Grundstück billig kaufen können. Des einen Leid, des andern Freud, wie es so schön heißt.

Charlie hatte keinen Ton herausgebracht und wie gelähmt dagestanden und zugesehen, wie Betty und Annabelle am Horizont verschwanden.

Im Traum war sie etwas ganz nahe gewesen. Vergeblich versuchte sie, noch einmal einzuschlafen. Um sieben stand sie auf und füllte ein großes Glas mit Wasser aus dem Kanister, den Susanne mitgebracht hatte. Die Sonne hatte bereits ordentlich Kraft. Es würde ein heißer Tag werden.

Nach dem gestrigen Telefonat mit Anders hatte sie sich geschworen, sich von den Ermittlungen fernzuhalten. Sie hatte Challe schon genügend aufgebracht und wollte sich darauf konzentrieren, ihm zu zeigen, dass sie seine Anweisungen ernst nahm und psychisch stabil war. Aber jetzt erkannte sie, dass das unmöglich war. Annabelle war immer noch

verschwunden, und Charlie war hierhergekommen, um sie zu finden, und dieser Fehltritt mit dem Journalisten ... Das machte sie nicht automatisch unfähig, das Mädchen aufzuspüren. Sie war immer überzeugter davon, dass sie das Video Johan gegenüber nicht erwähnt hatte. Warum hätte sie das auch tun sollen? Sich zu blamieren, wenn sie betrunken war, war das eine, aber sie würde niemals vertrauliche Informationen über einen Fall ausplaudern. So gut kannte sie sich selbst. Als sie ihren Kaffee getrunken hatte, ging sie hinein und holte *Jane Eyre*. Dagegen konnte ja wohl niemand etwas haben, wenn sie das Buch Annabelles Eltern zurückbrachte.

Bettys rotes Monark-Fahrrad stand unter dem kleinen Vordach des Brennholzschuppens. Die Pumpe klemmte am Rahmen. Charlie pumpte die Reifen auf und überprüfte, ob die Bremsen funktionierten.

Bis zu Nora und Fredrik ging es fast die ganze Zeit bergab, trotzdem war ihr Rücken schweißnass, als sie ihr Ziel erreichte. Sie lehnte das Fahrrad an den Zaun und ging auf das Haus zu. Der Rasenmäher stand immer noch am selben Platz.

Fredrik öffnete auf ihr Klopfen.

»Ist etwas passiert?«, fragte er.

Charlie verneinte.

»Was wollen Sie dann?«, fragte Nora, die hinter ihrem Mann aufgetaucht war. »Was ist denn jetzt schon wieder?«

»Ich habe nur ein paar Fragen zu einem Buch, sonst nichts.«

»Kann man Ihnen überhaupt glauben?« Nora warf ihr einen misstrauischen Blick zu. »Wenn man bedenkt, was in den Zeitungen stand. Aber Sie können natürlich auch nichts zu dem Video sagen, oder?«

»Man darf nicht alles glauben, was die Zeitungen schreiben.«

»Und wem soll man dann glauben? Warum erfahren wir nichts?«

»Ich bin krankgeschrieben«, erklärte Charlie, »und deshalb nicht länger für den Fall zuständig.«

»Was tun Sie dann hier?« Nora starrte sie mit leerem Blick an. »Warum kommen Sie dann her und faseln etwas von irgendeinem Buch?«

»Ich wollte es nur zurückgeben.« Charlie reichte Nora *Jane Eyre*. »Sie sagten, die Bücher gehörten der Stadtbibliothek«, Charlie wandte sich an Fredrik, »aber das hier gehört Annabelle. Ich dachte, Sie wissen vielleicht,

von wem sie es bekommen hat. Es hat eine Widmung.«

Nora fixierte sie schweigend.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte Charlie.

»Wo haben Sie das her?« Nora deutete auf die Kette mit dem roten Stein um Charlies Handgelenk.

»Das Armband? Das hat meiner Mutter gehört.«

»Und wer war Ihre Mutter?«

Charlie wollte Nora nichts über sich erzählen. Dennoch antwortete sie, dass sie Betty Lagers Tochter war.

Nora fixierte sie noch immer.

»Was ist denn ...?«

»Gehen Sie«, sagte Nora plötzlich. »Na los, gehen Sie schon.«

»Sie gehen jetzt wirklich besser«, schaltete Fredrik sich ein.

»Aber ...«

Nora trat einen Schritt vor und stieß Charlie weg.

»Was machst du da, Nora?« Fredrik packte seine Frau an den Schultern.

»Ich will, dass sie verschwindet«, sagte Nora aufgebracht und deutete auf Charlie.

»Was ist denn los mit dir?« Fredrik versuchte, Nora zu beruhigen.

»Weg hier!«, schrie Nora. »Weg hier, Charline!«

Eine andere Zeit

Es beginnt mit der laut maunzenden Katze. Der Geist sagt: Bringt sie für immer zum Schweigen.

»Das kann man nur auf eine Art interpretieren«, sagt Rosa ernst. Sie gehen hinaus und suchen nach dem Tier. Die rot getigerte Schreikatz findet man immer leicht. Rosa geht in die Hocke und lockt sie an. Die Katze kommt sofort heran und streicht um ihre Beine. Rosa nimmt sie auf, und dann gehen sie zu der vollen Regentonne hinter dem Haus.

»Jetzt musst du sie nur nehmen und festhalten«, befiehlt Rosa und reicht Alice das maunzende Tier. »Drück sie unter Wasser.«

Alice schüttelt den Kopf. Das kann sie einem unschuldigen Tier nicht antun.

Rosa sagt, dass es hier nicht um die Katze geht, sondern um eine Forderung des Geistes. Wenn sie dieser nicht nachkommen, wird ihnen etwas Schreckliches zustoßen, und das will sie doch hoffentlich nicht?

Alice will antworten, dass sie nicht an Geister glaubt, dass sie keine Katze ertränken wird, egal, was Rosa sagt. Doch sie drückt das fauchende, sich wild wehrende Tier unter Wasser, sieht, wie die gelben, vor Angst geweiteten Augen zu ihr aufblicken.

Es geht nicht. Sie kann das nicht. Die Katze schnappt nach Luft, als sie sie herauszieht. Sie sieht so jämmerlich aus mit dem nassen Fell. Doch sie kratzt nicht mehr, wehrt sich nicht mehr. Atmet nur stoßweise mit geschlossenen Augen.

»Ich kann nicht«, flüstert Alice.

»Dann muss ich es eben selbst tun«, sagt Rosa ungehalten und reißt ihr die Katze aus den Händen, die weiterhin keinen Widerstand leistet und nur kraftlos da hängt wie ein nasser Lappen. Sie gibt ein leises Maunzen von sich, bevor Rosa sie wieder unter Wasser drückt.

Alice dreht sich um und hält sich die Ohren zu. Sie hat das Gefühl, keine

Luft mehr zu bekommen. Als ob sie gerade selbst ertrinken würde.

Hinterher begraben sie die Katze auf Larssons Weide. Die Kühe beobachten sie mit großen Augen, als sie mit dem nassen Bündel ankommen.

»Sei nicht traurig, Alice«, sagt Rosa. »Du weißt doch, der Tod durch Ertrinken ist der schönste. Frag deinen Vater. Alle Seemänner wissen, dass das die beste Todesart ist. Aber beim nächsten Mal«, fährt sie fort, als sie sich von dem Katzengrab entfernen, »lässt du mich nicht im Stich. Du weißt doch, dass ich alles für dich tue, wirklich alles?«

Alice nickt. Ja, das weiß sie.

»Denn sonst können wir keine Freundinnen sein.« Rosa wischt die mit Erde verschmutzten Hände am trockenen Gras ab. »Für seine Freunde muss man alles tun. Vergiss nie, wer dich gerettet hat.«

Ein paar Wochen später erzählt Alice' Mutter, dass die Nachbarin vier verlassene Kätzchen mit derselben Musterung wie die laute, rot getigerte Katze gefunden hat. Sie waren ganz frisch auf der Welt, sagt sie, ihre Augen noch geschlossen. Die rot getigerte Katze war wahrscheinlich überfahren worden, denn sonst verlässt eine Mutter ihre Kinder doch nicht.

In dieser Nacht liegt Alice wach. Sie denkt an die verlassenen Katzenjungen, deren Augen sich niemals öffnen werden, an die glitschigen kleinen Körper, hört, wie sie vor Hunger wimmern, sieht, wie ihre Münder vergeblich nach den Zitzen suchen.

Alice will keinen Kontakt mehr mit dem Geist aufnehmen. Das sagt sie Rosa auch.

Warum?

Wegen dem Teufel. Woher wollten sie wissen, dass nicht er das Glas lenkte?

Rosa sagt, dass man so etwas einfach weiß. Und wenn sie Alice wäre, würde sie dem Geist gehorchen. Denn sie könnte sich vorstellen, dass es vielleicht an Alice' Ungehorsam liegt, dass ihre Mutter nicht mehr gesund wird.

Irgendwann später wird ein junger Polizist Alice in die Augen sehen und

sie fragen, ob sie an Geister glaubt. *Glaubst du an Geister, Alice?*

Alice blickt auf den Tisch und antwortet, dass sie an gar nichts mehr glaubt.

Kapitel dreiundvierzig

Charlies Hände zitterten, als sie aufs Fahrrad stieg. Was war nur in Nora gefahren? Warum hatte sie so heftig auf das Armband reagiert, darauf, dass sie Bettys Tochter war? Charline hatte sie sie genannt. Nur Betty und die Lehrer in der Grundschule hatten das getan. Sie muss mich als Kind gekannt haben, dachte Charlie. Sie muss damals hier gewesen sein, und ich habe sie vergessen. Aber was hatte sie gegen Betty? Es musste etwas Ernstes sein, angesichts ihrer Reaktion. Das war offensichtlich.

Charlie musste mit jemandem reden, der den Ort gut kannte. Sie blieb stehen und rief Susanne an. Zehn Minuten später radelte sie auf ihr Grundstück. Susanne hatte sie gewarnt, die Jungs waren alle daheim, Isak war beim Joggen, weshalb sie kaum eine ruhige Minute für sich haben würden. Charlie hörte die lauten Rufe schon aus einiger Entfernung.

Da niemand öffnete, als sie anklopfte, ging sie einfach ins Haus. In der Diele empfing sie der Dackel. Sie streichelte ihn ausgiebig und wartete, dass jemand kam, doch als sich weiterhin keiner blicken ließ, zog sie sich die Schuhe aus und ging in die Küche. Susanne stand an der Spüle und lehnte die Stirn gegen den darüber angebrachten Schrank. Sie wandte sich erst um, als Charlie fast neben ihr stand.

»Ich habe dich nicht gehört«, sagte sie zur Begrüßung. »Den Preis für die Mutter des Jahres gewinne ich so nicht«, fuhr sie fort, während sie zwei gelbe Ohrstöpsel aus ihren Ohren zog, »aber sonst überlebe ich das hier nicht. Du hörst es ja selbst. Als wir Kinder waren, war es völlig anders. Da brauchte man die hier, um den Lärm der Erwachsenen auszusperren. Hast du schon gefrühstückt?«

»Nein.«

»Dann iss doch mit uns. Wir haben auch noch nichts gegessen.«

Charlie nickte zustimmend.

»Wir können schon mal anfangen und die Rasselbande erst später

dazurufen«, sagte Susanne.

»Ich komme gerade von Nora und Fredrik«, erzählte Charlie, als sie am Tisch saßen.

»Wieso warst du dort? Ich dachte, du wärst krankgeschrieben.«

»Ich wollte nur etwas zurückgeben. Nora hat mich rausgeworfen.«

»Was? Warum das denn?«

»Als ich gesagt habe, wer ich bin, wer meine Mutter war. Da ist sie völlig ausgeflippt.«

»Man sagt der Frau nach, dass sie völlig durchgeknallt ist.«

»Aber warum ist sie so ausgerastet, als sie erfuhr, dass ich Bettys Tochter bin? Ich kann mich nicht erinnern, dass sie und Betty sich kannten.«

»Nora wohnt auf jeden Fall schon hier, seit wir beide auf der Welt sind, aber sie war nie auf den Feiern in Lyckebo, daran würden wir uns erinnern. Ihr Mann war vielleicht dort. Du weißt doch selbst, wie sich die Kerle immer um deine Mutter geschart haben.«

»Und das bringt sie jetzt noch so in Rage? Auf mich, noch dazu?«

»Sie ist seelisch nicht die Stabilste im Moment.«

Die Jungen kamen in die Küche. Gläser voll Milch wurden umgeschüttet, Brote landeten mit der bestrichenen Seite auf dem Boden. Nils, der Zweitälteste, schimpfte mit seinen jüngeren Brüdern.

»Wo ist der Älteste?«, fragte Charlie.

»Melker ist wohl oben«, antwortete Susanne. »Er hat schon gegessen. Er ist ein kleiner Eigenbrötler.«

»Frau Polizistin?«, fragte Nils plötzlich. »Darf ich Ihnen mein neues Zimmer zeigen?«

Charlie sah zu Susanne. »Ist das in Ordnung?«

Susanne nickte. Am besten ging sie gleich mit ihm nach oben, sonst würde er keine Ruhe geben.

Charlie folgte Nils ins Obergeschoss, wo die Kleiderstapel auf dem Flur seit ihrem letzten Besuch noch gewachsen waren. Der Junge zeigte ihr zuerst das Zimmer seiner kleinen Brüder, dann das Elternschlafzimmer und schließlich das Arbeitszimmer seines Vaters.

Charlie warf einen kurzen Blick hinein. Die Wände waren vom Boden bis zur Decke mit Bücherregalen bedeckt.

»Papa liebt Bücher.«

Charlie drehte sich um. Hinter ihr stand Melker, Susannes ältester Sohn. Sie hatte ihn nicht kommen hören.

»Bücher mehr als Filme«, fuhr der Junge fort und deutete auf die Regale.

»Du musst Melker sein«, sagte Charlie und streckte die Hand aus.

Er starrte sie an, ohne sich zu rühren. Ja, er war Melker, und er war so wie sein Vater. Er liebte Bücher auch mehr als Filme.

»So geht es mir auch«, sagte Charlie.

Melker musterte sie skeptisch, als könnte er nicht glauben, dass es noch so einen Menschen auf der Welt gäbe.

»Mama liest gar nicht gern«, verkündete Nils. »Sie sagt, Papa braucht das Zimmer doch gar nicht und dass einer der Zwillinge hier einziehen soll, bevor sie sich noch gegenseitig umbringen.«

»Kommt überhaupt nicht infrage«, knurrte Melker und starrte seinen Bruder wütend an.

»Kommen Sie«, sagte Nils. »Ich zeige Ihnen jetzt mein Zimmer.«

Nils wohnte in Susannes altem Kinderzimmer. Damals waren die Tapeten von Katzenkrallen zerfetzt und der Boden von beigefarbenem Linoleum bedeckt gewesen. Jetzt war der alte Holzboden freigelegt und die Wände neu tapeziert worden.

Charlie setzte sich auf das Bett. Der Überwurf war aus demselben Stoff wie die Gardinen am Fenster, mit vielen Vögeln in allen möglichen Farben. Kinder waren keine Minimalisten, Dinge und Farben waren wichtig, das hatte sie mittlerweile verstanden.

»Schön, oder?«, fragte Nils.

»Supertoll. Die Vögel sind hübsch.«

»Das sind keine Vögel, sondern Angry Birds.«

»Ach so, na dann.«

»Birds ist doch das englische Wort für Vögel, du Idiot«, sagte Melker, der ihnen gefolgt war. »Angry Birds heißt ›wütende Vögel‹.«

»Raus aus meinem Zimmer!«, rief Nils.

»Das bin ich doch.« Melker stand auf der anderen Seite der Türschwelle und wiegte mit dem Oberkörper vor und zurück.

Nils beschloss, ihn zu ignorieren, und wandte sich wieder zu Charlie.

»Sie sind wegen des Mädchens hier, oder?«, fragte er. »Um Annabelle zu finden.«

Charlie nickte.

»Wenn Sie sie nicht finden, wird Papa traurig sein.«

»Ja, weil sie ja in Papas Schule geht«, ließ sich Melker von der Tür vernehmen. »Natürlich ist er dann traurig.«

»Aber sie war doch auch mit ihm befreundet. Sie ist eine Freundin von Papa.«

»Stimmt überhaupt nicht«, sagte Melker.

Charlie stand auf, ging zur Tür und schloss diese wortlos vor Melkers Nase.

»Was meinst du damit?«, fragte sie. »Annabelle und dein Vater sind befreundet?«

Nils nickte. »Ja, aber wir haben versprochen, es niemandem zu sagen. Sie war einmal hier, als Mama mit den Zwillingen in Göteborg bei einer Freundin war. Mitten in der Nacht war das, ich hatte einen Albtraum und bin aufgewacht.«

»Hast du das deiner Mutter erzählt?«

»Nein, weil Melker sagt, dass wir dann keinen neuen Hund bekommen. Papa hat uns einen Welpen versprochen.«

»Es ist gut, dass du es mir jetzt erzählst.«

»Sie sagen doch Mama nichts, oder?« Der Junge sah ängstlich zu ihr auf.

»Vielleicht muss ich das«, erwiderte Charlie, »aber auf dich wird keiner böse sein, Nils. Du hast genau das Richtige getan.«

Als sie die Treppe hinunterging, musste sie kurz stehen bleiben und tief durchatmen, um nicht völlig aufgelöst zu wirken. Isak Sander, dachte sie. Der mysteriöse Liebhaber.

Kapitel vierundvierzig

Fredrik beugte sich über die Arbeitsfläche in der Küche und starrte aus dem Fenster auf die Auffahrt. Wie viele Stunden hatte er eigentlich schon so dagestanden? Manchmal, vor allem, wenn er eine von Noras Tabletten genommen hatte, glaubte er zu sehen, wie Annabelle das Tor öffnete und auf das Haus zulief. Gestern hatte er sie in ihrem weißen Schulabschlusskleid gesehen, das sie gemeinsam für die Feier am Ende der neunten Klasse ausgesucht hatten. Anfangs hatte es ihn erschreckt, dass sein Gehirn aus reinem Wunschdenken so lebensechte Bilder erschaffen konnte. Wurde er gerade genauso wahnsinnig wie Nora?

Er konnte nicht vergessen, was er über das angeblich existierende Video gelesen hatte. »Auf Video festgehalten: Annabelles Vergewaltigung.« Er hatte sofort Olof angerufen, nachdem er es gelesen hatte, ihn mit Fragen bestürmt und warum er das auf diesem Weg erfahren musste. Olof hatte ganz ruhig geantwortet, dass sie alles ihnen Mögliche taten, dass sie aber manche Sachen geheim halten mussten, um die Ermittlungen nicht zu gefährden. Fredrik hatte geschrien und den Namen dessen verlangt, der sich an seiner Tochter vergriffen hatte. Svante Linder? Olof wiederholte immer nur, es täte ihm leid, er könne nichts weiter dazu sagen. Auch in Bezug auf Svante Linder könne er nichts anderes mitteilen, als dass dieser in Untersuchungshaft saß. Dann gab Olof ihm den Rat, keine Zeitungen zu lesen, die nur die Auflagen und die Klickzahlen im Internet nach oben treiben wollten und dafür gern die Tatsachen verdrehten. Olof hatte ihm nahegelegt, sich auf etwas anderes zu konzentrieren. Als ob das so einfach ginge.

Fredrik dachte wieder an das Gespräch mit Svante Linder in der betreffenden Nacht. Konnte ein Mensch so eiskalt sein, den Vater das ganze Haus nach seiner Tochter durchsuchen zu lassen, die er ... ja, was hatte er denn nun getan? Dieser junge Mann mit seinem schlechten Ruf,

war er wirklich fähig ...? Fredrik konnte den Gedanken nicht weiterdenken.

Nora war völlig außer sich gewesen, als sie von dem Video und von Svante Linders Verhaftung erfahren hatte. Sie hatte Fredrik geschlagen und gekratzt, als dieser sie daran gehindert hatte, mit dem Auto zum Polizeirevier zu fahren. Wenn das so weiterging, dachte er und rieb sich über die Kratzer an seinem Arm, wäre sie bald wieder in der Klinik. Was in gewisser Weise auch eine Erleichterung wäre, denn es kostete viel Kraft, auf Nora aufzupassen, dafür zu sorgen, dass sie aß und schlief und ... sich nichts antat. Der Pfarrer hatte ihm geraten, sie nicht allein zu lassen.

Fredrik dachte an Noras Ausbruch der armen Polizistin gegenüber heute Morgen. Warum hatte die Erwähnung ihrer toten Mutter so eine Wut in Nora hervorgerufen? Betty Lager ... Fredrik erinnerte sich an die bemitleidenswerte Alkoholikerin. Er selbst war nie auf ihren berüchtigten Feiern gewesen, doch was man so gehört hatte, war es draußen in Lyckebo immer wild zugegangen. Er konnte sich nicht erinnern, dass Nora irgendwann einmal etwas Negatives über Betty Lager gesagt hätte. Oder doch?

Jetzt schlief Nora im Wohnzimmer auf dem Sofa, ihr Atem ging rasch und stoßweise. Fredrik schlich sich an ihr vorbei ins Obergeschoss, holte die Videokamera und die Schachtel mit den Kassetten und ging in Annabelles Zimmer. Hier spürte er ihre Anwesenheit am stärksten, hier konnte er sich vorstellen, dass sie bald zurückkommen würde. Er setzte sich auf den weißen Bettüberwurf und startete den ersten Film.

Annabelles breites Lächeln mit der Zahnlücke, durch die sie die Zunge geschoben hatte. Sie hatte oben und unten vier Zähne verloren und konnte kein S sprechen.

Sie lacht bei dem Versuch. Die Kamera wackelt, weil er auch lachen muss.

»Wo hast du den Zahn, den du gestern verloren hast?«

»In meinem heimlichen Versteck«, flüstert Annabelle und deutet auf die Tür in der Dachschräge. »Glaubst du, die Zahnfee findet ihn da?«

Fredrik stoppte den Film und sah zu Annabelles Wandschrank. Eigentlich war es gar kein Schrank, sondern ein Gang, der zu seinem und

Noras Schlafzimmer führte. Jetzt erinnerte er sich an das Versteck, das sie gefunden hatten, als Annabelle klein war. Sie hatten das lose Brett in der Wand durch Zufall entdeckt, als sie umgebaut hatten. Hinter dem Brett befand sich eine tiefe Ausbuchtung in der Wand. Annabelle hatte die Nische ihr heimliches Versteck genannt. Als die Polizei nach Tagebüchern, Briefen oder Notizen gefragt hatte, hatte er nicht daran gedacht. Wie hatte er das nur vergessen können?

Er zwängte sich durch die niedrige Tür, ging in der Dachschräge in die Hocke und suchte nach dem losen Brett. Wenn sie ein Tagebuch schrieb, lag es wahrscheinlich dort. Er tastete vorsichtig die Nische ab. Es lag tatsächlich etwas darin. Er holte ein Notizbuch mit einigen hineingeschobenen Zeitungsartikeln hervor. Er faltete die vergilbten Seiten auf und las: »Dreizehnjährige für den Mord an Zweijährigem verantwortlich«. Er überflog den Text. Er erinnerte sich an den Fall. Er selbst war damals ein paar Jahre älter gewesen, und alle in seiner Umgebung hatten darüber geredet, wie schrecklich das alles war. Aber was hatte der fast vierzig Jahre alte Zeitungsausschnitt in Annabelles Schrank zu suchen? Als er damals das Geld von der Zahnfee in die Nische gelegt hatte, war er ganz sicher noch nicht dort gewesen.

»Was tust du da?«

Fredrik schrak hoch, als Noras Gesicht in der Tür erschien. Rasch schob er den Zeitungsausschnitt und das Notizbuch außer Sichtweite. »Ich weiß nicht«, sagte er. »Ich dachte ... Ich bin einfach so rastlos.«

»Und da hilft es, in ihrem Schrank zu sitzen?«

Kapitel fünfundvierzig

Nachdem Charlie sich von Susanne verabschiedet hatte und wieder auf dem Fahrrad saß, rief sie Anders an.

»Überprüft Isak Sander«, sagte sie.

Anders verstand sie nicht wegen des Fahrtwindes, weshalb sie anhielt und alles wiederholte.

»Wir haben ihn überprüft«, antwortete Anders. »Er hat ein Alibi für die Nacht und ...«

»Isak Sander ist Annabelles geheimnisvoller Liebhaber«, erklärte Charlie. »Er ist unser Rochester.«

»Und woher weißt du das?«

»Sein Sohn hat es mir gerade erzählt.«

»Sein Sohn?«

»Ja, ich war bei Susanne Sander, und Nils hat mir erzählt, dass Annabelle und sein Vater befreundet sind.«

»Ich dachte, du wolltest dich aus den Ermittlungen heraushalten.«

»Das heißt doch aber nicht, dass ich mich auch von meinen Freunden fernhalten soll, oder?«

»Entschuldige«, sagte Anders. »Das wollte ich nicht ... Wir überprüfen das.«

»Auch, ob er ein Prepaid-Handy hat.«

»Natürlich. Und ... Charlie?«, fuhr er fort.

»Ja?«

»Danke.«

Charlie dachte daran, wie verblüfft Susanne über ihren plötzlichen Aufbruch war. War etwas passiert?, wollte sie wissen. Nein, nichts Besonderes. Susanne hatte ihr nicht geglaubt, aber sie konnte nicht mit ihr darüber sprechen, wenn alle Kinder zu Hause waren. Was wusste Susanne

eigentlich über ihren Mann?

Jener Abend

Sie hörten die Musik schon, bevor das große Gebäude auf der Anhöhe vor der Brücke vor ihnen aufragte.

»Cooler Bass!«, sagte Rebecka. »Da möchte man gleich tanzen.«

»Wie sehe ich aus?«, fragte Annabelle.

»Perfekt wie immer. Und ich?«

Annabelle musterte Rebeckas Gesicht, bat sie, nach oben zu schauen, befeuchtete einen Finger mit Speichel und wischte ihrer Freundin einen Mascara-Fleck von der Wange.

»Jetzt bist du wieder hübsch für deinen Lover.«

»Nenn ihn nicht so«, sagte Rebecka. »Er ist doch nur ... Es ist doch nur William.«

»Wie lange stehst du eigentlich schon auf ihn?«

Rebecka schüttelte den Kopf. Sie stand nicht mehr auf ihn als auf irgendjemand anders.

»Wolltest du schon mit ihm schlafen, als wir noch zusammen waren?«

»Hör auf. Was soll das?«

Annabelle wusste selbst nicht, was sie mit der Frage bezweckte. Es war ihr doch eigentlich egal, warum ließ sie das Thema nicht einfach ruhen?

»Eins musst du wissen, Bella«, sagte Rebecka. »William würde mich dir niemals vorziehen. Aber das weißt du ja. Deshalb begreife ich auch nicht, worauf du gerade hinauswillst. Manchmal scheinst du zu vergessen, dass wir beste Freundinnen sind.« Sie ging weiter.

»Beste Freundinnen gehen aber nicht mit den Freunden der anderen ins Bett!«, schrie Annabelle ihr nach.

Rebecka blieb stehen und drehte sich um. »Er ist nicht mehr dein Freund. Du kannst ihn nicht einfach zurücknehmen, weil du von dem anderen sitzen gelassen wurdest.«

»Du hättest dir William überhaupt nicht erst unter den Nagel reißen

dürfen«, sagte Annabelle. »Das macht man einfach nicht. Was tust du da?«, fuhr sie fort, als Rebecka sich bückte und mit den Händen im Schotter am Wegrand wühlte.

»Wer ohne Schuld ist, werfe den ersten Stein«, zitierte Rebecka und schleuderte eine Faust voll Schotter vor sich.

Annabelle musste lachen, was Rebecka nur noch mehr aufbrachte.

»Du kannst doch verdammt noch mal nicht immer einfach nur lachen, wenn man wütend auf dich ist. Sonst bist du doch auch immer so furchtbar ernst. Was stimmt nur nicht mit dir, Annabelle Roos?«

Kapitel sechsundvierzig

Die Katze saß auf der Treppe, als ob sie Charlie erwartete. Sie folgte ihr ins Haus, als sie die Tür öffnete. Charlie goss Milch in eine flache Schale und nahm sich vor, Katzenfutter zu kaufen. Sie sollte auch etwas essen, aber ihr ganzer Körper schien sich im Streik zu befinden. Sie hatte keinen Hunger, verspürte nur eine mahlende Unruhe wegen der neuen Informationen. Susannes Mann hatte ein Verhältnis mit Annabelle gehabt. Wusste Susanne davon? Hätte sie es in diesem Fall verschwiegen? Charlie dachte an das Gespräch mit Hugos wütender Frau. Eifersucht und Betrug konnten selbst den stabilsten Menschen aus der Bahn werfen.

Sie setzte sich und nahm die Katze auf den Schoß. Hinter dem eingerissenen Ohr hatte sich eine große, mit Blut vollgesogene Zecke eingenistet, und als Charlie sie herauszog, warf die Katze ihr einen unglücklichen Blick zu. Kann ich dir etwa auch nicht trauen?, schien er zu sagen. Tust du mir auch weh? Charlie legte die Zecke auf den Tisch und registrierte befriedigt, dass sie sie vollständig und intakt herausgezogen hatte. Sie durchsuchte das Fell der Katze genauer und fand überall Zecken unterschiedlicher Größe. Während sie sie entfernte, kralte sie das Tier unter dem Kinn und am Bauch. Nach und nach schien es zu verstehen, dass Charlie ihm nichts tun wollte. Sie dachte daran, dass Betty die Zecken immer angezündet hatte, trotz Charlies Einwänden, das sei furchtbar und Tierquälerei. Betty liebte einfach den Anblick, wenn die Plagegeister zerplatzten und eine kleine Blutpfütze hinterließen.

Als Charlie alle Zecken entfernt hatte, dachte sie wieder an Isak Sander.

Sie nahm ihr Handy zur Hand und recherchierte seinen Namen im Internet. Sie entdeckte ein Bild und dachte, dass er darauf noch besser aussah als in Wirklichkeit. Darüber hinaus fand sie nur knappe Informationen zu seiner Adresse, seinem Beruf und seinem Namenstag. Außerdem einen kurzen Artikel aus der Lokalzeitung, in dem er zum

Thema »empfehlenswerte Jugendliteratur« interviewt wurde. Isak Sander, Bibliothekar und vierfacher Vater, Susannes Mann. Aber auch ein untreuer, unzuverlässiger Mistkerl.

Um sich abzulenken, band sie sich zwei alte Küchenhandtücher um die Knie und ging in den Schuppen, um den Eimer mit Bettys Gartengeräten zu holen. Die rüdische Katze folgte ihr auf dem Fuß. Die kleine Schaufel und die Harke waren so verrostet, dass sie Charlies Handfläche rot färbten. Sie kroch auf Knien herum, kämpfte gegen Grasbüschel, Disteln und Löwenzahn. Nach über einer Stunde waren nur sieben kleine Lücken zu sehen. Charlie seufzte und warf die Schaufel von sich. Ein Kampf gegen Windmühlen.

Als sie hineinging, um sich zu waschen, klingelte ihr Handy. Susanne erzählte zwischen Schluchzern und kräftigen Flüchen, dass die Polizei Isak abgeholt hatte. Nein, sie hatten ihn nicht verhaftet, nur gesagt, dass sie ungestört mit ihm reden wollten. Dann waren sie zusammen weggefahren.

»Wo sind die Kinder?«, fiel Charlie als einzige Antwort ein.

»Meine Mutter hat sie zu sich geholt. Ich kann mich gerade nicht mal um mich selbst kümmern.«

»Ich komme sofort vorbei.«

»Isak ist so ein verdammtes Schwein«, sagte Susanne. Sie saß auf dem Sofa und trank irgendeine grünliche Flüssigkeit. Der Dackel lag neben ihr und blickte unruhig zu seinem Frauchen, als deren Stimme schneidend wurde. »Aber du musst wissen, Charlie, dass, auch wenn ich ihm gerade wünsche, dass er in irgendeinem Erdloch verrottet, er nicht der Typ ist, der ein junges Mädchen entführt. Verstehst du!«

Charlie nickte, auch wenn sie es nicht wirklich verstand. Sie kannte Isak nicht, und wenn Menschen unter Druck gerieten, bedroht wurden, waren sie zu den schlimmsten Dingen fähig.

»Wusstest du es?«, fragte sie. »Wusstest du, dass sie ein Verhältnis hatten?«

Susanne nickte. Ja, sie hatte es gewusst.

Warum hatte sie der Polizei nicht davon erzählt?

Ja, warum nicht ... Vielleicht weil sie nicht wollte, dass der Vater der

Jungen, die ganze Familie vor dem ganzen Ort bloßgestellt würden.

»Aber Annabelle wird vermisst«, sagte Charlie. Eigentlich hätte sie noch hinzufügen wollen, dass die Susanne, die sie früher einmal gekannt hatte, nie Informationen zurückgehalten hätte, aber ihre alte Freundin war schon genug außer sich.

»Ich habe ihm geglaubt, als er geschworen hat, dass er nichts mit ihrem Verschwinden zu tun hat.«

»War Isak in der Nacht zu Hause?«

»Ja, ich glaube schon.«

»Du glaubst?«

»Ich hatte zwei Schlaftabletten und eine Schmerztablette genommen. Woher soll ich da wissen, ob er daheim war?«

»Er könnte also das Haus verlassen haben?«

»Theoretisch ja.«

»Und praktisch?«

»Ja, theoretisch und praktisch, aber er hat ihr nichts getan.«

»Hast du der Polizei jetzt alles gesagt, was du weißt?«

Susanne nickte, ja, sie hatte alles erzählt. Aber sie war sich vollkommen sicher, dass Isak Annabelle nichts angetan hatte.

»Manchmal«, sagte Charlie, »glaubt man, man kennt einen Menschen, doch dann ... Menschen sind nicht immer die, für die wir sie halten.«

»Als ob ich das nicht wüsste«, erwiderte Susanne und trank ihr Glas aus. »Aber Isak ... Isak würde nicht ... Verdammt, wenn er gewalttätig wäre, hätte er schon längst mal einem der Jungs eine runtergehauen. Du kannst dir nicht vorstellen, wie sehr die ständigen Streitereien und Prügeleien an die Substanz gehen. Isak ist ein geiler Bock, ein Lügner, mitten in der Midlife-Crisis, aber du musst mir glauben, wenn ich sage, dass er nicht dazu fähig ist, jemandem körperlich Schaden zuzufügen.«

Sie saßen eine Weile schweigend nebeneinander. Susanne reichte Charlie die Flasche. Als Charlie den Kopf schüttelte, schenkte sich Susanne selbst ein und trank drei große Schlucke.

Charlie wappnete sich und stellte die unbequeme Frage.

»Hast du Annabelle getroffen?«

»Sie war ja, wie gesagt, manchmal im Motel.«

»Aber in der Nacht? Hast du sie da gesehen?«

»In welcher Nacht?«

»Als sie verschwunden ist.«

»Nein«, antwortete Susanne. »In der Nacht habe ich sie nicht gesehen. Aber früher am Abend, da habe ich sie getroffen.«

Jener Abend

Rebecka war bald außer Sichtweite. Annabelle überlegte, ob sie nach Hause gehen sollte. Was sollte sie auf einer Party, auf der alle sauer auf sie waren, sogar Jonas? Er hatte ihr gesagt, dass er sie mit jemandem draußen auf Gullö gesehen hatte, und wollte wissen, wer das gewesen wäre. Sie hatte geleugnet, überhaupt dort gewesen zu sein. Jonas war wütend geworden und hatte gesagt, dass sie das nächste Mal, wenn sie einen Fahrer brauchte, jemand anders fragen sollte. Er hatte keine Lust mehr.

Annabelle dachte an William. Er war mindestens genauso enttäuscht von ihr wie Jonas. Und Becka würde sowieso den ganzen Abend mit William zusammenhängen. Ihr würde dagegen Svante Linder nachjagen, und bei ihm bekam sie wirklich schlechte Laune. Also, warum sollte sie überhaupt hingehen?

Aber was sollte sie daheim tun?

Eigentlich wollte sie nur Ihn treffen. Was würde passieren, wenn sie an seiner Haustür klingelte? Nein, sie durfte nicht alles noch schlimmer machen, als es sowieso schon war. Außerdem wusste sie nicht, wozu seine Frau fähig war. Das, was sie zuvor an der Wiese gesagt hatte ... das schienen nicht nur leere Drohungen gewesen zu sein.

Auf der Treppe des alten Dorfladens saß ein Mädchen aus der Unterstufe und rauchte einen Joint.

»Du solltest nach Hause gehen«, sagte Annabelle. »Du solltest nicht einmal hier sein.«

Das Mädchen lachte und antwortete, dass sie die Klappe halten sollte. Wenn es hier so gefährlich war, warum war sie dann selbst da?

»Ich bin älter«, sagte Annabelle.

»Ein paar Jahre machen keinen großen Unterschied, Bella.«

»Woher weißt du, wie ich heiße?«

»Warum sollte ich das nicht wissen? Hier kennt doch jeder jeden.«

»Nicht alle.« Sie wusste zum Beispiel nicht, wie das Mädchen vor ihr hieß, auch wenn sie es schon gesehen hatte.

»Ich heiße Sara. Ich bin nur hier, weil ... ich Svante sehen will.«

»Er verkauft nicht an Kinder.«

»Ich bekomme es normalerweise gratis.« Sara starrte sie trotzig an.

Annabelle wollte schon sagen, dass Svante nie etwas ohne Bezahlung abgab, doch dann erschien es ihr nicht wichtig genug. »Geh heim«, sagte sie stattdessen, »und halt dich von Svante fern.«

Im Eingangsbereich standen diverse Schuhpaare. Irgendwie war es echt lustig, dachte Annabelle, dass man in diesem Siffschuppen die Schuhe auszog, selbst wenn man danach die Wände bekritzelt, die Möbel beschädigte und überall hinkotzte. Sie brauchte mehr zu trinken. Sehr viel mehr, wenn das hier eine gelungene Party werden sollte.

Auf der Treppe hörte sie bereits, dass Svante da war, die schräge Musik hatte mit Sicherheit er ausgesucht. Ebba Grön, »Ung Och Kåt«.

*Ich habe Lust auf Fleischeslust,
will dich schmutzige Sachen sagen hören.
Mindestens ein paar Meter in dich eindringen.
Du bist feucht ... und ich bin jung und geil.*

Kapitel siebenundvierzig

Als Charlie von Susanne zurückkam, ging sie geradewegs hinunter zum Wasser. Sie hatte keinen Badeanzug oder Bikini, aber das war auch egal, dachte sie, als sie die Kleider ablegte und nackt ins Wasser ging.

Seit Mattias' Tod hatte sie nicht mehr im Skagern gebadet, weil sie immer geglaubt hatte, sein aufgedunsener Körper könnte neben ihr auftauchen. Inzwischen wusste sie es besser. Sie wollte ihre Gedanken sammeln und sich beim Schwimmen etwas abkühlen.

Das Wasser hatte genau die richtige Temperatur. Sie watete ein Stück hinein und begann zu schwimmen. Vielleicht hätte sie noch länger bei Susanne bleiben sollen, aber sie hatte bereits mehrere Stunden bei ihr gesessen und sich die Geschichte von Annabelles MMS auf Isaks Telefon angehört, Susannes Panik, als sie den positiven Schwangerschaftstest gesehen hatte. Sie war so unglaublich wütend geworden, dass sie das Handy zertreten hatte. Dann hatte sie sich ins Auto gesetzt, um zu Annabelle zu fahren und mit ihr zu reden. Sie hatte sie beinahe angefahren, auf dem Schotterweg in der Nähe ihres Hauses. Sie hatte angehalten und sie fürchterlich beschimpft. Danach hatte es ihr leidgetan. Auf das arme Mädchen war sie ja eigentlich nicht böse, sondern auf Isak. Sie hatte ihn am selben Abend damit konfrontiert, und dann war der Krieg ausgebrochen. Sie hatte zu Isak gesagt, er solle zur Hölle fahren, ihn angebrüllt, es sei vorbei, er solle verschwinden. Doch dann waren die Jungs aufgewacht und völlig außer sich gewesen, weshalb Isak hatte bleiben dürfen. Sie hatte daraufhin ein paar Schlaftabletten genommen und sich ins Bett gelegt.

Als Annabelles Verschwinden bekannt wurde, hatte sie keine Kraft mehr gehabt, ihn hinauszuerwerfen.

Susanne hatte beteuert, dass der Abend genau so verlaufen war. Sie hatte beim Grab ihres Vaters geschworen, dass sie in der Nacht daheim gewesen

war.

Sagte sie die Wahrheit? Charlie glaubte es, doch in diesem Fall durfte sie nicht nur auf ihr Bauchgefühl vertrauen. Sie musste noch einmal mit Anders telefonieren.

Als sie zum Strand zurückschwamm, sah sie eine Gestalt in der Nähe ihrer Kleider im Sand sitzen. Als sie näher kam, erkannte sie einen Mann in Shorts und T-Shirt. Sie würde wohl noch ein wenig länger im See bleiben müssen, bis er verschwand, auch wenn das Wasser mittlerweile nicht mehr erfrischend, sondern einfach nur kalt war. Sie fror. Nach zehn Minuten war ihr klar, dass der Mann am Strand nicht gehen würde und die Situation offenbar sogar noch genoss.

»Wollen Sie was von mir?«, rief sie. Mit den Füßen berührte sie bereits den Grund, ihr Körper war noch unter Wasser.

»Ich will nur reden.«

Erst da erkannte sie, dass sie Johan, das Journalistenarschloch, vor sich hatte.

»Verschwinde!«, schrie sie.

»Das ist ja wohl nicht dein Privatstrand, oder?«, erwiderte er genauso laut.

»Ich würde mich gern in Ruhe anziehen.«

»Ich drehe mich um.« Johan stand auf und ging Richtung Waldrand.

Charlie watete an den Strand und zog sich ihr Kleid über den nassen Körper. Sie hatte gerade die Schuhe angezogen, als Johan auch schon zurückkam.

»Ich habe nicht geschaut«, sagte er lächelnd, »du musst also gar nicht so wütend sein.«

»Was zum Teufel machst du hier?«, fragte Charlie. »Was willst du eigentlich von mir? Kapierst du nicht, was du getan hast?«

»Was habe ich denn getan?«

»Dank dir bin ich suspendiert. Jetzt weiß ich auch, was du von mir wolltest, nämlich vertrauliche Informationen über den Fall.«

»Was meinst du?«, fragte Johan überrascht.

»Genau das, was ich sage. Was du in deiner verdammten Zeitung geschrieben hast, über das Video, nachdem wir zusammen waren. Was

glaubst du denn, was mein Kollege da gedacht hat?«

»Ich konnte ja wohl kaum ahnen, dass du deinem Kollegen von uns erzählen würdest.«

»Er hat uns gesehen. Und am nächsten Tag stehen Informationen zu vertraulichem Material in der Zeitung, von dem nur die Polizei weiß. Wie konntest du nur denken, dass das nicht auf mich zurückfallen würde?«

»Was ich geschrieben habe«, sagte Johan, »habe ich von einer anderen Quelle erfahren, und ich wusste auch nicht, dass der Typ, der aus seinem Zimmer geschaut hat, als wir nach oben gingen, dein Kollege ist.«

»Wer ist deine Quelle?«

»Das kann ich nicht sagen.«

»Natürlich.« Charlie verdrehte die Augen. »Wie arbeitet ihr eigentlich? Habt ihr überhaupt keinen Anstand? Wie kann einem seine Quelle wichtiger sein als ... Scheiße, ich verstehe euch nicht.«

»Meine Quelle ist vielleicht jemand von euch«, erwiderte Johan. »Halt mir also keine Vorträge zum Thema Anstand bei einer Berufsgruppe.«

»Dann erzähl mir, um wen es sich handelt.«

»Das kann ich nicht.«

»Dann hau ab. Ich habe dir nichts mehr zu sagen.«

»Du scheinst es nicht gut zu vertragen, wenn Menschen lügen«, sagte Johan. »Aber wenn du es selbst tust, ist das offensichtlich kein Problem. Ist das nicht ein wenig ... widersprüchlich?«

»Du hättest einfach sagen sollen, dass du Journalist bist«, antwortete Charlie und ignorierte seine Frage. »Warum hast du gelogen?«

»Was glaubst du denn? Wärst du dann mit mir mitgegangen?«

»Nein.«

»Da hast du deine Antwort. Außerdem ... Warum hast du nicht gesagt, dass du Polizistin bist?«

»Das weiß ich nicht.« Charlie wendete sich ab und ging Richtung Haus. Johan folgte ihr. Sie drehte sich um und fragte, was er wollte. Wie hatte er sie überhaupt gefunden?

»Ich will ganz ehrlich sein«, erklärte Johan, »auch wenn du mir wahrscheinlich nicht glauben wirst.«

»Wahrscheinlich nicht, nein.«

»Ich wollte dich wiedersehen, aber im Motel hat man gesagt, du hättest ausgecheckt. Da habe ich ein wenig herumgefragt und dich schließlich hier gefunden.«

»Du lügst schon wieder«, sagte Charlie. »Es gibt nur zwei Menschen, die wissen, dass ich hier bin, und die haben ganz bestimmt nicht mit dir darüber gesprochen.«

»Tja, es gibt mehr Menschen als die beiden. Man hat mir einen Tipp gegeben, dass du hier sein könntest.«

»Wer?«

»Vielleicht jemand, der weiß, wer du bist.«

Charlie wurde unbehaglich zumute. Wer war dieser aufdringliche Mensch überhaupt? Was wollte er von ihr? Sollte sie besser weglaufen? Sie war schnell und kannte den Wald in- und auswendig. Sie könnte sich einen Vorsprung erarbeiten, aber würde sie es zum Haus schaffen und sich einsperren können, bevor Johan sie eingeholt hatte? Wenn er ihr überhaupt nachlaufen wollte. Sie dachte daran, wie Betty einmal mit einem großen Wolfshund nach Hause gekommen war, auf den sie für irgendeinen Freund aufpassen sollte. *Zeig ihm nicht deine Angst, Liebling, das weckt nur seinen Jagdinstinkt.*

»Verdammt, wer bist du eigentlich?«, fragte Charlie schließlich. »Komm nicht näher. Ich meine es ernst, bleib weg von mir.«

»Mein Vater«, sagte Johan und trat gehorsam einen Schritt zurück. »Mein Vater hat hier gewohnt, als ich klein war. In dem Haus da oben, Lyckebo.«

Panik explodierte in Charlies Brust. Sie konnte keinen klaren Gedanken fassen. Sie sah den See vor sich, seine unergründlichen Tiefen, spürte wieder die Hilflosigkeit, die Scham.

»Wann?«, fragte sie, während sie ruhig zu atmen versuchte.

»Vor zwanzig Jahren. Er hieß Mattias«, sagte Johan. »Mattias Andersson.«

Eine andere Zeit

John-John sitzt im Sandkasten vor dem Lebensmittelgeschäft. Der Vollidiot ist nirgends zu sehen. Rosa flüstert ihm aus dem Gebüsch zu, dass er zu ihr kommen soll.

»Schau, wie leicht das geht.«

Sie ruft nach John-John, doch der will nicht.

»Wir haben Lollis. Komm her, dann geben wir dir einen«, sagt Rosa lockend.

»Was hast du vor?«, fragt Alice, als der kleine Junge sich ihnen tatsächlich nähert.

Rosa antwortet nicht. Sie nimmt schweigend John-Johns Hand, Alice die andere, dann rennen sie so schnell davon, dass John-Johns Füße kaum den Boden berühren.

Sie haben den Ort gerade hinter sich gelassen, als der Junge zu seiner Mutter will. Die Lollis hat er bereits vergessen.

Jetzt will er zu seiner Mutter. Sofort. Mama, Mama, Mama. Er stolpert. Rosa schleift ihn am Arm hinter sich her. Sie mag keine Heulsusen. Wenn sie etwas verabscheut, dann Heulsusen.

»Er hat seinen Schuh verloren«, sagt Alice.

»Scheiß doch auf den Schuh«, erwidert Rosa.

Sie gehen an den Eisenbahngleisen entlang, John-John hängt zwischen ihnen. Da treffen sie eine Frau mit einem Blumenstrauß.

»Was hat der Kleine denn? Ist er traurig?«, fragt sie und mustert den verweinten Jungen zwischen den beiden großen Mädchen.

John-John hat sich in die Hose gemacht, und seine Hände sind ganz rot, weil Alice und Rosa sie so fest halten. »Mama!«, schreit er. Die Frau legt den Kopf zur Seite und fragt, ob sie helfen könne.

Rosa antwortet, dass alles in Ordnung sei und sie mit ihrem kleinen Bruder gerade auf dem Weg nach Hause zur Mutter seien.

»Er ist ausgebüxt«, erklärt sie. »Er ist ein kleiner Ausreißer.«

Als sie weitergehen, spürt Alice die Blicke der Frau im Rücken. Sie will sich schon umdrehen und rufen, dass sie sehr wohl Hilfe brauchen, dass ihnen jemand das Kind wegnehmen soll, bevor etwas Schreckliches passiert.

Kapitel achtundvierzig

Charlie versuchte, Johan loszuwerden, doch er folgte ihr beharrlich zum Haus. Er war nach Gullspång gekommen, um über den Fall zu schreiben, wollte aber gleichzeitig eigene Nachforschungen anstellen. Annabelle war schließlich nicht der erste ungelöste Vermisstenfall in der Stadt. Auch seinen Vater hatte man nie gefunden. Er hatte schon viel früher kommen wollen, aber es hatte sich nie ergeben.

Charlie fragte, ob er wirklich nicht gewusst hätte, wer sie war, als sie sich kennenlernten und die Nacht miteinander verbrachten, und Johan schwor es. Er hatte sie gesehen und attraktiv gefunden. Es war wirklich ein seltsamer Zufall.

»Johan.« Sie waren beim Haus angekommen, und Charlie wollte ihn auf gar keinen Fall hineinbitten. »Ich glaube dir, aber jetzt möchte ich bitte allein sein.«

»Charline«, erwiderte Johan. »Es tut mir wirklich furchtbar leid, dass ich nicht von Anfang an gesagt habe, dass ich Journalist bin.«

»Mir auch.« Charlie legte eine Hand auf den Türgriff. »Schönen Tag noch.«

Johan blieb stehen. »Bitte entschuldige. Aber ... ich habe so oft über diesen Ort nachgedacht. Als ich klein war, habe ich die ganze Zeit darauf gewartet, endlich hierherziehen zu dürfen. Papa hat immer gesagt, es sei wie im Paradies.«

»Da hatte er unrecht.«

»Dürfte ich ... dürfte ich mich wenigstens kurz im Haus umsehen?«

Vielleicht war es ihr schlechtes Gewissen, dass sie ihn hereinbat, sie bot ihm sogar ein Glas Wein an. Jetzt saß er am Küchentisch, an dem Betty und Mattias so eifrig Pläne für seine Ankunft geschmiedet hatten.

Johan trank einen Schluck Wein. »Eigenartiger Geschmack«, sagte er.

»Der hat viele Jahre im Keller gelegen.«

Sie sprachen über seinen Vater. Johan war gerührt, als sie erzählte, wie er darum gekämpft hatte, seinen Sohn zu sich nehmen zu dürfen. Seine Mutter hatte ihn nicht unbedingt als Menschen dargestellt, der um sein Kind kämpfte. Zeit seines Lebens hatte sie behauptet, er sei ein durchgeknallter, unverantwortlicher Süchtiger gewesen. Er schaffte es nicht einmal, sich um sich selbst zu kümmern, hatte sie erklärt, wie sollte er das dann bei einem Kind schaffen?

Charlie überlegte kurz, ob sie ihn in dem Glauben lassen sollte, seine Mutter habe gelogen, und sich auf den schönen Teil der Geschichte konzentrieren: die Familie auf dem Land, die mit ihm vollständig geworden wäre, die Schwester, die Kirschbäume und das Wasser, aber sie hatte die ganzen Lügen satt.

»Deine Mutter hatte leider recht«, sagte sie daher. »Mattias war ein durchgeknallter Süchtiger. Betty, meine Mutter, war genauso. Die beiden zusammen waren völlig verrückt. Aber Mattias hat sich wirklich nach dir geseht. Sie wollten beide, dass du zu ihnen kommst.«

»Stimmt das?«

Charlie nickte. Ja, so war es gewesen.

»Ich kann kaum glauben«, sagte Johan, »dass du hier mit meinem Vater gewohnt hast.« Er sah sich in der Küche um und versuchte, sich die Hausbewohner vorzustellen: Charlie, Betty und Mattias. »Wie hat er sich dir gegenüber verhalten?«

»Er hat sich bemüht«, sagte Charlie. »Aber wir hatten nicht das beste Verhältnis. Das hatte gar nicht so viel mit ihm zu tun, sondern ich wollte meine Mutter für mich haben. Ich wollte, dass alles so wie früher blieb.«

»Und dein Vater?«

»Ich weiß nicht, wer mein Vater ist. Mama war wahrscheinlich die Einzige, die es mir hätte sagen können, aber das geht ja jetzt nicht mehr.«

»Wann ist sie gestorben?«

»Knapp ein Jahr nach Mattias' Verschwinden.«

»War sie krank?«

»Ja, sie war sehr krank.«

Sie sprachen weiter über Mattias. Johan wollte, dass sie ihm alles

erzählte, woran sie sich noch erinnern konnte. Hatte er gearbeitet? Wofür hatte er sich interessiert? Hatte er Gitarre gespielt? Stimmt es wirklich, dass er seinen Sohn zu sich hatte holen wollen?

Charlie nickte. Sie hatten sogar schon ein Zimmer für ihn eingerichtet.

Das wollte Johan natürlich sofort sehen.

Sie gingen ins Obergeschoss. Johan meinte, er habe noch nie eine so steile Treppe gesehen. Würde man einen Sturz überhaupt überleben?

»Die sind schon viele kopfüber hinuntergefallen und haben es überlebt«, sagte Charlie. »Alkohol entspannt und federt den Aufprall ab.« Sie öffnete die knarrende Tür zu dem Zimmer, das genau über ihrem lag. »Hier hättest du wohnen sollen.«

Johan musterte die Wände. Wer hatte die ganzen Autos gemalt? Als Charlie erzählte, das sei Bettys Werk, meinte er, sie habe wirklich Talent gehabt.

»Ich habe ihr gesagt, sie soll etwas anderes malen«, erzählte Charlie, »weil du doch sicher schon zu alt für Autos warst.«

»Ich glaube«, antwortete Johan und strich mit der Hand über einen volvoähnlichen Wagen an der Wand, »hier hätte es mir auf jeden Fall gefallen.«

Charlie schwieg. Sie war sich da nicht so sicher.

»Was ist das hier?« Johan deutete auf ein Gestell an einer Wand.

»Das hätte ein Bett werden sollen. Mattias wollte es in den Raum einpassen, aber das hat nicht so gut funktioniert.«

Johan setzte sich auf das Gestell.

»Was ist deiner Meinung nach mit ihm passiert?«, fragte er und sah zu Charlie.

»Er ist ertrunken.«

»Ja, aber warum hat man ihn nie gefunden? Wenn er ertrunken ist, hätte er doch irgendwann an die Oberfläche treiben müssen?«

»Nicht alle kommen wieder zum Vorschein.«

»Doch, früher oder später schon.«

Charlie wollte ihm von den Unterwasserströmungen erzählen, von den Strudeln, der Turbine, doch das war zu brutal, weshalb sie nur antwortete, dass er sich vielleicht irgendwo verhakt und man die Suche jedenfalls nach

einer Weile abgebrochen hatte.

»Sie hätten weitersuchen sollen«, sagte Johan. »Ich hätte gern ein Grab, das ich besuchen kann. Ich habe die Geschichte nie richtig abschließen können. Ohne Grab, meine ich.«

Ein Grab hilft auch nicht, dachte Charlie.

»Ich war dabei«, erzählte sie plötzlich. »Ich saß auf dem Steg, als er mit dem Boot hinausgerudert ist. Ich saß da und habe zugesehen, wie er starb. Ungefähr weiß ich also, wo er liegen müsste.«

Beide saßen lange stumm da. Charlie hatte das Gefühl, dass ihr rasender Herzschlag durch das dünne Kleid zu sehen war. Sie versuchte, Johans Gesichtsausdruck zu deuten. War er traurig, wütend, erleichtert?

»Es war nicht deine Schuld«, sagte er schließlich.

»Es fühlt sich aber so an.«

»Was hättest du denn tun können?«

»Ihn retten.«

»Wie? Du warst doch noch ein Kind.«

»Ich hätte es auf jeden Fall versuchen müssen. Aber ich war wie gelähmt. Ich weiß, dass das total krank klingt, aber ...«

»Es klingt eher so, als hättest du unter Schock gestanden.«

Charlie nickte, auch wenn sie nicht wusste, ob es wirklich so gewesen war. »Ich verstehe, wenn du mir nicht verzeihen kannst. Ich verstehe, wenn du ...«

»Er hätte nicht auf den See rausrudern dürfen«, unterbrach Johan sie. »Er hätte an Land bleiben sollen.« Er stand auf und ging zum Fenster, öffnete es, reichte Charlie eine Zigarette und zündete sich selbst auch eine an. »Ich bin auf jeden Fall froh, dass du es mir erzählt hast.«

»Das Schlimmste war, dass er an dem Tag erfahren hatte, dass er dich endlich zu sich nehmen durfte. Dass er das nie erleben konnte.«

»Ich glaube nicht, dass es dazu gekommen wäre«, meinte Johan. »Mama hätte mich nie gehen lassen. Nachdem mein Vater mich einmal an einem Bahnhof in Kopenhagen vergessen hatte, durfte ich ihn nie mehr allein sehen. Ich hätte nie bei ihm wohnen dürfen.«

»Klingt, als hättest du eine kluge Mutter.«

»Hatte. Sie ist leider vor einigen Jahren gestorben. Krebs.«

»Das tut mir leid.«

»Ja. Ich vermisse sie sehr. Ich bin das einzige Kind, jetzt bin nur noch ich da. Das ist manchmal ein schreckliches Gefühl. Du kannst das vielleicht nachempfinden.«

Charlie nickte. Ja, das konnte sie nur allzu gut.

Eine andere Zeit

John-John reißt sich los und will davonrennen.

»Hol ihn zurück, Alice!«, kreischt Rosa. Doch Alice steht nur da und sieht dem Jungen hinterher. John-John kommt nur wenige Meter weit, bis Rosa ihn einholt. Sie hält ihn an seinem Pullover fest, etwas blitzt auf und fällt zu Boden.

»Seine Kette.« Alice bückt sich und hebt das Schmuckstück auf, um es John-John zurückzugeben. Dem ist die Kette jedoch egal, er schreit einfach weiter. Rosa flucht und verstaut den Schmuck in ihrer Tasche.

»Rosa«, sagt Alice. »Wir gehen am besten jetzt mit ihm nach Hause. Wir sollten wirklich mit ihm zurückgehen.«

»Das ist doch nur ein Spaß. Ich will ihm nur ein wenig Angst machen.«

»Rosa!«, sagt Alice bestimmt. »Ich glaube, da hat jemand gerufen.«

»Sei ruhig«, sagt Rosa, »ich muss nachdenken.«

Doch John-John ist nicht ruhig, im Gegenteil, er schreit nach seiner Mutter und beginnt, um sich zu treten. Rosa flucht und schlägt ihn so hart, dass er stürzt.

»Er ist doch nur ein kleiner Junge«, jammert Alice, die jetzt auch weint.

Rosa sagt, alle sollen ruhig sein, doch John-John hört nicht auf zu weinen. Rosa setzt sich auf seinen Bauch und hält ihm den Mund mit den Händen zu. Er wimmert, und Rosa legt ihm die Finger um den Hals. John-John schlägt wild um sich.

Alice will schreien, dass sie ihn loslassen soll, bevor noch etwas ... doch sie steht nur wie gelähmt da.

Als Rosa den Jungenkörper endlich freigibt, liegt er still und bewegungslos da. Das kleine Gesicht ist nicht mehr rot. Rosa schüttelt ihn.

»Wach auf«, sagt sie. »Wach auf, du dummes Kind.«

Doch John-John wacht nicht auf.

Kapitel neunundvierzig

Fredrik stand aus dem Sessel auf und ging in die Küche. Er stellte sich an die Spüle, drehte das Wasser auf, vergaß aber zu trinken. Dann ging er zurück ins Wohnzimmer.

Nora war in die psychiatrische Notfallambulanz gebracht worden. Sie hatte sich zuerst geweigert, doch der Notarzt hatte darauf bestanden, und Fredrik hatte keinen Einspruch erhoben. Er konnte ihr nicht helfen. Im Krankenhaus würde sie ausreichend starke Mittel bekommen, um die Realität für eine Weile auszublenden.

Vor ihm auf dem Couchtisch stand eine braune Holzkiste mit aufgebrochenem Schloss, die er auf dem Dachboden gefunden hatte. Bevor man Nora weggefahren hatte, hatte sie noch etwas von einer Kiste auf dem Dachboden gemurmelt und dass er gern alles lesen könne, was sich darin befand, es war ihr mittlerweile egal. Du wirst mir vielleicht nicht verzeihen können, hatte sie leise gesagt, vielleicht wirst du mich nicht einmal verstehen.

Ein Teil von Fredrik wollte weder wissen noch verstehen. Er wusste, dass, egal was die Kiste enthielt, es ihn auf eine Weise beeinflussen würde, die er vielleicht nicht ertragen könnte. Ein Mensch konnte nicht alles ertragen.

Er trank einen großen Schluck Whisky aus dem Glas, das er bis zum Rand gefüllt hatte, legte den Kopf auf die Sofalehne und schloss die Augen. Wieder sah er Noras hoffnungsvolles Gesicht vor sich, als sie in das Haus eingezogen waren. *Hier kann ich, glaube ich, glücklich werden.*

Doch das war sie nie, dachte er. Sie war nur mal mehr, mal weniger unglücklich.

Er beugte sich vor und trank noch einen Schluck Whisky, dann öffnete er die Kiste. Er blickte auf Notizbücher, Zeitungsausschnitte und einige Briefe. Er begann die Ausschnitte zu lesen. Sie handelten von demselben

Ereignis wie die Artikel, die er in Annabelles Schrank gefunden hatte. Die Notizbücher waren die Fortsetzung der Aufzeichnungen in dem Buch, das er ebenfalls im Schrank gefunden hatte. Als Noras Zustand sich abrupt verschlechtert hatte, hatte er keinen Blick mehr hineinwerfen können. Und da das Tagebuch einem fremden Mädchen zu gehören schien, hatte er auch nicht weiter darüber nachgedacht. Doch jetzt lag die Fortsetzung der Geschichte vor ihm. Eiseskälte breitete sich in seinem Körper aus, als er erkannte, wer die Tagebücher geschrieben hatte. Wer Alice war.

Drei Stunden und zwei Gläser Whisky später stand er auf, holte sein Handy und rief Charlie Lager an.

Jener Abend

»Annabelle!«, rief Svante Linder, als sie in die Küche kam. Er saß mit Jonas am Tisch und rauchte. »Wir dachten, du wärst schon gegangen, um irgendwelche alten Säcke zu vögeln.«

»Wovon zum Teufel redest du?«, fragte Annabelle und warf ihm einen wütenden Blick zu.

»Ganz ruhig.« Er hob abwehrend die Hände. »Ganz ruhig. Ich sage nur, was ich gehört habe.«

»Und was hast du gehört?«

»Dass du alte Säcke vögeln und keine Zeit mehr zum Feiern hast, weil du ja ständig vögeln musst.«

»Besser das, als mit Kindern zu schlafen.«

»Was willst du damit sagen?«

»Das weißt du sehr gut.«

Svantes Augen verdunkelten sich. Es sah aus, als hätte er sie am liebsten geschlagen, doch er fragte mit übertrieben freundlicher Stimme, ob er sie zu ein wenig Dope einladen dürfe, aus alter Freundschaft.

Annabelle zuckte mit den Schultern. Sie hatte Lust auf Gras, doch es war ihr zuwider, etwas von Svante anzunehmen. Irgendetwas an ihm bereitete ihr Gänsehaut.

»Wo ist William?«, fragte sie daher nur.

»Im Fickzimmer. Jetzt treibt er es eben mit Rebecka, nachdem du ...«

»Halt endlich die Klappe.«

»Komm«, sagte Svante, zog den Stuhl neben sich vom Tisch weg und wedelte mit einem Joint. »Ich bin mir sicher, dass es dir besser geht, wenn du das hier geraucht hast.«

Annabelle setzte sich neben ihn und hoffte, dass er recht hatte.

Kapitel fünfzig

Johan war gegangen. Vielleicht würde er zurückkommen, hatte er gesagt. Einerseits hoffte Charlie, dass er es nicht tat, andererseits vermisste sie ihn seltsamerweise jetzt schon. An der Haustür hatten sie sich geküsst. Er hatte ihr übers Haar gestrichen und gesagt, dass er froh war, endlich eine Antwort bekommen zu haben.

Danach war sie ins Bett gegangen, und zum ersten Mal seit langer Zeit ließen die Träume sie in Ruhe. Als sie aufwachte, war die Sonne untergegangen und die Abenddämmerung heraufgezogen. Es war elf Uhr. Sie nahm ihr Handy in die Hand, das in diesem Moment klingelte. Es war Fredrik Roos. Ob sie zu ihm kommen könnte? Er hatte etwas, das sie vielleicht lesen wollte.

Eine halbe Stunde später stand Charlie vor seiner Haustür.

»Ich habe ein paar Sachen gefunden«, sagte Fredrik und reichte ihr eine Tüte mit Zeitungsausschnitten, schwarzen Notizbüchern und einem Stapel Briefe. »Ich glaube, Annabelle hat einen Teil davon gelesen.«

Charlie nahm die Tüte.

»Zeigen Sie es bitte niemandem sonst«, bat Fredrik.

Charlie wollte etwas antworten, doch Fredrik zog sich ins Haus zurück und schloss die Tür.

Zurück in Lyckebo, setzte sie sich in die Küche und begann, die Zeitungsausschnitte durchzusehen. Sie waren alle aus den Siebzigern und hatten den Mord an einem kleinen Jungen zum Inhalt. Der zweijährige John-John Larsson war am helllichten Tag von einem Parkplatz vor einem Lebensmittelgeschäft verschwunden.

Ein Foto zeigte die Familie des ermordeten Jungen, Mutter, Vater, Bruder, alle hatten die Arme umeinandergelegt. Weiter unten auf der Seite war das Bild des toten Sohnes abgedruckt, ein lächelnder kleiner Junge mit

Locken.

Charlies Gedanken rasten, ihre Finger waren schweißfeucht, während sie die Artikel durchblättert. Was hatte dieser Fall mit Annabelles Verschwinden zu tun, und warum wollte Fredrik, dass sie das las? Er wusste doch, dass sie suspendiert war?

Kinder des Teufels?, lautete die nächste Überschrift, das Zitat eines Verwandten des ermordeten Jungen. Im dazugehörigen Artikel bestätigte ein Polizeibeamter, dass es sich bei den Hauptverdächtigen um zwei Kinder handelte.

Charlie stand auf und wollte am Küchentresen ihr Weinglas nachfüllen. Die Flasche war leer. Sie schlüpfte in Bettys Holzschuhe und ging nach unten in den Keller, um eine neue zu holen. Als sie zurück in der Küche war, öffnete sie eines der schwarzen Notizbücher. Es handelte sich um Tagebücher eines Mädchens namens Alice. Sie hatte kein leichtes Leben, das war schnell deutlich. Sie beschrieb die klauenartigen Hände der Mutter, die Sehnsucht nach einem abwesenden und unbekanntem Vater, die Angst vor den Jungen, die sie auf dem Weg nach Hause von der Schule verfolgten. Doch nach ein paar Seiten lag plötzliche Freude in der verschnörkelten Mädchenhandschrift. Alice hatte eine neue Freundin gefunden.

Ich kann nicht glauben, dass Rosa Manner Zeit mit mir verbringen will, dass wir jetzt beste Freundinnen sind. Darauf folgten lange, glückliche Beschreibungen der Besuche bei Rosa. Sie durften alles tun, was sie wollten, schrieb Alice, backen, die ganze Nacht aufbleiben, Pizza unter der Woche bestellen. *Ich bin der glücklichste Mensch der Welt.*

Der Rest des ersten Tagebuchs handelte von Rosa, den Badeausflügen im See, den Spielen und dem Streit mit jemandem namens Vollidiot.

Charlie schlug das nächste Buch auf. Hier war der Ton ernster. Alice war nicht mehr so begeistert von allem, was Rosa tat. *Sie macht mir Angst, wenn sie wütend ist. Ich verstehe nicht, warum sie so wütend ist. Und ihre Mutter ... sie ist irgendwie seltsam.*

Im dritten Heft schienen sich Zeit und Raum aufzulösen. Charlie war es mittlerweile egal, warum sie das Tagebuch eines fremden Mädchens lesen sollte, warum Fredrik ihr das ganze Material gegeben hatte. Sie las von den

Spielen, die aus dem Ruder gelaufen waren, den Drohungen, den Begegnungen mit merkwürdigen Männern in Rosas Haus. Sie las von der Misshandlung von Rosas schwangerer Mutter, dem Mann, der sie getreten hatte, und dem kleinen Mädchen, das tot geboren wurde. Von Alice' Verwirrung und Angst. *Manchmal glaube ich, dass wir den Teufel wirklich beschworen haben, egal, was Rosa sagt.*

Als Charlie dachte, dass es nicht schlimmer kommen konnte, spitzten sich die Ereignisse noch einmal zu. Sie schauderte, als sie von der Katze in der Wassertonne las, den wiederholten Aufforderungen Rosas, dass Alice alles für sie tun müsse, wenn sie ihre beste Freundin wäre.

Das letzte Buch war auch das am wenigsten zusammenhängende. Ganz offenbar war etwas Schreckliches passiert.

Rosa hatte die Idee. Sie wollte ihnen einen Schrecken einjagen. Aber jetzt ... was haben wir nur getan??? Wenn es einen Himmel und eine Hölle gibt, dann weiß ich, wo ich landen werde. Das habe ich gestern zu Rosa gesagt. Ich habe gesagt, dass wir hierfür nach dem Tod in die Hölle kommen würden. Worauf sie geantwortet hat, dass wir schon vor unserem Tod in der Hölle schmoren würden, wenn herauskäme, was wir getan hatten. Denn keiner würde uns glauben, keiner würde glauben, dass es keine Absicht war, sondern ein Unfall. Rosa wollte der Angeberfamilie nur einen Schreck einjagen. Es war doch nicht ihre Schuld, dass der Junge einfach aufhörte zu atmen. Wie hätte sie wissen sollen, dass es so schnell gehen kann? Aber vielleicht war die Welt nicht so ungerecht, sagte sie, denn wenn jemand verdient hatte zu spüren, wie es sich anfühlte, wenn das eigene Kind starb, dann John-Johns Vater.

Erst da habe ich verstanden, dass er der Mann war, der Schuld daran war, dass Rosas Schwester nie einen Atemzug machen durfte.

Nach der letzten Seite stand Charlie auf und zündete sich eine Zigarette an. Sie war so absorbiert gewesen von der Geschichte von den Mädchen, dem Jungen und dem Mord, dass sie ganz vergessen hatte, alles mit etwas Abstand zu betrachten. Will ich überhaupt mehr wissen?, dachte sie. Jetzt fehlten nur noch die Briefe. Charlies Hände zitterten leicht, als sie den

ersten aus dem aufgeschlitzten Kuvert zog. Die Briefe hatten keinen Absender und waren jeweils nur wenige Zeilen lang. *Hast du vergessen, wer dich gerettet hat? Warum antwortest du nicht?*, waren die immer wiederkehrenden Kernfragen.

Erst im letzten Brief fügte sich alles zusammen. Erst da schrieb der Absender alle Namen aus, den eigenen und den des Empfängers. Charlies Kopf wollte schier platzen, sie musste sich auf das Küchensofa legen. Nach einer Weile setzte sie sich auf und las den letzten Brief noch einmal.

Liebste Nora, es ist merkwürdig, dich nicht mehr Alice zu nennen, aber eigentlich sollte mir das egal sein, da du ja sowieso keinen Kontakt mehr mit mir haben möchtest.

Es stimmt wahrscheinlich, was du sagst, dass manche Menschen keine zweite Chance bekommen. Du sollst wissen, dass ich nicht hierhergezogen bin, um dir Ärger zu machen, sondern weil ich mich nach dir gesehnt habe, weil ich das Versprechen gehalten habe, das wir einander einmal gegeben haben. Ich dachte, du würdest dich freuen, dass ich dich gefunden habe. Es war nicht leicht, aber letztendlich ist es mir gelungen. Eigentlich sollte ich wohl besser wieder wegziehen, aber der Kleinen gefällt es hier, und ich habe Arbeit gefunden. Du musst keine Angst haben. Ich werde dich in Ruhe lassen. Du weißt, wo ich bin, falls du es dir eines Tages anders überlegen solltest.

Für immer deine Freundin,

Rosa »Betty«

Charlie betrachtete ihre Umgebung, die alte Küchenuhr an der Wand, die Kupfertöpfe, die Brotstangen unter der Decke. Alles schien auf sie zuzukommen, mit ihr zu sprechen, die Wirklichkeit zurückzudrängen. Ich sollte Anders anrufen, dachte sie. Vielleicht hat Annabelles Verschwinden mit Noras Vergangenheit zu tun, vielleicht will sich jemand rächen, ihrem Kind dasselbe antun, was sie anderen angetan hat. Gleich rufe ich Anders an, ich muss nur ... noch kurz die Augen zumachen. Sie legte den Kopf auf die verschränkten Arme auf dem Küchentisch. Bilder von Betty tanzten vor

ihrem inneren Auge. Betty in ihrem weißen Nachthemd unter den Kirschbäumen, mit offenen Augen, den Blick hoch in den Himmel gerichtet. Charlie war wieder ein kleines Mädchen und saß im offenen Küchenfenster und sang zusammen mit Betty das Lied vom Kirschenpflücken.

*Wenn die glänzenden Sterne am Himmel
ihren Abendgesang anstimmen,
singen wir mit und knacken Kerne.
Die ganze Nacht.*

Jene Nacht

Sie waren nach oben ins Wohnzimmer umgezogen und saßen im Kreis auf dem Boden. Den Joint ließen sie zwischen sich hin- und hergehen. Bei wem die Asche fiel, der musste ehrlich auf egal welche Frage antworten.

Das Unterstufenmädchen von der Treppe, an dessen Namen Annabelle sich nicht hatte erinnern können, war viel zu weggetreten, um die Regeln zu kapieren. Sie antwortete auf die Fragen von anderen, lachte grundlos und konnte nicht still sitzen.

»Willst du mich nicht was fragen, Svante?«, kicherte sie, als die glühende Asche auf ihr Knie fiel. »Willst du mich nicht fragen, was in der Scheune passiert ist ...?«

»Ich weiß nicht, wovon du redest«, sagte Svante. »Darfst du überhaupt so spät noch unterwegs sein, Sandra?«

Das Mädchen starrte ihn trotzig an und sagte, sie hieße Sara und dass sie so lange weggehen durfte, wie sie wollte. Sie war immerhin schon dreizehn.

Ein Typ aus der Klasse über Annabelle meinte zu Svante, dass in diesem Fall ja wohl er derjenige wäre, der gegen das Gesetz verstößt.

»Halt die Klappe«, knurrte Svante. »Ich weiß nicht, wovon du redest. Und du, Sandra«, sagte er. »Du könntest Skalman füttern. Ich glaube, er ist hungrig.«

Sara stand auf und ging unsicher aus dem Raum. Sie faselte noch irgendetwas Unverständliches von Schildkrötenfutter, dann herrschte Stille.

Der Joint wanderte weiter, und beim nächsten Mal fiel die Asche auf Annabelles Knie. Sie wischte sie schnell weg, bevor sie ein Loch in das Kleid brennen konnte.

»Pech«, sagte Svante. »Jetzt dürfen alle Annabelle fragen.«

Annabelle seufzte und erwiderte, dass das doch nur ein kindisches Spiel wäre und sie auf gar nichts antworten müsse.

»Mitgehen, mitgefangen«, sagte Jonas.

»Du kannst ja stattdessen auch etwas tun«, sagte Svante. »Du kannst auch Pflicht wählen.«

Annabelle lachte. Dieses Fluppenspiel war das alternative Flaschendrehen. Wie alt waren sie eigentlich? Fünf?

»Okay, dann eben Pflicht. Aber verlangt bloß nicht, dass ich auf einem Bein ums Haus hüpfen soll.«

»Blas mir einen«, forderte Svante und griff sich zwischen die Beine. »Ich habe gehört, dass du das richtig gut kannst.«

»Meinst du das ernst?« Annabelle starrte ihn an.

Svante nickte. Bei Blowjobs machte er nie Witze.

»Jetzt hör schon auf, Svante«, sagte Jonas.

»Warum denn? Du hast doch selbst gesagt: Mitgehangen, mitgefangen.«

»Ja, aber ...«

»Na, dann zieh dich aus«, unterbrach Annabelle den Wortwechsel und sah Svante an. »Das geht ja wohl schlecht, wenn du die Hose noch anhast. Oder hast du Angst?«

Svante sagte, Angst wäre das Letzte, was er verspürte. Er stellte sein Glas ab und knöpfte die Jeans auf.

Auf allen vieren kroch Annabelle auf ihn zu.

Svante saß in seinen weißen Boxershorts da und grinste. Er griff ihr ins Haar und zog sie näher heran.

Jonas stand auf und sagte, dass sie doch echt krank wären.

Annabelle öffnete den Mund, kam noch näher, doch als sie nur noch ein paar Zentimeter von seinem Schritt entfernt war, riss sie sich los. »Ihr habt doch nicht ernsthaft geglaubt, ich würde das tun, oder?«, fragte sie. Sie rollte sich auf den Rücken. »Ihr Idioten!«, sagte sie lachend. »Ich habe es so verdammt satt, von Idioten umgeben zu sein.«

Kapitel einundfünfzig

Das Handy vibrierte, Charlie antwortete sofort.

Es war Johan.

»Ich wollte nur fragen, wie es dir geht.«

»Ich bin ein wenig müde«, sagte Charlie. Sie sah auf die Uhr, es war neun Uhr morgens, ein neuer Tag. Sie hatte sich irgendwann aufs Küchensofa gelegt und war eingeschlafen.

»Kann ich reinkommen? Ich stehe am Tor.«

»Jetzt passt es gerade nicht so gut.«

Johan war einer dieser Menschen, die ein Nein nicht akzeptierten, stellte Charlie fest, als es ein paar Minuten später an der Tür klopfte. Sie schaffte es nicht, aufzustehen, und hoffte, dass sie abgeschlossen hatte.

Hatte sie nicht, und einige Sekunden später stand Johan in der Küche. Er ließ den Blick über die Unordnung schweifen, die Zeitungsausschnitte, Notizbücher, Briefumschläge, Flaschen und den Aschenbecher.

»Was willst du?«, fragte sie.

»Ich weiß nicht. Ich hatte einfach das Gefühl, dass es dir nicht gut geht.«

»Da hast du recht. Aber ich fürchte, du wirst mir da nicht helfen können.«

»Hat es mit alldem hier zu tun?« Johan deutete auf die Sachen auf dem Küchentisch.

Charlie nickte.

»Darf ich mal reinlesen?«

»Klar. Ist es in Ordnung, wenn ich mich noch mal hinlege? Ich brauche noch etwas Schlaf.«

»Mach nur«, sagte Johan.

Charlie ging in ihr Zimmer und legte sich ins Bett. Sie dachte an all die Abende und Nächte, in denen sie hier gelegen und versucht hatte, Betty zu verstehen. War das die Antwort auf den vielen Alkohol, die Dunkelheit, die

ausradierte Vergangenheit? Nein, beschloss sie, die neuen Informationen trugen nur dazu bei, sich noch mehr nach dem Warum zu fragen. Warum hast du das getan, Mama?

Die Bilder des ermordeten kleinen Jungen folgten ihr in einen unruhigen, verschwitzten Schlaf.

Als sie aufwachte, wusste sie nicht, ob sie zehn Minuten oder zehn Stunden geschlafen hatte, ob es Morgen oder Abend war.

Johan saß immer noch in der Küche.

»Wie spät ist es?«, fragte sie.

»Vier.«

»Am Nachmittag?«

»Ja.«

»Du hast alles gelesen, wie ich sehe«, sagte Charlie mit Blick auf die Zeitungsausschnitte.

»Ja, aber es hat eine Weile gedauert, bis ich alles verstanden habe.«

»Ich weiß immer noch nicht, ob ich alles verstanden habe, ob ich es überhaupt verstehen will.«

»Wusstest du davon, ich meine ... wusstest du überhaupt, dass sich Nora und deine Mutter kennen?«

»Nein, ich wusste gar nichts.«

»Was für eine fürchterliche Geschichte.«

»Ich werde dich umbringen, wenn du etwas davon in deiner verdammten Zeitung schreibst.«

»Was denkst du eigentlich von mir?«

»Ich kenne dich nicht«, sagte Charlie ernst. Sie blickte auf die Artikel und Notizbücher auf dem Tisch und hätte am liebsten alles verbrannt, vergessen, dass sie es je gelesen hatte.

»Glaubst du, dass das was mit Annabelles Verschwinden zu tun haben könnte?«, fragte Johan und sah zu ihr.

»Ich weiß es nicht.«

»Aber du hast doch sicher schon mit deinen Kollegen darüber gesprochen?«

»Das werde ich noch.«

»Ich verstehe nicht, wie sie das tun konnten«, sagte Johan. »Ich verstehe nicht, wie man einem kleinen Kind so etwas antun kann.«

»Ich denke«, meinte Charlie, »dass sie ernsthaft gestört waren.«

»Laut der Tagebücher war deine Mutter die treibende Kraft.«

»Ja, aber was wissen wir schon genau? Das ist Noras Perspektive. Aber das ist im Grunde genommen auch egal, denn nur dabeizustehen und zuzuschauen ist ja wohl genauso schlimm.«

»Nicht so schlimm, wie einen Zweijährigen zu erwürgen«, erwiderte Johan. »Nichts ist so schlimm. Das wäre dasselbe, wie zu sagen, dass du meinen Vater ertränkt hast, weil du ihn nicht gerettet hast. Entschuldige«, sagte er, als er Charlies Blick sah. »Ich wollte damit nicht sagen, dass ... das ist wirklich nicht dasselbe ...«

»Ich glaube, du solltest jetzt besser gehen.«

»Entschuldige«, wiederholte Johan. »Es ist nur so schwer zu verstehen. Ich wollte wirklich nicht damit sagen, dass ...«

»Kein Problem, aber ich möchte jetzt allein sein.«

Johan stand auf, ging jedoch nicht, sondern öffnete das Fenster und holte seine Zigaretten hervor. Er zündete sich eine an, nahm einige tiefe Züge und blickte in den Garten.

Charlie dachte, dass er jetzt vielleicht Dankbarkeit empfand, Dankbarkeit darüber, dass man ihn nicht seinem Vater überlassen hatte, dass er nicht mit diesen Verrückten hatte aufwachsen müssen. Was spielten da die Größe des Gartens und die Schönheit des Waldes für eine Rolle, wenn die Frau, die seine Stiefmutter hätte werden sollen, eine ... ja, was eigentlich war?

Charlie stellte sich neben ihn. Schweigend zündete Johan eine Zigarette an und reichte sie ihr.

»Das Kind, das nach den Tritten und Schlägen im Bauch meiner Großmutter starb«, sagte Charlie, »hast du verstanden, wer das getan hat?«

Johan schüttelte den Kopf, das hatte er überlesen.

»Der Vater des Zweijährigen.«

Johan runzelte die Stirn und schwieg so lange, dass Charlie das Gefühl hatte, deutlicher werden zu müssen. »Er hat meine Großmutter geschlagen

und misshandelt. Vor ...«

»Es war also Rache?« Johan blickte sie fragend an.

»Ich weiß nicht, was es war. Hoffentlich ein unglücklicher Unfall.«

»Wenn der Vater des Jungen für den Tod des Babys verantwortlich war, wäre Rache aber ein naheliegendes Motiv.«

»Es kann beides gewesen sein. Eine ursprünglich nicht ganz so ernst gemeinte Tat aus Rache, die aus dem Ruder gelaufen ist«, sagte Charlie.

»Ich fürchte, das werden wir nie erfahren.«

Jene Nacht

Im Gartenpavillon bewahrte Svante noch mehr Sachen auf, stärkeres Zeug, das sie richtig wegbeamten konnte, wenn sie das wollte.

Annabelle entgegnete, sie wolle einfach nur etwas, das ihre Gedanken zum Schweigen brachte.

Das ließe sich leicht einrichten, meinte Svante. Wenn sie mit ihm zum Pavillon ginge, könnte er ihr ganz sicher helfen.

Annabelle zögerte kurz. Sie wollte nicht mit Svante allein sein. Sie hatte seinen Blick vorhin bei dem Spiel gesehen, die unbändige Wut darin, aber er schien sich wieder beruhigt zu haben.

»Kannst du es nicht holen?«, fragte sie.

Svante schüttelte den Kopf. Nein, von diesem Zeug sollten die anderen nichts wissen.

Sie gingen runter ins Erdgeschoss.

»Du brauchst keine Schuhe«, sagte er. »Ist ja nicht weit zum Pavillon.«

»Dieser Garten«, sagte Annabelle, als sie durch den Hinterausgang ins Freie traten, »ist ein elender Dschungel. Und die Bäume versinken langsam in der Erde, oder wächst die Erde an ihnen hoch?«

»Ist das nicht dasselbe?«, fragte Svante. »Verdammt.« Er blieb stehen.

»Was ist?«

»Ich glaube, ich habe eine Schlange gesehen.«

»Hast du Angst?« Sie lächelte herausfordernd. »Vielleicht hättest du doch besser Schuhe anziehen sollen.«

Svante ging schweigend weiter zum Pavillon, Annabelle folgte ihm. Sie setzten sich einander gegenüber auf die Bank im Inneren. Svante holte eine Dose mit selbst gedrehten Zigaretten aus seiner Tasche und zündete eine an.

»Was ist der Unterschied zwischen der hier und was wir vorhin geraucht haben?«, fragte Annabelle.

»Die hier sind stärker«, erklärte Svante, »hauen mehr rein.« Er reichte ihr den Joint. »Lass den Rauch eine Weile in den Lungen, bevor du ihn ausbläst. Dann wirkt er besser.«

Annabelle nahm einen tiefen Lungenzug und wartete so lange wie möglich, ehe sie wieder ausatmete.

»Gut?«, fragte Svante.

»Verdammt gut.«

»Hast du Durst?«

Annabelle nickte, ja, sie hatte großen Durst.

Svante bückte sich und holte etwas unter der Bank hervor.

»Na, was haben wir denn da«, sagte er mit einer Flasche in der Hand. »Wie praktisch, dass die hier liegt.« Er schraubte den Verschluss ab, trank einen großen Schluck und gab Annabelle die Flasche. Sie trank drei rasche Schlucke, bevor die Flüssigkeit höllisch zu brennen begann und sie husten musste.

Svante lachte und sagte, das wäre der stärkste Selbstgebrannte, den er je probiert hätte.

»Wie stark?«, fragte Annabelle und gab ihm die Flasche zurück.

»Richtig, richtig stark. Hier, trink noch mal.«

Annabelle wollte ablehnen, sie hatte schon zu viel von allem intus, nahm dann aber doch noch einen Schluck.

»Und wie läuft es mit der Liebe?«, fragte Svante beiläufig.

»Welcher Liebe?«

»Der Typ, mit dem du auf der Insel gevögelt hast. War es schön?«

»Ja, das war es.« Annabelle lachte zu ihrer eigenen Verwunderung, denn eigentlich gab es überhaupt nichts zu lachen. Doch sie konnte sich nicht beherrschen. Irgendetwas passierte mit Svantes Gesicht, es veränderte ständig seine Form, wurde immer undeutlicher.

»Was ist los?«, fragte Svante. »Drehst du jetzt ab?«

Annabelle versuchte zu antworten, aber ihre Lippen wollten keine Wörter formen, und ihre Zunge lag schwer und unförmig in ihrem Mund. Ich muss zurück zu den anderen, dachte sie und verließ den Pavillon. Baumwollartiger Nebel lag auf dem Gras. Svante rief hinter ihr her, sie solle stehen bleiben, doch sie ging weiter. Der schmale Weg im Gras

schwankte, teilte sich, verschwand vollständig. Annabelle blieb stehen, um einen klaren Gedanken zu fassen, wohin sie gehen wollte. Da spürte sie den Stoß im Rücken.

»Was machst du da?«, sagte sie undeutlich. Im nächsten Moment lag sie auf dem Boden, Svante über sich.

»Halt still«, zischte er, als sie ihm ins Gesicht zu schlagen versuchte.
»Halt still und sei ruhig, sonst bringe ich dich für immer zum Schweigen.«

Kapitel zweiundfünfzig

Johan wollte gerade gehen, als sein Handy piepste. Charlie war mit ihm zur Haustür gegangen, um hinter ihm abzuschließen. Mehr unangemeldete Besuche ertrug sie heute nicht.

»Scheiße«, sagte er, nachdem er die SMS gelesen hatte.

»Was?«

»Man hat sie gefunden.«

»Wo?«

»Im Fluss unterhalb des Dorfladens. Bei den Dammschleusen. Ich muss los.«

»Ich komme mit.«

Johan öffnete den Mund, als wollte er Einwände erheben, doch da hatte sie schon ihre Schuhe angezogen.

Im Auto auf dem Weg zum Dorfladen dachte Charlie an Fredriks rote Augen, Noras unruhige Hände, den Rasenmäher vor dem Haus, Annabelles rosarotes Mädchenzimmer. Den Schmerz. Sie dachte an die Tätowierung auf Annabelles Arm *Becka and Bella forever*, an den kleinen Strichpunkt an ihrem Handgelenk, an die Fortsetzung, die es nicht geben würde. Hier war die Geschichte zu Ende.

Sie parkten am Anfang der Brücke. Bis zu den Dammschleusen waren es noch einige Hundert Meter, aber näher konnte man nicht heranfahren. Eine Reihe Autos standen am Straßenrand. Charlies Blick blieb an einem alten gelben Volvo mit einem Aufkleber auf der Heckscheibe hängen. *Jesus ist das Leben, die Wahrheit und der Weg*. Daneben in den Staub hatte jemand *Hell no!* geschrieben. *Ganz bestimmt nicht*.

Johan holte seine Kamera vom Rücksitz.

»Kommst du mit?«, fragte er. »Ich kenne mich hier nicht aus.«

»Weiter vorne müsste es einen Trampelpfad geben«, sagte Charlie.

Der Pfad war überwuchert und kaum begehbar, aber nach einigen Minuten hatten sie die Absperrungen erreicht. Sie waren nicht die Einzigen. Etwa zwanzig Menschen hatten sich schon dort versammelt, um der Schlusszene der Tragödie beizuwohnen. Aus der Entfernung hörten Charlie und Johan die Taucher darüber diskutieren, dass die Leiche festhing und sie vorsichtig vorgehen mussten. Sie wollten näher herangehen, doch Micke, der am blau-weißen Absperrband stand, hielt sie auf.

»Keine Presse«, sagte er mit Blick auf Johan. Als Charlie alleine weitergehen wollte, legte er ihr eine Hand auf die Schulter und verkündete, dass das Absperrband einen Grund hätte. Unbefugte hatten keinen Zutritt.

Charlie wollte etwas Scharfes erwidern, doch dann dachte sie, dass sie Micke diesen Triumph nicht gönnte. Sie zog sich zurück, drehte um und ging rasch davon.

»Wir gehen da drüben durchs Gebüsch«, sagte sie zu Johan. »Dort ist eine Klippe.«

Sie schlugen sich durch die Büsche und kamen bei dem Felsvorsprung heraus, von dem aus sie die hellgrünen, sonnengebleichten Dammschleusen und den Wasserfall überblicken konnten.

»Da«, sagte Johan. »Jetzt holen sie sie raus.«

Charlie hätte am liebsten die Augen geschlossen, zwang sich jedoch, hinzusehen. Trotz der Entfernung war alles ganz deutlich zu erkennen: das blaue Kleid, das zerfetzt an dem bleichen Körper klebte, Laub und Schlingpflanzen in dem von der Nässe dunklen Haar. Die dünnen weißen Arme.

Die Umgebung und alle Geräusche traten in den Hintergrund. Charlie war keine erwachsene Frau mehr, sondern ein junges Mädchen, das die halbe Nacht unterwegs gewesen war, nach Hause kam und die Tür zum Schlafzimmer ihrer Mutter öffnete. Sie war das Mädchen, das wie gelähmt am Strand saß und zusah, wie Mattias von den dunklen Tiefen des Skagern verschluckt wurde.

Warum kommst du jetzt, Charline? Warum kommst du jetzt, wo alles zu spät ist?

Irgendwann kommt man ans Meer. Früher oder später kommt man

immer dorthin.

Charlie drehte sich um, rutschte von der Klippe und rannte davon.

»Warte!«, rief Johan ihr hinterher. »Bleib stehen, Charlie!«

Doch sie rannte einfach weiter, genau wie in jener Nacht vor neunzehn Jahren, kümmerte sich nicht um die Zweige, die ihr ins Gesicht peitschten, blickte nicht auf. Bis sie fiel und keine Luft mehr bekam. Ich muss aufstehen, dachte sie, als sie wieder normal atmen konnte, aber sie hatte keine Kraft mehr.

»Alles in Ordnung?«, fragte Johan, als er sie eingeholt hatte.

Charlie schüttelte den Kopf. Nein, nichts war in Ordnung. Ganz und gar nicht.

»Hier kannst du nicht liegen bleiben«, sagte Johan und streckte ihr die Hand entgegen.

Charlie wollte protestieren, natürlich könne sie hier liegen bleiben. Die Vorstellung war zu verlockend, einfach nichts zu tun und nie wieder aufzustehen. Was hatte es noch für einen Sinn, aufzustehen und in einer Welt zu kämpfen, in der junge Mädchen aus Flüssen gezogen wurden, einer Welt, in der Teenager sich mit Drogen betäuben mussten, um ihr Leben zu ertragen, einer Welt, in der sie niemanden retten konnte, nicht einmal sich selbst?

Sie drückte das Gesicht ins Heidekraut und schloss die Augen. Wenn sie sie nur fest genug zukniff, würde alles um sie herum verschwinden.

Jene Nacht

Nebel stieg über den Wiesen auf, Grillen zirpten am Wegesrand. Annabelle wankte den Schotterweg entlang. Zwischen ihren Beinen pochte es, etwas floss aus ihr heraus. Sie hätte weinen sollen, doch die Tränen wollten nicht kommen.

Wie spät war es? Elf? Zwölf? Sie holte ihr Handy aus der Tasche. Fast halb eins. Mama würde ausflippen. Sie würde sie in der Haustür abpassen, an den Schultern packen und schütteln und sie anbrüllen, wo sie gewesen sei. Dann würde sie die Kratzer sehen, das Blut, das zerrissene Kleid. Wie sollte sie das nur erklären?

Vor ihren Augen flimmerte es, die Welt um sie herum verschwamm immer wieder. Nichts schien zusammenzupassen, alles war unwirklich.

Sie blickte über die Wiesen und dachte daran, was ihr Vater immer zu ihr gesagt hatte, als sie klein war. Dass der Nebel tanzende Elfen seien. Sie hatte in der weißen Masse nie irgendwelche Gestalten erkennen können, doch jetzt sah sie sie, Mädchen mit ausgebreiteten Armen, auf der Wiese und weiter oben im Wald.

Sie war so in Gedanken versunken, dass sie die Gestalt vor sich erst bemerkte, als diese nur noch wenige Meter entfernt war. Sie stieß einen Schrei aus, doch als sie das Gesicht erkannte, atmete sie erleichtert aus.

»Ach, du bist es?«, sagte sie undeutlich. »Du hast mich beinahe zu Tode erschreckt. Was zum Teufel machst du hier?«

»Ich will mit dir reden.«

»Und was sagt deine verrückte Frau dazu, Mr. Rochester? Oder hast du sie auf dem Dachboden eingesperrt?« Annabelle lachte.

»Stimmt es?«, fragte Isak.

»Was?«

»Was wohl ... die Nachricht, die du geschickt hast, das Bild. Warum lachst du? Was hast du eigentlich genommen? Und was hast du mit deiner

Hand gemacht?«

»Fass mich nicht an«, fauchte Annabelle, als er ihre Hand nahm. »Du fasst mich nie wieder an.«

»Wir müssen reden, Bella, ich kann dir helfen. Ich meine ... es ...«

»Es loszuwerden, meinst du?« Annabelle machte einen unsicheren Schritt auf ihn zu. »Und wenn ich das nicht will? Wenn ich es behalten will?«

»Denk an deine Zukunft«, sagte Isak. »Denk an deine Träume, was du noch alles tun willst.«

»Fahr zur Hölle.« Sie stieß ihn von sich. Isak packte ihre Oberarme und hielt sie fest.

»Was willst du jetzt tun?«, sagte Annabelle lachend. »Was hast du jetzt mit mir vor?«

Kapitel dreiundfünfzig

Auf der Fahrt zurück nach Lyckebo begann Charlie zu frieren. Johan zog seinen dicken Pullover aus und drängte Charlie, ihn überzuziehen.

»Ich glaube immer noch, wir sollten mit deinen Kollegen über Nora sprechen.«

»Nicht wir«, korrigierte ihn Charlie. »Ich.« Sie bereute, dass sie die Tagebücher und Zeitungsartikel gelesen und nicht auf Challe gehört hatte, sich aus den Ermittlungen herauszuhalten. Sie bereute, überhaupt nach Gullspång gefahren zu sein.

»Soll ich mit reinkommen?«, fragte Johan, als sie beim Haus angelangt waren.

Charlie schüttelte den Kopf. Sie musste jetzt dringend schlafen.

»Behalt den Pullover«, sagte Johan. »Ich hole ihn ein andermal ab.«

Als sie im Haus war, nahm sie zwei der Schlaftabletten, die sie von Susanne bekommen hatte. Dann legte sie sich ins Bett und hoffte, dass die Tabletten sie in einen solchen Tiefschlaf versetzten, dass sie von Träumen verschont blieb.

Als sie am nächsten Morgen aufwachte, rief sie als Erstes Anders an.

»Wie geht es voran?«, fragte sie.

Anders gab ihr ungeschickt zu verstehen, dass er nichts sagen durfte.

»Das ist doch völlig bescheuert, dass du nicht mit mir darüber reden darfst.«

»So ist das nun mal, wenn man von einem Fall suspendiert ist.«

»Ich habe dich auf Isak gebracht«, sagte Charlie. »Ich ...«

»Aber du bist immer noch suspendiert.«

»Ist er es? Ist Isak für ihren Tod verantwortlich?«

»Du gibst wohl niemals auf, oder? Isak hat gestanden, ein Verhältnis mit ihr gehabt zu haben, das er beendet hat. Danach hat er erfahren, dass sie

schwanger war. Er sagt, er hätte sie in der Nacht ihres Verschwindens getroffen und versucht, mit ihr zu reden, aber sie war zu aufgewühlt, wütend und verletzt. Als er ihr helfen wollte, hat sie ihn angeschrien, sie in Ruhe zu lassen.«

»Ist er glaubwürdig?«, fragte Charlie.

»Er sagt, er hätte wegen seiner Familie geschwiegen. Dass er ohnehin nicht mehr als alle anderen gewusst hätte. Annabelle war ja bereits auf dem Weg vor dem Dorfladen gesehen worden, und dass er sie in der Nähe getroffen hatte, würde nichts ändern. Er wirkt jedenfalls aufrichtig betroffen.«

»Was sagt Susanne, seine Frau?«

»Sie hat bei ihrer Vernehmung erzählt, dass sie das Mädchen an dem Tag getroffen hat, nachdem sie vorher auf dem Handy ihres Mannes die Nachricht von der Schwangerschaft gefunden hatte. Es wird natürlich noch weitere Verhöre geben, aber wenn die Obduktion nichts anderes als Tod durch Ertrinken und Spuren der Vergewaltigung ergibt, werden wir niemanden dafür verantwortlich machen können.«

Charlie schwieg.

»Bist du noch dran?«

»Ja.«

»Können wir später noch mal sprechen?«

»Natürlich.« Charlie beendete das Gespräch. Sie hatte Anders eigentlich von ihren Entdeckungen vom Vortag erzählen wollen, aber warum sollte sie das tun? Sie schienen letztendlich nichts mit den Ermittlungen zu tun zu haben. Es war schon schlimm genug, dass sie es jetzt wusste.

Kapitel vierundfünfzig

Am nächsten Tag kam der Regen. Zum ersten Mal seit Ewigkeiten wachte Charlie ausgeschlafen auf. Sie lag lange da und lauschte auf das beruhigende Geräusch des Regens auf dem Hausdach. Heute, dachte sie, heute fahre ich zu Betty.

Der Friedhof lag verlassen da. Der Regen hatte so schnell aufgehört, wie er begonnen hatte. Die Luft war klar und frisch. Charlie ging über die ordentlich geharkten Wege und las die Aufschriften auf den Grabsteinen. Sie erinnerte sich an die Gräber, die sie früher besonders interessant fand. Die kleinen weißen Kreuze auf den Kindergräbern an der südlichen Kirchenwand, das Familiengrab mit dem Gedicht von Nils Ferlin.

*Nicht der kleinste graue Vogel
auf einem grünen Zweig dort singt.
Drüben auf der and'ren Seite.
Wie traurig mich das stimmt.*

Charlie kratzte ein wenig graues Moos vom Grabstein, das das letzte Wort des Verses überwucherte. Dann ging sie zu dem Kastanienbaum an der Kirchenmauer, unter dem Betty Lager begraben war.

Charlie betrachtete die pickende Taube auf dem Stein, der voller Vogelkot war. Betty wollte keine Taube, keinen Grabstein, keine Worte des Vermissens. Sie wollte im »Meer« verstreut werden. Doch jetzt hatte sie alles: den Stein, die Taube, Geburts- und Sterbedatum unter der Inschrift *Betty Lager, geliebt und vermisst*. Wer hatte die Beerdigung eigentlich organisiert? Charlie konnte sich nicht erinnern. Sie erinnerte sich an fast gar nichts aus der ersten Zeit nach Bettys Tod.

Vor dem Stein standen keine Blumen oder Grablichter, nur ein grünes, buschartiges Gewächs, das auf allen Gräbern gepflanzt war, die nicht von

Angehörigen gepflegt wurden. Charlie kletterte über die Friedhofsmauer und pflückte einen großen Strauß rosa und lila Lupinen. Dann ging sie zum Wasserhahn und füllte eine spitze Vase, die sie in die Erde drückte. Danach setzte sie sich neben das Grab und strich mit dem Zeigefinger über die verschnörkelte Inschrift.

Betty Lager, dachte sie. Du hättest mir die Wahrheit erzählen sollen. Vielleicht hätte ich dich dann besser verstanden. Dann dachte sie, dass das nicht stimmte, denn wenn Betty ihr alles gesagt hätte, wäre es nur schlimmer geworden. Wie hätte sie als Kind damit umgehen sollen, dass ihre Mutter ein Kind getötet hatte? Selbst als Erwachsene war das schwer zu begreifen und zu verkraften.

Wer warst du, Betty Lager? Wer warst du eigentlich, Rosa Manner?

Sie dachte an das Rachemotiv. Reichte es als Erklärung? In einem Zeitungsausschnitt hatte sie von den tragischen Familienverhältnissen der jungen Täterinnen gelesen, von Missbrauch, Prostitution und Krankheit, von der Gesellschaft im Stich gelassen. Doch das war zu einfach. Es gab Millionen Kinder da draußen, die von ihren Eltern und der Gesellschaft im Stich gelassen wurden, die deswegen aber noch lange nicht zu Mördern wurden. In Betty musste es noch andere Abgründe gegeben haben. In mir auch?, fragte sie sich. Bin ich wie Betty? Bin ich genauso unberechenbar wie sie?

Nein. Nein, nein, nein. Ich bin nicht Betty Lager. Ich bin nicht wie sie.

Als Charlie einige Stunden später nach Lyckebo zurückkam, saß Johan auf der Bank an der Hauswand und hielt das Gesicht mit geschlossenen Augen in die Sonne. Er hatte sie noch nicht bemerkt. Sie stand ruhig da und betrachtete ihn. Die braun gebrannten Beine in den Shorts, das lockige Haar. Er sah so entspannt aus, als ob es sein Haus wäre, sein blühender, verwilderter Garten, seine Bank. Sie ging zu ihm. Johan öffnete die Augen, blickte sie an und lächelte.

»Überraschungsbesuche sind wohl deine Spezialität«, sagte sie.

»Tut mir leid, wenn ich störe. Es ist nur ... Irgendwie werde ich so ruhig, wenn ich hier bin.«

Charlie setzte sich neben ihn.

»Wie geht es jetzt weiter?«, fragte Johan.

Charlie zuckte mit den Schultern, verstand nicht recht, worauf er hinauswollte.

»Wir könnten uns vielleicht verabreden«, fuhr er fort. »Ich meine, wenn wir beide wieder in Stockholm sind. Einen Kaffee trinken gehen oder so.«

»Klar«, sagte Charlie. »Das könnten wir. Als die Geschwister, die wir beinahe geworden wären.«

»Ich bin froh, dass wir keine Geschwister sind.«

Charlie lächelte und dachte, dass sie wohl etwas Ähnliches antworten sollte, aber das wäre vielleicht doch etwas zu ... vorhersehbar.

Kapitel fünfundfünfzig

Der Einsatz in Gullspång war beendet. Charlie hatte damit gerechnet, erleichtert zu sein, endlich abreisen zu können, doch etwas in ihr hatte sich verändert. Ich komme zurück, dachte sie. Dieser Abschied ist nur vorübergehend.

»Wie du wieder fährst«, sagte Anders.

»Du bist nur neidisch.«

»Darauf, dass ich nicht wie ein verrückter Teenager rase?«

»Dass du dich nicht traust zu überholen, dass du immer auf Sicherheit fährst, dass du nicht gleichmäßig Gas gibst und ...«

»Du bist immer noch wütend auf mich, oder?«

»Nicht auf dich. Vor allem auf mich.«

»Vergib dir selbst.«

»Gardell?«

»Wie bitte?«

»Was du gerade gesagt hast, vergib dir selbst. Das war mein Mantra, als ich jünger war, um mich zu beruhigen, wenn ich ... mir wie ein schlechter Mensch vorkam. *Alles, was du an dir hast – vergib dir selbst.* Ich glaube, das hat Jonas Gardell geschrieben.«

»Ich wusste gar nicht, dass er auch schreibt. Ich dachte, er sei nur Komiker.«

»Himmel.«

»Und, hat das Mantra geholfen?«, fragte Anders.

»Nein. Ich konnte schon immer nur schwer verzeihen.«

»Dir oder anderen?«

»Sowohl als auch.«

Ein Miauen ertönte vom Rücksitz.

»Challe wird das mit der Katze gar nicht gefallen«, sagte Anders. »Du weißt schon, dass er allergisch auf Tierhaare ist?«

»Ich nehme sie ja nicht mit zu ihm nach Hause.«

»Aber wenn er dieses Auto fährt, wird er es merken.«

»Dann sauge ich eben vorher ordentlich«, sagte Charlie. Sie lockte die Katze nach vorn, die sich auf ihrem Schoß niederließ.

»Sie sieht wirklich nicht gut aus. Mehr tot als lebendig.«

»Sie erholt sich schon.«

Anders' Handy klingelte.

»Ja«, meldete er sich. »Ja, wir sind auf dem Weg. Zwei Stunden noch, aber wir müssen unterwegs noch was essen. Nein, ich habe jetzt Hunger.«

»Hast du gerade einfach aufgelegt?«, fragte Charlie, als er das Gespräch abrupt beendete.

»Ja. Sie kann doch nicht bestimmen, ob und wann ich etwas essen darf, verdammt noch mal.«

»Vor mir brauchst du dich nicht zu rechtfertigen«, sagte Charlie. »Ich bin absolut auf deiner Seite.«

Sie hielten bei einem Fast-Food-Imbiss. Anders bestellte ein ganzes Hamburger-Menü. Sie aßen schweigend.

Charlies Gedanken wanderten wieder zu den Zeitungsartikeln über Betty und Nora. Keiner schien genau erklären zu können, was tatsächlich geschehen war. War es das Werk zweier psychopathischer Kinder? Ein Spiel, das aus dem Ruder gelaufen war? Die natürliche Folge von etwas, das passieren kann, wenn Kinder gezwungen werden, am Rand der Gesellschaft zu leben? Charlie dachte an das Kind, das ihre Großmutter verloren hatte, Bettys Schwester, ihre Tante. Sie wünschte, die Journalisten hätten davon gewusst. Dann hätte ihre Mutter vielleicht nicht als kaltblütige Mörderin dagestanden, und man hätte ihr möglicherweise etwas Verständnis entgegengebracht. Vielleicht hätte es aber auch keine Rolle gespielt. Ein zweijähriger Junge war entführt, erwürgt und versteckt worden.

Charlie dachte an ihre Großmutter, Cecilia Manner. Wer war sie gewesen? Eine Prostituierte und Süchtige, wenn man dem glauben konnte, was über sie geschrieben wurde. Eine Frau, die ihr eigenes Kind ins Verderben getrieben hatte. Doch Betty hatte nie ein schlechtes Wort über

ihre Mutter verloren. Und selbst wenn Cecilia ein schlechter Mensch gewesen wäre, wer konnte schon sagen, dass die Schuld bei ihr begann und endete?

Eine der Zeitungen hatte geschrieben, dass der Fall des toten kleinen Jungen keine Täter hatte, sondern dass alle Beteiligten Opfer waren.

Das stimmt, dachte Charlie. Bei dieser Geschichte gibt es nur Opfer.

Jene Nacht

Annabelle hörte, wie Isak ihr hinterherrief.

»Habe ich nicht gesagt, du sollst abhauen?«, schrie sie, ohne sich umzudrehen. »Habe ich nicht gesagt, du sollst mich in Ruhe lassen?«

»Ich bringe dich heim«, rief Isak. »Du solltest jetzt wirklich besser nach Hause gehen.«

»Das werde ich nicht. Verschwinde.«

Dabei hoffte sie, dass er ihr folgte, dass er sie in den Arm nehmen und ihr sagen würde, dass er sie liebte, dass alles gut werden würde, doch als sie sich umdrehte, war er weg.

Lange stand sie da und überlegte, was sie jetzt tun sollte. Sie konnte nicht nach Hause. Statt weiter den Schotterweg entlangzugehen, wandte sie sich Richtung Brücke. In der Mitte der Brücke stellte sie sich an das Geländer und blickte nach unten in die schwarzen Tiefen.

Die Dammschleusen scheinen offen zu sein, dachte sie, weil das Wasser in kraftvollen Wirbeln unter der Brücke hindurchschoss. Sie wurde von dem heftigen Verlangen gepackt, über das Geländer zu klettern. Sie hob das Kleid und stand im nächsten Augenblick auf der anderen Seite. Der Wind zerrte an ihrem Haar, ihr war schwindelig. Wenn einem schwindelig ist, hatte ihr Vater immer gesagt, muss man den Blick auf einen bestimmten Punkt richten. Sie schaute nach unten, suchte nach einem festen Punkt in den Strudeln. Doch den gab es nicht.

Als sie zurückklettern wollte, rutschte sie ab, fiel und ... und schwebte durch die Luft.

Fliege ich?, dachte sie, bevor ihr Körper auf der Wasseroberfläche auftraf und nach unten gezogen wurde.

Quellennachweis

Aus folgenden literarischen Werken und Liedern wurde zitiert:

Bärnsten, Ann-Christine: »Ska Vi Plocka Körsbär I Min Trädgård?« (Text: Börje Carlsson, Musik: Karl-Gerhard Lundkvist).

Berggren, Inger: »När Det Är Sol Och Vår« (Text und Musik von Åke Gerhard und Ulf Källqvist).

Brontë, Charlotte: *Jane Eyre*, Manesse, München, 2016, S. 244. Aus dem Englischen von Andrea Ott, mit einem Nachwort von Elfi Bettinger.

Camus, Albert: *Der Fremde*, Rowohlt, Reinbek bei Hamburg, 1994, S. 7. Aus dem Französischen von Uli Aumüller.

Ebba Grön: »800°«.

Ebba Grön: »Staten Och Kapitalet« (Ursprünglicher Titel: »Den Ena Handen Vet Vad Den Andra Gör«, Text und Musik von Leif Nylén).

Ebba Grön: »Ung Och Kåt«.

Ferlin, Nils: »Inte ens en grå liten fågel«.

Poe, Edgar Allan: »Annabel Lee«. In: Thomas Ollive Mabbott (Hrsg.): *The Collected Works of Edgar Allan Poe*, Band I: *Poems*. The Belknap Press of Harvard University Press, Cambridge MA, 1969, S. 468–481.

Danksagung

Mein Dank geht an

Lisa Andersson, weil du den Samen für dieses Buch gesät hast.

Andreas Andersson, weil du mich während des ganzen Schreibprozesses unterstützt hast. Das war unendlich wichtig.

Mama, für deine Geschichten und weil du mich an das hast glauben lassen, was es nicht gab. Für dein warmherziges und nachsichtiges Menschenbild und weil du immer große Stücke auf mich gehalten hast (auch wenn es nicht immer gerechtfertigt war).

Papa, weil du mir immer das Gefühl gegeben hast, geliebt zu sein, so wie ich bin. Ich danke dir für alle sorgfältig gekämmten Scheitel, alle Splitter, die du aus meinen Fingern gezogen hast, und dass du mir eine hohe Arbeitsmoral beigebracht hast.

Meine wunderbaren Geschwister Sofia, Petra, Jonna und Jonas, weil ihr immer für mich da seid, wenn das Leben nicht so einfach ist. Wer wäre ich ohne euch?

Bengt Arne und Helena für eure Unterstützung.

Meine Großmutter mütterlicherseits, wegen der Gespräche über Literatur und das Leben. Weil du mir gezeigt hast, wie viel eigentlich doch möglich ist. Ich vermisse dich. Göran Højman, weil du dich um uns gekümmert hast, als wären wir dein eigen Fleisch und Blut.

Céline Hamilton für deine Freundschaft, dein Talent und weil du mich dazu gebracht hast weiterzuschreiben, als ich schon aufgeben wollte. Ich

kann mich glücklich schätzen, dass du meine Agentin bist.

Johan Stridh und Matilda Lund für euren messerscharfen Blick auf mein Manuskript, für eure Geduld und euer Wissen über alles von Text über Kunst bis zu Bewässerung. Es war ein großes Glück für mich, euch mit an Bord zu haben.

Karin Linge Nordh, weil du von *Löwenzahnkind* begeistert warst und mich zum richtigen Verlag gebracht hast. Adam Dahlin, weil du dich meines Manuskriptes in einem frühen Stadium angenommen hast. Sara Lindegren und Marie Björk für eure professionelle Arbeit mit dem Buch.

Elisabeth Brännström und all die großartigen Leute bei Bonnier Rights.

Ted Esplund, weil er geholfen hat, die Polizeiarbeit korrekt darzustellen, und weil er das Manuskript gelesen hat. Mikael Schonhoff bei der NOA für all die raschen Antworten auf meine endlosen Fragen zu seiner Arbeit.

Sara Hemmel, weil du an mich geglaubt und meine Texte gekauft hast. Ich danke auch deinen Kolleginnen Veronica Trajkovski-Malheden, Nina van den Brink und Kari Bjørnstad.

Cajsa Winqvist, Dramaturgin und Lektorin, deren lobender Kommentar zu meinem ersten Manuskript mir Hoffnung gab, dass eines Tages doch noch ...

Titti Persson und Catharina Wrååk, weil ihr meine erste Novelle veröffentlicht und mich überzeugt habt, dass ich Schriftstellerin werden sollte.

Svante Weyler, weil du dir die Zeit genommen hast, meine Texte zu lesen und mit mir darüber zu sprechen. Das war so viel wert.

Ebba Andersson, Åsa Andersson, Lina Andersson, Eva Birkstam, Pernilla Ek, Thordis Elva, Rosie Orr, Birgitta Schenatz und Anna Winberg fürs Testlesen und euer Feedback. Ihr wart mir eine große Hilfe.